



Archiv

für die

pragmatische Psychologie

oder die

Seelenlehre in der Anwendung auf das Leben.

Herausgegeben
von
Dr. Eduard Beneke,
Professor an der Universität zu Berlin.

Dritter Band
(Jahrgang 1853).



Berlin, 1853.
Druck und Verlag von E. S. Mittler und Sohn.
(Zimmerstraße No. 84. 85.)

Inhalt.



I.

Zur Kunstlehre des Denkens.

Welche Stellung nimmt die Psychologie als Naturwissenschaft der Geschichte und der allgemein-gewöhnlichen Sprache gegenüber ein?

Zugleich als Einleitung zum dritten Jahrgange dieser Zeitschrift.

I. Die Frage.

Wir treten nun in den dritten Jahrgang dieser Zeitschrift ein. Da sind die Fragen natürlich: was hat sie bisher geleistet? und was hat sie weiter zu thun?

Der anfänglich entworfene Plan ging dahin: die in meiner „Pragmatischen Psychologie" gegebenen Umrisse auszufüllen, das dort aufgerichtete Gebäude weiter auszubauen und wohnlich zu machen. Hiefür sollte sich die gegenwärtige Zeitschrift, eben so wie die „Pragmatische Psychologie" selber, der allgemeinen naturwissenschaftlichen Methode bedienen, d. h. durchgängig auf Erfahrungen und Experimente stützen, und die theoretischen Ergebnisse dieser Erfahrungen und Experimente praktisch ausbeuten für alle Gebiete unseres geistigen Lebens. Dabei, wie der erste Jahrgang überwiegend das Allgemein-menschlich-Gleiche behandelt, sollte sich der zweite vorzugsweise mit dem Individuellen beschäftigen.

Die vermöge dieses Planes gegebenen Versprechungen sind, denke ich, erfüllt worden. Die Zeitschrift hat Aufsätze geliefert zur logischen, zur moralischen, zur ästhetischen, zur religiösen, zur pädagogischen, zur politischen und zu den sonstigen Kunstlehren, welche theils, diese oder jene von den genannten zusammenfassend, allgemeinere Gesichtspunkte, theils in Beziehung auf einzelne Zwecke speciellere ins Auge fassen. Bei der Lösung dieser Aufgabe ist sie durchgängig der naturwissenschaftlichen Methode gefolgt, hat sie namentlich fortwährend streng den Satz sich vor Augen gehalten, daß in der gesammten Natur aus Nichts nichts wird. Die Naturwissenschaft von der menschlichen Seele hat es allerdings mit ganz anderen Elementen und Processen zu thun, als die Chemie. Aber in der Methode stellt sie sich, theoretisch und praktisch, ganz der Chemie gleich. Sie läßt keine Veränderung, welche ihr durch die Erfahrung entgegengebracht worden ist, vorübergehn, ohne daß sie sich die Fragen vorlegt, und wieder durch die Erfahrung beantwortet, welche Elemente hinzugekommen seien oder hinweggenommen, und woher oder wohin diese gekommen, und durch welche Processe. In allen diesen Punkten hat sie ein so gutes wissenschaftliches Gewissen, daß sie, wie sie auch wiederholt gethan hat, die übrigen Naturwissenschaften dreist zur Vergleichung auffodern kann. Also so weit wenigstens sind die gegebenen Versprechungen erfüllt worden. Ein weiteres Urtheil muß der Verfasser natürlich Anderen überlassen.

Wie aber nun mit dem gegenwärtigen Jahrgange? Ist nicht durch das Angeführte Alles erschöpft? — Erschöpfen im Gebiete der geistigen Natur! wo doch unter den millionenmal millionen Menschen, welche existirt haben und gegenwärtig existiren, nicht zwei zu finden sein möchten, die nicht in mehr oder oder weniger bedeutenden Momenten einander ungleich wären! Lichtenberg sagt einmal, die Gesichter der gemeinen Leute auf der Straße zu sehn, sei jederzeit eines seiner größten Ver-

gnügen gewesen; keine Zauberlaterne komme diesem Schauspiel bei. So geht es Jedem, welchem der psychologische Sinn geöffnet ist. Wenn ich zu meinen Vorlesungen hingehe, und gerade nichts weiter zu bedenken habe, den größten Theil unserer langen Friedrichsstraße entlang: so zieht mir fortwährend, in denen, welche mir entgegenkommen, eine lange und reiche Bildergallerie vorüber, der ich mich seit Jahren gewöhnt habe die psychischen Bilder unterzulegen; so daß ich also zugleich einen ästhetischen Genuß und eine psychologische Anregung habe. Die Unterlegung kann freilich nur sehr flüchtig geschehn, da sie ja bei jedem folgenden Schritte unterbrochen wird; aber dessen ungeachtet ist sie gewiß nicht ohne Frucht; und was bei mir von Seiten des psychischen Bildes nur in äußeren und blaß gehaltenen Umrissen ausgeführt wird, das bildet sich Denjenigen, welche diesen Individuen als Verwandte, oder Freunde 2c. näher stehn, voll und mit lebhaften Farben aus; und es möchte sich unter all den unzähligen, die mir schon in dieser Art vorübergegangen sind, kaum auch nur ein einziger finden, welcher nicht, wenn man ihn in allen Punkten genau kennen lernen könnte, in dieser oder jener Beziehung ein eigenthümliches Interesse für die Wissenschaft und (denn alle wahre Erkenntniß ist zugleich praktisch) auch für die psychologische Pragmatik darböte.

Dies führt uns unmittelbar auf die andere Seite hinüber. Das Material für die pragmatische Psychologie ist unerschöpflich; aber eben deshalb, wer vermag es, auch nur in annähernder Vollständigkeit, so viel aus diesem unendlich reichen Quelle zu schöpfen, als für das Interesse der Wissenschaft und der Praxis erfodert wird! — Die Kräfte des Einzelnen reichen dazu freilich nicht aus. Aber wie sich die Naturwissenschaft von der menschlichen Seele in Betreff ihrer Gegenstände eines unendlichen Reichthums rühmen kann, so auch in Betreff ihrer Mitarbeiter. Jeder Mensch nimmt sich ja

wahr, und legt zugleich, was er in sich wahrgenommen hat, für die psychischen Bilder der mit ihm in Berührung Kommenden unter. Allerdings wird über diese unzähligen Beobachtungen nicht immer Buch geführt. Aber in irgend einer Weise, sei es auch durch noch so viele Glieder hindurch, und in noch so geringem Maße, wirken sie dennoch für die psychologische Erkenntniß mit: so daß man behaupten könnte, es habe niemals ein Mensch gelebt, welcher nicht irgendwie einen Beitrag dazu gegeben habe. Auch außer den eigentlichen psychologischen Werken, werden diese Beiträge in zwei große Magazine gesammelt: in das der Geschichte in der weitesten Bedeutung des Wortes, wo sie auch die Biographien und Briefsammlungen und die Familientraditionen umfaßt, und in das der allgemein-gewöhnlichen Sprache.

Also was ist zu thun? — Wir müssen die bestimmtere Beantwortung dieser Frage durch eine andere Reihe von Betrachtungen einleiten. Ungeachtet unser „Archiv" in seinen beiden Jahrgängen sich stets dem Leben angeschlossen, und namentlich schon jetzt eine reiche Gallerie von einzelnen Lebensbildern geliefert hat, wozu die größten Meister aller höher gebildeten Völker beigesteuert haben: so hat der Verfasser doch von seinen Freunden wiederholt die Klage hören müssen, daß dieser oder jener Aufsatz zu abstrakt gehalten sei. Ist diese Klage gegründet? — Ich kann dies allerdings nicht ganz in Abrede stellen; und ich kann auch für die Zukunft nicht versprechen, dies ganz abzustellen. Auch abgesehn davon, daß ja alle Wissenschaft wesentlich eine Tendenz zum Abstrakten hin hat, bildet doch der Verfasser dieser Zeitschrift nicht für sich allein unsre deutsche philosophische Welt. Er hat neben sich andere philosophische Denker, welche bekanntlich ohne allen Vergleich abstrakter sind; und er kann es nicht vermeiden, mit diesen zu reden, auch indem er gegen sie redet; nicht vermeiden, indem er ihnen gegenüber den Satz geltend macht, daß, mit der

strengsten Ausschließung aller sogenannten Spekulationen, die Wissenschaft lediglich auf Erfahrungen zu gründen sei, diese Spekulationen kritisch zu beleuchten, und so lange wenigstens als er dies thut, auf ihr Terrain hinzutreten. Man nehme die Aufsätze über die Freiheit im letzten Hefte. Da in den falschen Auffassungen von derselben ein großer Theil unserer spekulativen Systeme ihren eigentlichen Mittel- und Haltpunkt hat: so mußte ernstlich auch auf jene eingegangen werden. Um für einen neuen Aufbau Raum und Luft zu gewinnen, muß man, wo schon gebaut ist, erst abreißen und wegräumen. Er kann also allerdings nicht mit Gewißheit versprechen, daß er nicht wieder von neuem abstrakt, und gewissermaßen zu sehr abstrakt werden muß. Aber das Letztere soll jedenfalls nur für kurze Zeiten, nur für so lange geschehn, als es die eiserne Nothwendigkeit durchaus erheischt. Und da liegt dann eben, damit es nicht länger andauere, das beste Gegenmittel in den beiden vorher bezeichneten, lebendigen und belebenden Quellen vor, welche noch nicht Wissenschaft sind, aber doch, von einer anderen Seite her betrachtet, schon ein Wissen, oder wenigstens ein Denken in der einfachsten, und eben deshalb frischesten Form darbieten: in der Geschichte und in der allgemein-gewöhnlichen Sprache. Diesen beiden Quellen also will der Verfasser im gegenwärtigen Jahrgange noch näher rücken. Aber wie? Geht nicht hiedurch die Philosophie ihrer Hoheit verlustig? Macht sie sich nicht dadurch, daß sie in das gemeine Leben hinabsteigt, auch der Unwissenschaftlichkeit und Ungründlichkeit, der Niedrigkeit und Unreinheit des gemeinen Lebens theilhaftig? — Allerdings ist dies bis jetzt, mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen, die Meinung der Philosophen gewesen. Man hat sich, wie von aller Erfahrung, so auch von derjenigen der Geschichte abgewandt, höchstens sie konstruiren, sie, wenn auch freilich immer nachher, doch, im Verhältniß zur angewandten Methode vorher (a priori) konstruiren wollen; und man hat sich in eine

Sprache gehüllt, die von der allgemein gewöhnlichen durchaus verschieden war: eigentlich keinem Volke und keiner Zeit angehörte, sondern von den Philosophen lediglich für ihren Gebrauch gebildet, und in Folge dessen allen Anderen, die sie nicht mühsam erlernt hatten, völlig unverständlich war.

Also auf welche Seite sollen wir uns schlagen? — Um diese Frage befriedigend zu beantworten, müssen wir die Natur und Stellung dieser beiden — sei es nun Verbündeten oder sei es Feinde — noch erst genauer beleuchten.

II. Die Frage in Betreff der allgemein gewöhnlichen Sprache.

Man hat nicht mit Unrecht bemerkt, für die Philosophie gebe es keine größere Schwierigkeit, als daß sie beständig genöthigt sei, die Sprache der Unphilosophie zu reden. Aber von einer anderen Seite her sehen wir auch, und ebenfalls nicht mit Unrecht, die Behauptung aufgestellt, alle Philosophie könne und solle nichts Anderes sein, als die Auslegung, die Exposition der allgemein-gewöhnlichen Sprache. Wie sind nun diese beiden Sätze zu vereinigen?

Jedes Wort bezeichnet einen Begriff, ein Allgemeines: denn wir bedienen uns ja seiner zur Bezeichnung von hundert und tausend Besonderem. Eben so aber auch jede Form der Sprache: jede Flexionsform, jede Stellung in einem Satze, jede Verbindung von Sätzen 2c. Vermöge dessen also liegen in der Sprache durch und durch äußere Reflexe des Denkens vor: vom Umfassendsten bis zum Einzelnsten hin. Man nehme die Völker. Ein Kenner wird es sogleich mit kaum trügender Gewißheit herausfühlen, daß diese oder jene sprachliche Darstellung, und mag auch die Uebersetzung noch so trefflich sein, nicht ursprünglich deutsch, sondern französisch, englisch 2c. abgefaßt worden ist. Eben so mit den verschiedenen Zeitaltern.

Alle äußerliche Modernisirung vermag eine Gedankenentwickelung des sechszehnten oder siebzehnten Jahrhundertes, oder des Alterthumes, nicht dem Genius unseres Jahrhundertes homogen zu machen: die innerste Organisation des Denkens ist eine durchaus verschiedene. Und so hinab bis zum Individuellen: zu dem bekannten le style c'est l'homme. Man schlage im Briefwechsel zwischen Göthe und Schiller hier und dort auf. Auch wo sich kein Name des Schreibers oder Empfängers findet: wir brauchen nur zwei oder drei Sätze hintereinander zu lesen, so können wir meistentheils mit voller Sicherheit sagen: dies kann nur Göthe geschrieben haben, dies nur Schiller. Und doch stehn diese beide Individualitäten nicht im entschiedenen Gegensatze, ja nicht einmal in einem besonders weiten Abstande von einander. Man nehme Wieland, Herder, Jean Paul, Hippel rc., und die Unterscheidung wird noch leichter von Statten gehn.

Die allgemein-gewöhnliche Sprache also bietet uns in den Zusammenfassungen, die ihr durch und durch, und in den mannigfachsten Richtungen, zum Grunde liegen, einen unendlich reichen Schatz von Denken dar: einen Schatz, wie er sich, durch das Zusammenarbeiten von Millionen während einer langen Reihe von Jahrhunderten angesammelt hat, und welcher, indem sich die Wörter und Sprachformen unter vielem Anderen auch auf die Gegenstände der Philosophie, und namentlich der Psychologie beziehn, mit Recht von jeher als auch für diese Gebiete höchst schätzbare Beiträge darbietend angesehn worden ist.

Aber wir dürfen freilich auch die Kehrseite nicht vergessen. Bei demjenigen Denken, welches in der allgemein-gewöhnlichen Sprache zur Abspiegelung (zum Reflexe) kommt, haben sich alle anderen Motive bethätigt, nur nicht die der wissenschaftlichen Erkenntniß; und deshalb ist es durch und durch von unwissenschaftlichem Charakter. Es ist daher entschieden verkehrt, wenn man den zweiten der vorher angeführ-

ten Aussprüche, wir wollen nicht einmal sagen, in voller, sondern auch nur in annähernder Strenge geltend machen will. Je umfassender das für die Verarbeitung im Denken Vorliegende ist, in je größerer Tiefe es liegt: um desto weniger konnte es von dem unwissenschaftlichen Denken, welches der gewöhnlichen Sprache zum Grunde liegt, erfaßt werden, und um desto weniger also kann auch die Philosophie erwarten, in jener auch nur die Umrisse von Demjenigen zu finden, was ihr für ihr Denken als Aufgabe gestellt ist. Man nehme Wörter wie „Vernunft, Freiheit ꝛc." Wir finden von ihnen so viele verschiedene Definitionen, wie es von einander unabhängige philosophische Systeme gegeben hat; und nicht selten haben von den einander entgegengesetzten Definitionen die eine eben so viel Recht und eben so viel Unrecht, wie die andere. Wie dies? — Indem es sich um so Umfassendes, so tief Liegendes handelt, so hat der Blick nicht bis dahin gereicht, wohin er für eine nur einigermaßen genügende Auffassung des Wesentlichen hätte reichen müssen. Also nur Unwesentliches, oberflächlich vorliegendes Nebenwerk ist aufgefaßt; und weil in den Produkten dieser Auffassungen für das Wesentliche gar keine Bestimmtheit vorhanden ist, so kann auch mit demselben Rechte die Lücke von dem Einen so und von dem Anderen anders ausgefüllt werden.

Dies ist, wohl zu merken, der allgemein-gewöhnlichen Sprache gegenüber nicht als Vorwurf, sondern als Lob geltend zu machen. Für ihre Zwecke, d. h. für die Zwecke des allgemein-gewöhnlichen Verkehrs, wäre eben eine tiefere und genauere Auffassung nicht angemessen gewesen. Ein Goldstück ist (wenigstens bis jetzt noch) unstreitig von höherem Werthe, als ein Kupfer- oder ein Silberstück. Aber nur mit Goldstücken ließe sich im allgemeinen Verkehr des Lebens nicht auskommen. In gleicher Weise nun würde auch mit philosophisch ausgeprägten Wörtern und Begriffen nicht für diesen Verkehr aus-

zukommen sein. Aber dasselbe gilt auch nach der anderen Seite hin. Die Wörter der allgemein-gewöhnlichen Sprache sind für die Philosophie nicht brauchbar, wo es Umfassenderes und tiefer Liegendes gilt, weil man durch sie die Gedanken nicht auszudrucken im Stande ist, um welche es sich hier handelt. Wir müssen für diese eine andere Sprache haben. Man nehme etwa den Ausdruck „Stärke" der psychischen Akte. Die Psychologie als Naturwissenschaft hat gezeigt, daß, was man Stärke nennt, aus der höheren Kräftigkeit der Urvermögen stammen kann, oder aus der angemessenen Höhe der Ausfüllungen, oder aus der Vollkommenheit des Aufbehaltens, oder aus angemessenen Aufbildungen von außen her, oder aus Spannungen von innen her, solchen, die vorübergehend hinzukommen, und solchen, die sich fixiren, oder aus vielfach wiederholter Erzeugung derselben Akte, welcher dann eine gleichartige Verschmelzung folgt, die keine Verschiedenheit mehr erkennen läßt, oder auch noch aus anderen Ursachen, deren Erläuterung hier zu weit führen würde. Also an die Stelle des unwissenschaftlichen Denkens, welches der Ausdruck „Stärke" repräsentirt, muß ein neues, wissenschaftlich bestimmtes und scharfes, genetisch tiefer eindringendes treten; und für die Produkte von diesem brauchen wir dann auch neue Wörter, wie z. B. „Vielräumigkeit, eingewachsener und angewachsener Raum"*). So haben wir denn wesentlich ein Auseinandertreten der Philosophie mit dem Leben, einen Zwiespalt zwischen ihnen. Aber ob für immer? Und ob einen weiter reichenden, einen unversöhnlichen? — Das ist die Frage, die wir zu beantworten haben.

III. Die Frage in Betreff der Geschichte.

Der Geschichte gegenüber giebt sich im Allgemeinen derselbe Antagonismus kund, und wir können daher in seiner

*) Vgl. mein „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft" (zweite Auflage), S. 91.

Charakteristik kürzer sein. Man hat nicht selten die Geschichte als offenbarend und maßgebend angesehn für das Recht, für die Wahrheit: „was wirklich sei, sollte auch vernünftig sein". Aber in den Jahrbüchern der Geschichte liegt es ja auf jedem Blatte vor uns, wie das Höchste und Heiligste, wie rein es sich auch hervorgebildet hat, (man denke nur an die Lehre Christi!) doch immer wieder verkehrt und in den Koth hinabgezogen worden ist, die auch noch so vollkommene Weisheit immer wieder zur Thorheit gemacht! Die Vernunft (sagt einmal Göthe) ist immer in der Minorität gewesen. „Zu allen Zeiten (wie er es an einer anderen Stelle ausspricht) sind es nur die Individuen gewesen, welche für die Wissenschaft gewirkt, nicht die Zeitalter. Das Zeitalter war es, das den Sokrates durch Gift hinrichtete; das Zeitalter, das Hussen verbrannte; die Zeitalter sind sich immer gleich geblieben." So selbst in den Naturwissenschaften: so daß man selbst in diesen, ähnlich wie in den Gebieten der Moral und Religion, von „Märtyrern" hat sprechen können*). „Es ist eine alte, ewige Bemerkung (so äußert sich darüber der Verfasser der „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" in einer anderen Schrift), daß die würdigsten Erleuchter und Besserer der Welt nicht sogleich wirkten, oft lebenslang verkannt wurden. Ihre Gedanken- und Empfindungssphäre war dem Jahrhundert zu fern und zu hoch. Was will dieser Steinklump sagen? sagten sie zum Fuß der Bildsäule (denn höher hinauf langte ihr Blick nicht), und überwarfen das arme Postament (nicht die Bildsäule, an die ihre Hand nicht reichte) mit Koth"**). Also wer sich an

*) So in dem 1841 erschienenen Werke von **Brewster**: **The Martyrs of Science; or the Lives of Galileo, Tycho Brahe and Kepler.**

**) Herder in seiner interessanten kleinen Schrift „Vom Denken und Empfinden der menschlichen Seele".

die Geschichte anschließt, unterliegt selbst der Gefahr, in diese Gemeinheit zu verfallen; der Gefahr, an der Stelle des wahren Gottes den Götzen anzubeten, wie ihn der Augenblick, die Mode mit täuschendem Glanze umgeben und heilig gesprochen haben.

Aber auf der anderen Seite: bringt uns denn die Geschichte nicht auch jenes Hohe und Heilige, jene Vernunft in der Minorität, jene Märtyrer der Wissenschaft, und des Rechtes, und der Sittlichkeit, und der Religion entgegen? — Also auch hier findet sich eine ganz ähnliche Verwickelung wie dort, die uns zu lösen obliegt.

IV. Die Beantwortung der Frage.

Zuerst, wo ist das gemeinsame Gebiet, auf welchem die Geschichte und die Sprache mit der Philosophie zusammentreffen können? — Dieses gemeinsame Gebiet ist die Wirklichkeit, die ja maßgebend ist für alle drei. Die Geschichte trägt dieselbe in ihre Bücher ein: in diejenigen, welche die Entwickelung von Völkern und Jahrhunderten, und in die, welche die Ausbildung und die Bethätigung von Individuen aufbewahren. Da also kann sie von der Wissenschaft des geistigen Lebens gefunden werden für die Feststellung der Grundelemente und der Grundgesetze, und die hierauf begründete Scheidung des wahrhaft Werthvollen von dem Werthlosen und Verkehrten. Und eben so mit der Sprache. Auch ihre Zusammenfassungen und Formen beziehn sich ja durch und durch auf Wirkliches; und sind auch die Auffassungen desselben, die sie in sich abspiegelt, zunächst von unwissenschaftlichem Charakter, so liegen sie doch, mehr oder weniger, auf dem Wege zur Wissenschaft: enthalten Ahnungen, Hinweisungen, welche auch für die Wissenschaft von Bedeutung, und gelegentlich von hoher Bedeutung werden können.

In beiderlei Beziehungen nun haben die Psychologie als Naturwissenschaft und die auf sie begründeten übrigen philosophischen Wissenschaften eine ohne allen Vergleich günstigere Stellung als unsere spekulativen Systeme. Jetzt endlich sind dieselben, nach manchen schätzenswerthen Vorbereitungen, zu der männlichen Kraft herangereift, daß sie, wie die Physik schon im siebzehnten Jahrhunderte vermocht hat, die Fesseln der aristotelisch-scholastischen Methode hat abwerfen können, welche sie bisher an jedem wahren Fortschritte gehindert hatten. Die Psychologie steht nun, von Seiten ihrer Methode, den Wissenschaften von der äußeren Natur ganz gleich; und vermöge dessen ist sie dann auch offen für die Geschichte in ihrer ganzen Ausdehnung: kann sie in den Besitz des von dieser angesammelten unendlichen Reichthums eintreten, und für ihre Probleme aus diesem heraus Lösungen gewinnen, welche nicht mehr mit jedem Jahrzehende wechseln, sondern, gleich den Lehrsätzen der übrigen Naturwissenschaften, so lange wie das menschliche Geschlecht bestehn. Und wie nun mit der Sprache? — Unsere spekulativen Systeme, da sie mit ihrem Denken eine weit zurückliegende Zeit reproducirt hatten, sprachen sich in Kunstausdrücken einer längst verschollenen und für ihren Gebrauch noch mehr verunstalteten Sprache aus. Die Psychologie als Naturwissenschaft hat auch eine neue Kunstsprache gebildet; aber weil ihre Grundgedanken die Wirklichkeit wiedergeben, so hat sie sich auch der lebenden Sprache anschließen: die Merkzeichen, welche sich in dieser niedergelegt vorfinden, verfolgen, und Dasjenige von ihr benutzen können, was auch für die wissenschaftliche Erkenntniß brauchbar war.

Also wie hat sich nun die Psychologie zu beiden zu stellen? — Wie schon aus dem Angeführten hervorgeht, nicht zu Allem, was sie darbieten, in gleicher Weise. In jedem besonderen Falle kommt es auf die Verwandtschaft an, welche dasselbe mit der Wissenschaft hat: von der einen Seite auf den

Ansatz, den man zu dieser genommen, und von der anderen auf die mitwirkenden Begünstigungen oder Hinderungen. Ueberall aber muß der gemeinsame Grundquell, die Wirklichkeit, maßgebend sein.

Was nämlich zuerst die Sprache betrifft, so liegt ja doch nicht Alles, und auch nicht Alles, was Gegenstand der psychologischen Erkenntniß ist, so tief, daß es für die Auffassung des allgemein-gewöhnlichen Denkens unerreichbar wäre; ja Manches kann von demselben mit einem sehr hohen Grade von Wahrheit aufgefaßt und ausgedruckt werden, wenn auch nicht gerade in jeder Beziehung. Wir haben schon früher ein Beispiel kennen gelernt. Die Auffassung, welche die gewöhnliche Sprache durch den Ausdruck „Stärke" der Seelenkräfte und Seelenakte bezeichnet, ist nicht falsch, sondern nur summarisch-ungenau; und die wissenschaftliche Sprache also hat nur das von der unwissenschaftlichen Dargebotene genetisch-eindringend genauer zu unterscheiden. Oder man nehme ein anderes Beispiel. Die allgemein-gewöhnliche Sprache redet von Begriffen, d. h. von Vorstellungen, welche mehrere andere unter sich begreifen*). Dem liegt eine sehr richtige Auffassung zum Grunde, aber welche doch nur eine Folge, und also insofern ein Nebenmoment, nicht das Wesen oder die innere Organisation des Begriffes trifft. Diese Lücke also mußte durch die Wissenschaft ausgefüllt werden. Wie ist sie ausgefüllt worden? — Die bisherige Psychologie und Logik haben das Wesen des Begriffes in seine größere Einfachheit gesetzt, also darin, daß wir z. B. bei dem Begriffe „Sucht" oder „Leidenschaft" ein einfacheres Vorstellen haben, als wenn wir von „Ruhmsucht",

*) In dieser Weise möchte die Ableitung des Wortes am wahrscheinlichsten zu deuten sein. Es giebt freilich auch ein „Begreifen" durch die Begriffe; aber diese Fassung enthält wohl eine erst später ausgebildete Anwendung des Ausdruckes. Indeß bescheide ich mich gern in diesem Gebiete meiner mangelhaften Kenntniß.

von „Gewinnsucht", von „Reisesucht" ꝛc. reden. Auch dies ist richtig, wie aus den angeführten Beispielen unmittelbar erhellt. Aber wenn das Wesen des Begriffes in nichts weiter bestände, so müßten wir das Denken fliehen, so viel wir nur irgend könnten: denn es führte ja lediglich zu Verlusten; wie dies denn auch in der That von Manchen, gerade wieder in der allerneuesten Zeit, behauptet worden ist.*) Also, wie die Psychologie als Naturwissenschaft gezeigt hat, auch dies ist nur ein Nebenmoment, eine Folge, ist (um es so auszudrucken) ein bloßes Symptom; aber das Innere, das Wesen, und in Bezug worauf das Denken ein Gewinn ist, besteht in etwas ganz Anderem: nämlich indem der Begriff aus einer größern Anzahl von ähnlichen Vorstellungen hervorgebildet wird, gerade umgekehrt, in der größeren Vielfachheit des Vorstellens im Begriffe, oder darin, daß die wenigeren Qualitäten, welche in ihm vorgestellt werden, dafür zwanzigfach, hundertfach, bei den höheren Begriffen vielleicht tausendfach gleichartig verschmolzen vorgestellt werden, und vermöge dessen ein stärkeres, klareres, und (von Seiten der, vermöge der angegebenen Entstehungsweise, dem Begriffe mehr oder weniger anhangenden besonderen Vorstellungsbestandtheile) ein fruchtbareres Vorstellen ist. So haben wir denn freilich in dieser genetisch tiefer eingehenden, naturwissenschaftlichen Bestimmung des Begriffes etwas ganz Anderes, als worauf der gewöhnliche, symptomatisch-oberflächliche Sprachgebrauch hinweis't; aber wir haben dessenungeachtet hier kein eigentliches Auseinandergehn mit diesem: da wir ja (im Gegensatze mit Dem, was sich S. 8 für andere Begriffe als nothwendig herausgestellt hat) den Umfang oder die Umgränzung haben unverändert beibehalten können.**)

*) Siehe den dritten Aufsatz des gegenwärtigen Heftes.

**) Von dem oben Angegebenen, daß, wo die Natur des aufzufassenden Inneren bestimmtere Reflexe nach dem Aeußeren hin bedingt, auch

Sehr ähnlich nun mit der Geschichte. Man nehme auch hier ein einzelnes Beispiel. Neuerdings hat von einer gewissen Seite her ein gewaltiges Sturmlaufen gegen die Religion Statt gefunden. Dieselbe sollte durch und durch Schwäche, Unvollkommenheit sein, über welche sich der starke Geist erheben, die er von sich abthun solle. Wie man also von der anderen Seite her sich hat verleiten lassen, den Verstand zu verdächtigen, als abstrakt, leer, kalt, unfruchtbar an Lebenswärme und an Lebens- und Liebeswirken: so wurde dagegen von dieser Seite her verlangt, der Verstand solle Alles in Allem sein, die Religion gänzlich zur Seite geschoben werden.

Sollen wir nun Dem beistimmen? — Dann müßten wir die Welt geradezu für ein Narrenhaus erklären. Was so lange, so ununterbrochen die Gemüther beschäftigt, zu so weitreichenden Institutionen geführt, für welches so viele Menschen Opfer und große Opfer gebracht, und Opfer von so Vielem, was ihnen sonst das Theuerste ist, wofür so viele geschwärmt, und worüber so viele der ausgezeichnetsten Geister besonnen beistimmend gedacht haben, Das kann unmöglich auf bloßer Einbildung beruhen. Gesetzt, es wäre wirklich, wie Jene behaupten, Schwäche und Unvollkommenheit, so müßte es jedenfalls eine solche sein, die der Mensch nicht loswerden könnte, die ihm vermöge seiner Natur und seiner Stellung in der Welt unhintertreiblich beiwohnte. Also wir haben die Religion als ein wesentliches Moment in der geistigen Entwickelung des Menschen anzusehn; und für die Wissenschaft ergiebt sich das Problem, in diesem Charakter ihre Produkte genetisch zu konstruiren und zu begreifen vermöge ihres in die Tiefe leuchtenden Lichtes.

---

schon der gewöhnliche Sprachgebrauch das Innere mit einem sehr hohen Grade von Wahrheit in sich abspiegeln kann, werden wir ebenfalls im dritten Aufsatze dieses Heftes interessante Belege beizubringen Gelegenheit haben.

Wie weit uns dies gelingt, bis zu den Grundfaktoren hin, so weit werden wir dann auch zugleich zu einer gründlicheren Würdigung dieser Produkte, zu einer allgemein-gültigen Scheidung des Werthvollen von dem Werthlosen und dem Verderblichen, welche damit zu Zeiten in Verbindung getreten sind, in den Stand gesetzt werden.

Dies nun führt uns zu dem letzten Punkte, den wir noch ins Auge zu fassen haben, und durch welchen die Verbindung, mit deren Nachweisung der gegenwärtige Aufsatz zu thun hat, sich als eine noch ungleich innigere und fruchtbarere herausstellen wird. Ist denn die Geschichte wirklich ein Kreisen ohne Zweck und Ziel? — Unstreitig nichts weniger. Wir sind im Glauben an Gott und seine Weltregierung überzeugt, daß selbst die äußeren Geschicke, wie sehr sie auch unserer Kurzsichtigkeit als ein wunderlich verwirrtes oder verwirrendes Spiel des Zufalls erscheinen mögen, durch die höchste Weisheit geordnet sind; und wir wissen vermöge eines tieferen Studiums der menschlichen Natur, daß die geistige Entwickelung des menschlichen Geschlechtes, mit innerlich begründeter Nothwendigkeit, höheren Zielpunkten zustrebt. Die Wahrheit, das Sittliche, das Recht, die Religion, das Aesthetisch-Schöne und Erhabene sind, nach den von der Psychologie als Naturwissenschaft gewonnenen tieferen Aufklärungen, nicht (wie man wohl gemeint) etwas der menschlichen Natur Fremdartiges. Sie sind zwar derselben nicht angeboren: weder in Begriffen oder Ideen, noch in Sätzen (Principien), noch in gewissen Arten des Gefühles oder des Geschmacks, oder in sonst irgend einer Form. Alle diese Formen sind von zu weit vorliegendem oder abgeleitetem Charakter, als daß der zu den Grundfaktoren unserer Seelenentwickelung Vorgedrungene auch nur einen Augenblick ein solches Angeborensein für möglich halten könnte. Sie sind also nicht präformirt im Angeborenen, aber sie sind in demselben prädeterminirt: so daß sie (wie sich entschieden nachweisen läßt),

vermöge der fortwährenden Wirksamkeit der Grundgesetze der menschlichen Natur allgemein=menschlich nothwendig zur Ausbildung kommen müssen, wenn die Entwickelung der Seele bis zu gewissen Punkten hin und ungestört fortschreitet. In dieser Art also, d. h. vermöge der Grundfaktoren, sind sie allerdings angeboren; und insofern die Wahrheit, die Sittlichkeit, das Recht, die Religion, das Aesthetisch=Schöne und Erhabene nichts Anderes als der reinste Abdruck der Natur des Menschen.

Nun sind freilich, damit diese höheren Produkte zur Ausbildung kommen, gewisse günstige Entwickelungsverhältnisse nöthig, welche nur für einen kleinen Theil des menschlichen Geschlechtes eintreten. Daher die (S. 10) erwähnten Thatsachen, daß in allen Richtungen der Geistesbildung vorerst nur Einzelne vorleuchtend auftreten, die dann von den Anderen verfolgt und „mit Koth beworfen werden". Aber was in dieser Art gewonnen wird, erhält sich dennoch als ein heiliges Vermächtniß für die Folgezeit: wie es Herder im Verfolge der früher angeführten Stelle ausdruckt: nach Jahrhunderten, wenn es hellerer Tag wird, rückt die Natur aus dem Nebel; und nun zeigt sich, daß auch damals schon Manches gewirkt, und der besseren Zeit Platz gemacht hat. Es bildet sich eine von Geschlecht zu Geschlecht fortgehende Tradition des Höheren in allen jenen Formen, die sich unaufhaltsam und unablässig weiter ausbreitet, und die anfangs allgemein verbreitete Rohheit immer mehr und mehr einschränkt.

Die Ursachen hievon sind, dem Allgemeinsten nach, nicht schwer nachzuweisen. Die Grundfaktoren, welche auf die allgemein=menschlich prädeterminirten Normen hingehn, bleiben sich, eben weil sie der tiefsten Grundlage unserer Natur angehören, fortwährend gleich, und wirken also ununterbrochen in derselben Art. Dagegen das von denselben Abweichende und Verkehrte durch äußerlich fremdartige Bildungsmomente,

und also verschiedenartig und vorübergehend bedingt ist, fortwährend wechselt und eines das andere neutralisirt. Mag also auch das wahrhaft Werthvolle, selbst nachdem es sich ausgebildet hat, mannigfach wieder verdeckt und verstellt werden: da die innerlich prädeterminirenden Faktoren fortwährend darauf hinarbeiten, so sehn wir es doch in alle Zukunft hin bleiben, und wenn jene wechselnden Hüllen Raum geben, in demselben unverminderten Glanze leuchten. Ungeachtet alles Schwankens im Einzelnen also ist für das Menschengeschlecht im Ganzen ein stätiger Fortschritt bedingt: so daß wer sich in dieser Richtung bethätigt, sicher sein kann, daß er nicht vergebens arbeitet. Der ausgestreute Samen, wenn er auch verloren gegangen zu sein scheint, wird dessenungeachtet aufgehn, und ins Unendliche hin Frucht bringen.*)

Und eben so in Betreff der Sprache, die ja in Bezug auf das hier zur Betrachtung Vorliegende ebenfalls der Geschichte angehört, und demnach ganz unter denselben Gesichtspunkt fällt. Die allgemein-gewöhnliche Sprache, wenn sie auch nicht aus den unmittelbar ihr selberangehörigen Bildungsfaktoren wissenschaftlich genaue und tiefer dringende Auffassungen zu erzeugen vermag, ist doch im Allgemeinen offen für alle diejenigen, welche neben ihr, und namentlich durch ein gesundes philosophisches Denken ausgebildet sind. Sobald also die Zeit reif genug dazu geworden ist, daß ein gewisses Denken Gemeingut werde, wird dasselbe in die allgemein-gewöhnliche Sprache aufgenommen; was probehaltig ist, erwirbt früher oder später das allgemeine Bürgerrecht (wovon ja auch jedes Jahrzehend immer von neuem Beispiele aufzuweisen hat), und behält dann dasselbe, so lange das Volk, welchem sie angehört, oder so lange sie auch bei anderen Völkern forterisiirt.

---

*) Wir werden hierauf noch in mehreren folgenden Aufsätzen wieder zurückkommen, zunächst im vierten Aufsatze des gegenwärtigen Heftes.

Fassen wir nun das Ganze zusammen, so ist augenscheinlich: es öffnet sich für die Psychologie als Naturwissenschaft auch in diesen Richtungen ein fruchtbares Feld in Betreff ihrer pragmatischen Anwendungen. Sie darf sich der Geschichte und der Sprache in keiner Weise unterordnen; aber sie empfängt von ihnen fortwährend Materialien, Winke, Andeutungen, Hinweisungen, Probleme auch in Bezug auf die ihr eigenthümlichen Aufgaben. Die Verarbeitung dieser Materialien, die Verfolgung dieser Winke und Hindeutungen, die Lösungen dieser Probleme gewinnt sie durch ihr tieferes Eindringen in die vorliegenden Naturerfolge, ihr Zurückgehn zu deren Elementen und Grundprocessen; und vermöge dessen wird sie dann mit den Mitteln ausgerüstet, sich für das Empfangene dankbar zu erweisen. Indem sie die Ergebnisse ihrer Forschungen in die geschichtlichen Entwickelungen, und unter Anderem auch in die sprachlichen, hineingiebt, setzt sie diese dadurch in den Stand, die großen Zielpunkte der Entwickelung des menschlichen Geschlechtes rascher und sicherer zu erreichen, als dies aus ihren übrigen Bildungsfaktoren heraus möglich gewesen sein würde.

Diese wechselseitigen Förderungen nun wird diese Zeitschrift im gegenwärtigen Jahrgange vorzugsweise ins Auge fassen. Auch für die Aufgaben freilich, welche sie sich in den beiden ersten Jahrgängen gestellt hatte, ist noch Manches zu thun, dem sie sich nicht entziehn darf, und welches ja überdies die nothwendige Vorbereitung für das gegenwärtig Vorgesetzte bildet. Aber im Allgemeinen werde ich mir dieses Letztere zur Hauptsache machen, und hoffe hiefür manchen nicht unwillkommenen Beitrag liefern zu können.

II.

Zur allgemeinen psychologischen Pragmatik.

Die Verzweigungen und Verästelungen des Individuellen.

Wir haben früher (Band II., S. 20 ff.) „die Grundwurzeln des Individuellen in den menschlichen Seelen" aufzuweisen unternommen. Diese haben sich, auf der Grundlage der von der Psychologie als Naturwissenschaft angestellten tiefer eindringenden Zergliederungen, als überaus einfach gezeigt. Alle Formen der ausgebildeten Seele, wie sie in den mannigfachen Talenten, und den eben so mannigfachen Gemüths- und Charaktereigenschaften vorliegen, haben wir als erst später geworden erkannt. Was der menschlichen Seele ursprünglich zukommt, sind nur die geistig-sinnlichen Urvermögen, welche nicht nur ohne alle gegenständliche Bestimmtheit sind, außer der ganz allgemeinen des Grundsystemes, dem sie angehören, sondern eben so auch ohne alle Formbestimmtheit, wir müßten denn als solche das ihnen grundwesentlich inwohnende Aufstreben geltend machen wollen, welches ihnen aber bei dem ersten Schritte ihrer Ausbildung mehr oder weniger verloren geht, und so verloren geht, daß an die Stelle davon mannigfache, zum Theil einander entgegengesetzte Bildungsformen treten können. Diese geistig-sinnlichen Urvermögen sind ausgestattet mit gewissen Graden der Reizempfänglichkeit,

der Kräftigkeit und der Lebendigkeit; und in diesen drei Grundeigenschaften liegt uns Dasjenige vor, was von innen her die verschiedenen menschlichen Individualitäten bedingt. Mit ihnen wirken dann, von außen her, die verschiedenen Affektionen und Ausfüllungen zusammen, welche fortwährend durch die Urvermögen aufgenommen und angeeignet werden. Durch das Zusammenwirken dieser beiden Klassen von Faktoren sind alle individuellen Verschiedenheiten der menschlichen Seelen bedingt; und so hat sich denn für dieselben eine überaus einfache Grundlegung ergeben.

Aber gerade diese Einfachheit hat man der Psychologie als Naturwissenschaft wiederholt, und noch bis auf die neueste Zeit her, zum Vorwurfe gemacht. Die Erfahrung, sagt man, bringt uns eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit entgegen. Von den millionenmal millionen Menschen, welche gelebt haben und noch leben, ist kein einziger jemals dem anderen vollkommen gleich gewesen. Wie ist es nun möglich, von diesen Grundwurzeln her diese unendliche Verschiedenheit der Individualitäten abzuleiten? — Oder will man etwa dieselbe irgendwie in Abrede stellen?

Wir antworten: so wenig, daß sich vielmehr, wenn wir das thatsächlich Vorliegende mit dem schärferen Blicke auffassen, welchen wir durch die naturwissenschaftliche Behandlung der Psychologie erworben haben, eine noch ungleich größere Mannigfaltigkeit der Individualitäten herausstellt, als man im Anschluß an die gewöhnliche summarisch-gröbe Auffassung annimmt. Sehr Vieles, was nach dieser als gleich erscheint, zeigt sich jenem schärferen Blicke verschieden. Und dessen ungeachtet lassen sich alle diese Verschiedenheiten vollständig aus jenen einfachen Grundfaktoren erklären und als nothwendig begreifen. Und ist es denn in der gesammten übrigen Natur anders? Etwa in der materiellen? — Aus der verhältnißmäßig geringen Anzahl von bisher unzerlegten Stoffen, die man Elemente nennt,

welche aber bei weiterem Fortschritte der Zerlegungskunst noch mannigfach zusammenschmelzen möchten, bestehn alle die unzähligen Naturprodukte, welche uns unsere irdische Existenz entgegenbringt. Und eben so in den äußeren Produkten des Geistigen. Alle Sprachen der fünf Erdtheile mit ihren vielen millionen verschiedenen Wörtern, sind aus den bekannten 24—30 Grundlauten, alle Melodieen, ungeachtet ihrer doch aller Berechnung sich entziehenden Mannigfaltigkeit, aus den bekannten Grundtönen zusammengesetzt. In der gesammten Natur also tritt uns neben einem unerschöpflichen Reichthum von Seiten der Produkte eine bewunderungswürdige Einfachheit der Grundelemente entgegen; und so muß denn, daß die neue Naturwissenschaft dieselbe Vereinigung von beiden in sich darstellt, unstreitig eher ein günstiges Vorurtheil für ihre Wahrheit begründen.

Aber reichen denn wirklich die von ihr angegebenen Grundwurzeln des Individuellen zur Erklärung des Vorliegenden aus? — Die menschliche Natur ist, weil die höchste, auch die reichste von allen; und da könnte auch die ursprüngliche Verschiedenheit schon größer angenommen werden müssen.

Wir erwidern zunächst: so einfach, wie es unsere Gegner gewöhnlich fassen, sind auch unsere Grundannahmen nicht. Wir haben, was die inneren Grundfaktoren betrifft, nicht nur die drei Grundeigenschaften mit ihren verschiedenen Gradabstufungen, sondern auch die Mannigfaltigkeit der Grundsysteme: von dem geistigsten, dem des Gesichtssinnes, durch die übrigen Sinne, die inneren Vitalsysteme, die verschiedenen Muskelsysteme hindurch, bis hinab zu den thierischen Aneignungsthätigkeiten, oder denjenigen, durch welche im Schlafe die von den Verdauungssystemen zubereiteten Stoffe als Ersatz für die im Wachen verloren gegangenen zur Aneignung gebracht werden. Denn das Psychische und das Leibliche zeigen sich dem tieferen Forscher als in Gradabstufungen in einander überge-

hend, die leiblichen Systeme als niedere Potenzen eben desjenigen Seins, von welchem die eigentlich psychischen höhere Potenzen sind*). Alle diese verschiedenen Grundsysteme aber können, auch in demselben Menschen, verschiedene Grade der Reizempfänglichkeit, der Kräftigkeit und der Lebendigkeit haben; und so ist denn schon von Seiten der angeborenen Grundfaktoren eine nicht unbedeutende Mannigfaltigkeit gegeben.

Sehr ähnlich dann auch auf der Seite der äußeren Faktoren: der sinnlichen Affektionen und Ausfüllungen. Wir haben nicht bloß eine sehr große Mannigfaltigkeit in Betreff der gegenständlichen Bestimmtheit, sondern auch bei demselben gegenständlichen Inhalte die verschiedensten Gradabstufungen.

Aber wir müssen uns dies mehr im Einzelnen anschaulich machen an den Produkten, welche aus dem Zusammenwirken von beiderlei Faktoren hervorgehn. Wir halten dafür die einzelnen Akte und Kräfte auseinander mit den Zusammenbildungen, welche für diese im weiteren Verfolge eintreten.

I. Individuelle Verschiedenheiten in der Ausbildung der einzelnen Akte und Kräfte.

Wir haben uns hier schon in mehreren früheren Aufsätzen mannigfach vorgearbeitet. Wir wissen: die Affektionen und Ausfüllungen der Urvermögen können im Allgemeinen in fünf verschiedenen Graden erfolgen (vgl. Band II., S. 39 ff.). Vermöge dessen

*) Siehe hierüber mein „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenwissenschaft" (zweite Auflage), S. 39 ff., 61 ff. u. 286 ff. — Das Angeführte stützt sich vorzüglich darauf, daß es keine Gattung von leiblichen Entwickelungen giebt, welche nicht unter gewissen Umständen bewußt werden, und dann alsomit dem Psychischen in gleiche Linie treten könnten. Sie können also auch nicht ihrem Grundwesen nach einander entgegengesetzt sein (hierauf führt auch schon ihr inniges Einssein in uns): ein grundwesentlicher Gegensatz könnte nicht in dieser Art zuletzt durch bloße Gradverhältnisse überwunden werden.

nun kommen zu jenen Grundwurzeln der Individualität die Grundstämme hinzu; und schon durch diese wird, in Betreff der gesammten Ausbildung, eine sehr bedeutende Verschiedenheit bedingt. Wie weit tritt das Vorstellen, in seiner kräftigen Gehaltenheit und Abschließung, auseinander mit der an Ueberwältigung anstreifenden Hingegebenheit der Lustempfindungen, und beide wieder mit der Unlust, dem Schmerze, dem Ueberdrusse! — Man denke sich nun die eine oder die andere Bildungsform in tausend- und mehr als tausendfacher Wiederholung als vorherrschende Grundstimmung bei einem Individuum fixirt; oder Dem gegenüber bei anderen Individuen keine als vorherrschend fixirt, sondern alle in ungefähr gleichem Maße, oder auch in diesen oder in jenen Mischungen ausgebildet, und innerlich als Kräfte forterististirend, so ergiebt sich vermöge dessen sogleich bei dem ersten Schritte der Entwickelung eine sehr große Mannigfaltigkeit.

Schon hier zeigt sich zugleich das in den einleitenden Bemerkungen Angegebene, daß diese Mannigfaltigkeit in Wahrheit viel größer ist, als man gewöhnlich annimmt. Jeder Akt (und somit auch jede Kraft, in welcher derselbe forterististirt) wird von beiden Seiten her bestimmt: von den inneren und von den äußeren Faktoren her. Da unterscheidet nun die gewöhnliche summarisch-grobe Auffassung nicht zwischen Dem, was von dem einen, und was von dem anderen Faktor her bedingt ist. Die Kräftigkeit ist eine ganz andere, wenn sie aus der Kräftigkeit der Urvermögen, als wenn sie aus der Angemessenheit der Reizerfüllung stammt; die Frische und die Feinheit der Empfindungen und Wahrnehmungen sind von ganz anderer Art, wo sie in einem hohen Grade von Reizempfänglichkeit, als wo sie in vollen und stark abgestuften Einwirkungen ihren Grund haben; die Schnelligkeit der Entwickelung zeigt sich bei genauerer Betrachtung verschieden, wenn sie durch angeborene Lebendigkeit, und wenn sie durch rasch einander folgende Affektionen bedingt wird.

Hiezu kommt, daß wir es von beiden Seiten mit Verschiedenheiten der Grade zu thun haben: so daß also das Höhere und Niedere nicht scharf gegen einander abgeschnitten sind, sondern unzählige Zwischenstufen oder Uebergänge darbieten, die sich dann auch auf die Produkte übertragen müssen. Endlich, was unserem ausgebildeten Bewußtsein als einfacher Akt und als einfache Kraft erscheint, ist nicht wirklich einfach, sondern ein Produkt, vielleicht aus Hunderten und aus Tausenden von früheren Akten, welche gleichartig mit einander verschmolzen sind. So schon mit den frühesten Bildungsprodukten: den sinnlichen Empfindungs- und Wahrnehmungsvermögen*); und so natürlich noch mehr mit allem weiter Vorliegenden.

Es leuchtet unmittelbar ein, wie mannigfaltig sich dies für die Steigerung der individuellen Verschiedenheiten wirksam erweisen muß. Zuerst fragt es sich, wie viele Auffassungen einer gewissen Art früher von einem Menschen ausgebildet worden sind, und nun als Auffassungsvermögen in ihm fortexistiren. Man vergleiche den Laien in der Musik, in Gemälden ꝛc. mit dem Liebhaber, dem Kenner, dem Meister. Wo sich bei jenem hundert Spuren finden, hat dieser Tausende und Hunderttausende als bleibenden Besitz erworben. Nach Maßgabe hievon bilden sich die Klarheit des Vorstellens und Denkens, die Innigkeit des Empfindens und Fühlens, in unendlich vielen Abstufungen, verschieden aus. Nicht nur dies aber, sondern zweitens die Affektionen und Ausfüllungen dieser vielen Akte und Kräfte brauchen nicht immer in derselben Höhe ausgebildet zu werden. Die eine ist im indifferenten Charakter, die andere im Lustcharakter, eine dritte im Affektionsverhältniß der Unlust, des Ueberdrusses ꝛc. erzeugt worden, in dieser oder in jener Abwechselung des Hintereinander. Es ist also die Frage, wie in jedem Falle diese Folge eingetreten ist; und es wäre denkbar,

*) Vgl. mein „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft" (zweite Auflage), S. 49 ff.

daß zwei Menschen für die Auffassung gewisser Töne, Farben, Gestalten rc. genau dieselbe Anzahl von elementarischen Kräften erworben hätten, und dessenungeachtet durchaus verschiedene Gesammtkräfte besäßen, indem bei dem einen diese, bei dem anderen jene Mischungen von Affektionsformen, oder selbst dieselben Gesammtmischungen, aber in verschiedenen Folgen, eingetreten wären*).

Aber wir müssen die Natur und Wirksamkeit dieser Mischungen noch genauer ins Auge fassen. Die Ansammlung der von früheren Akten her forteristirenden Kräfte einer gewissen Art ist kein Additions- oder Subtraktions-Exempel. Es ist Lebendiges, was forteristirt; und so wirken denn auch diese Kräfte fortwährend lebendig auf einander ein. Das Unbewußte oder Unerregte hat eine Spannung in sich, die in ihm ausgebildet worden ist, als es aus einem Erregten oder Akte zu einem bloß innerlich Forteristirenden oder zu einer bloßen Kraft geworden ist**). Der Verlust, den es dabei erlitten hat, muß ihm ersetzt werden, wenn es wieder zur Erregtheit kommen soll; darauf ist jene Spannung gerichtet; und mit dieser Anfoderung treten die inneren Auffassungskräfte zu den neu gebildeten Auffassungen hinzu. Diese also müssen ihnen abgeben; erleiden von ihrer Seite her einen Verlust. Aber im nächsten Augenblicke sind sie selber wieder aus einem Aeußeren

*) Zu dieser formalen Unreinheit der Kräfte kommt dann noch eine gegenständliche. Auch die Auffassungen verschiedener Töne, Farben, Formen rc. können gleichwohl, wenn sie einander bis zu einem gewissen Grade ähnlich sind, zu derselben Gesammtkraft verschmelzen: wo denn also der Mensch weder rein das Eine, noch rein das Andere empfinden und vorstellen wird. Namentlich bleibt das musikalische Gehör bei nicht wenigen Menschen ihr ganzes Leben hindurch in dieser Art mehr oder weniger unrein, und ähnlich die Auffassungen der feineren Licht- und Farbenverschiedenheiten. Vgl. meine „Erziehungs- und Unterrichtslehre" (zweite Auflage), Band I, S. 115 ff.

**) Vgl. mein „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft" (zweite Auflage), S. 29.

(durch äußere Einwirkungen Bedingten) zu inneren Kräften geworden, und machen nun ihrerseits solche Ansprüche geltend. So wechseln die Faktoren unseres Seelenlebens in jedem Augenblicke; und indem dies bei dem Einen in dieser, bei dem Anderen in jener Art geschehen kann: so haben wir hierin ein neues, und gewissermaßen alle früheren an Mannigfaltigkeit übertreffendes Princip der Individualisirung.

Hieran schließt sich dann ein Anderes. Das Ueberfließen der beweglichen Elemente nach innen hin kann, wo die Beweglichkeit größer ist, auch in dem Maße erfolgen, daß sich Begehrungen ausbilden (vgl. „Pragmatische Psychologie", Bd. I. S. 52 ff.). Hiedurch also kommt zu jenen fünf Hauptstämmen ein sehr ausgebreiteter sechster hinzu, und wenn wir sogleich die negative Form der Widerstrebungen anschließen, ein siebenter. Für diese aber können nun dieselben Individualisirungen des gleichartigen Zusammenfließens eintreten: sowohl der verschiedenen Anzahl der elementarischen Akte, als den Artverschiedenheiten nach. Zu den letzteren gehört namentlich, daß die Begehrungen in den mannigfachsten Mischungen mit den Akten und Kräften zusammenwachsen können, welche ebenfalls Reproduktionen der Lustempfindungen sind: mit den Lusterinnerungen, Lusterwartungen 2c.: Aggregate, durch welche bekanntlich alle Neigungen begründet werden: von der mäßigen Neigung bis zum Hange, zur Leidenschaft, zum Laster 2c. Da wäre es nun möglich, daß dieselbe Neigung bei zwei Menschen genau aus derselben Anzahl von Spuren oder elementarischen Kräften bestände, und dennoch sehr verschieden wäre: indem nämlich dieselben bei dem Einen in großer Mehrzahl die Form des Begehrens angenommen, bei dem Andern die affektive beibehalten hätten. Während also der Letztere, auf der Grundlage der vielräumigen, vielleicht außerdem in bedeutender Strebungshöhe ausgebildeten Spannung in fortwährenden Anstrengungen zur Erreichung des Begehrten sich be-

thätigte, würde bei'm Ersteren ein bloßes Gernhaben oder Vorziehn, und eine mehr leidendliche Befriedigung, wenn ihm der Gegenstand von selber entgegengebracht würde, mit einer Innigkeit der Empfindung gegeben sein, welche an Vielräumigkeit jener Spannung gleich käme, aber dessenungeachtet eine durchaus verschiedene Individualität bedingte.

Dem Verluste an beweglichen Elementen, durch welchen die Begehrungen erzeugt werden, steht die Aufbildung dieser Elemente oder Dasjenige gegenüber, was die Psychologie als Naturwissenschaft, im Unterschiede von der so eben charakterisirten Vielräumigkeit oder dem „eingewachsenen Raume", durch den Ausdruck „angewachsener Raum" bezeichnet hat*). Die Ausbildung des innerlich oder als Kraft Fortexistirenden zur Erregtheit kann nicht anders als durch das Hinzukommen von steigernden Elementen ausgeführt werden; und diese hören zum Theil auf beweglich zu sein, werden fest an den Akten und Kräften, auf welche sie übertragen worden sind. Auch dies ist wieder ein Bildungsproceß, welcher, in der einen oder der anderen Art, recht eigentlich in jedem Augenblicke in uns vorgeht, und deshalb auch unendlich vielen Individualisirungen unterliegen muß: nicht nur den Graden nach oder quantitativ, sondern auch qualitativ: nach Maßgabe der Natur der Grundsysteme, denen die Akte angehören, von welchen die Uebertragungen der beweglichen Elemente ausgehn, und ihrer Verhältnisse zur Natur der Grundgebilde, die sie erfahren. Man denke an die Verstärkungen von Vorstellungen oder von Vermögen für irgend ein Thun, durch die tägliche Anwendung in gewissen Berufsgeschäften; denke an den Trotz und den Eigensinn, an die Empfindsamkeit, an die eingebildeten Krankheiten (bei welchen Akte von niederen Systemen durch Uebertragungen von geistigen in eigenthümlicher Weise ausgebildet werden), so wie, Dem

*) Vgl. mein „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft" (zweite Auflage), S. 91.

gegenüber, an die Depravirungen höher geistiger Gebilde (moralischer, religiöser ꝛc. Vorstellungen und Empfindungen) durch Ausgleichungen, welche ihnen von niederen sinnlichen Systemen (z. B. von den Geschlechtssystemen) kommen (vgl. „Pragmatische Psychologie", Band I, S. 61 f.). Dieselben Grundgebilde also, in der gleichen Affektions- und Ausfüllungsform und in derselben Anzahl erzeugt, können hiedurch unzählige individuell verschiedene Modifikationen erfahren.

II. Individuelle Verschiedenheiten in Betreff der Zusammenbildungen.

Indem wir die einzelnen Akte behandeln wollten, sind wir genöthigt gewesen, vielfach auch schon die Zusammenbildungen ins Auge zu fassen. Alles in der ausgebildeten Seele, mag es auch als noch so einfach erscheinen, ist ja in Wahrheit schon ein hundertfach und mehrfach Zusammengebildetes, nur daß sich dies verbirgt, wo die zusammengebildeten Kräfte einander gleich, und in Folge dessen innig zu Einem Akte verschmolzen sind. Es sind uns also gegenwärtig nur noch diejenigen Gebilde übrig, wo die Zusammenbildung offen vorliegt.

Im Allgemeinen zeigen sich für dieselbe zwei Formen: die durch Anziehung im Verhältniß der Gleichartigkeit bedingte, und die zwischen ungleichen Gebilden in den Gruppen- und Reihenverbindungen vorliegende. Diese letzteren werden, wie wir wir wissen, durch das Festwerden der beweglichen Elemente zwischen den Kräften begründet.

Schon für den ersten Anblick ist es nicht zu verkennen, einen wie bedeutenden Einfluß auch diese Zusammenbildungsformen auf die individuellere Ausbildung der Menschen ausüben müssen. Man nehme zur Veranschaulichung den Gegensatz zwischen dem historischen oder Gedächtnißkopfe und dem

Denker im engeren Sinne dieses Wortes. Hat derselbe seinen Grund in besonderen angeborenen Anlagen? — Augenscheinlich: nein. Die höhere Kräftigkeit begünstigt im Allgemeinen in gleichem Maße das Aufbehalten im Gedächtnisse und die Durchdringung im Abstraktionsprocesse, die höhere Lebendigkeit in gleichem Maße die Erinnerung und die Kombination für die Urtheilbildung, die höhere Reizempfänglichkeit die Fülle, die Feinheit und Genauigkeit gleichmäßig in beiderlei Produkten. Also die Verschiedenheit wird nur dadurch bedingt, daß bei den einen Individualitäten die Zusammenbildungen in Gruppen- und Reihenverhältnissen, bei den anderen die Zusammenbildungen im Verhältniß der Gleichartigkeit zum Uebergewichte gelangt sind. Alles Historische im weitesten Sinne des Wortes, wozu auch die sprachlichen, die geographischen, die naturgeschichtlichen ꝛc. Kenntnisse gehören, läßt sich auf die ersteren, alles Denken, Erkennen, Forschen ꝛc. auf die letzteren zurückführen.

Man hat eingewandt, diese individuelle Verschiedenheit bethätige sich mit einem weit tiefer begründeten Charakter, als daß sie sich durch bloße Verknüpfungsverhältnisse erklären lasse. Wäre dies, so müßte sich ja die eine Individualität in die andere umwandeln lassen, indem wir die gegenüberstehenden Verknüpfungsverhältnisse vermehrten. Aber die bezeichnete Verschiedenheit trotze in den meisten Fällen jeder Bemühung um eine solche Umänderung. Wir antworten: dies ist sehr richtig. Aber die Verbindungen sind ja auch nicht bloße Verhältnisse, sondern, dem Angegebenen gemäß, ebenso psychisch-substantiell wie die einzelnen Akte und Kräfte, ja was noch mehr, sie sind auch eben so wohl lebendige Kräfte und Triebe, und die als solche eine höchst bedeutende Macht ausüben. Die Erregtheit der Seele, von welcher zugleich auch alle Bethätigung abhängt, wird ja nach Maßgabe der unmittelbaren Verbindung, und somit auf ihrer Grundlage von dem Einen auf das Andere übertragen. Ist also eine solche Verbindung, durch

hundert- und tausendfache Wiederholung, zu einer bedeutenden Stärke gelangt, so werden Erregtheit und Bethätigung entschieden in ihrer Richtung fortgepflanzt, und von jeder Fortpflanzung in anderer Richtung abgeschnitten. Die in solcher Stärke begründeten Verbindungen der einen oder der anderen Art wehren sich gegen jede Veränderung, und wirken siegreich entgegen. Bei'm Gedächtnißkopfe drängen fortwährend die Gruppen- und Reihenverbindungen nach, drängen sich dieselben dazwischen, wo sich ein Ansatz zu einer intellektuellen Kombination einleitet; während sich dagegen dem Denker, durch stätiges Hinzutreten von stark begründeten Begriffen, das in historischem Charakter Gegebene fortwährend in Urtheile und Schlüsse auflös't, und so seinen historischen Zusammenhang einbüßt.

Zu diesem Individualisationsprincipe aber kommen dann, aus der Natur der Sache heraus, noch vier andere.

Was nämlich zuerst das Verhältniß zwischen beiderlei Verbindungen betrifft: so ist zwischen ihnen an und für sich kein Gegensatz gegeben. Der Gegensatz tritt erst ein, wenn die einen oder die anderen zu entschieden größerer Stärke anwachsen, vermöge des bezeichneten Hingezogen- und Abgeschnittenwerdens des Zuges der beweglichen Elemente. An und für sich also können sie in jedem Maße zusammen ausgebildet werden, selbst für dieselben Akte und Kräfte; und vermöge dessen also zeigen sich unzählige verschiedene Mischungen dafür möglich.

Fassen wir, zweitens, die Gruppen- und Reihenverbindungen für sich ins Auge, so sind diese in keiner Weise durch die inneren Beschaffenheiten der Akte und Kräfte bedingt; und sie können also für jeden Akt mit jedem anderen, und für denselben Akt mit unzähligen anderen zugleich eintreten. Wie bedeutende Verschiedenheiten auch hiedurch bedingt werden, kann man sich am augenscheinlichsten durch eine Vergleichung zwischen der Selbstbeschränktheit und dem gewöhnlich so genannten (nicht gerade besonders warmen, eifri-

gen, auf das Höhere gerichteten) Wohlwollen anschaulich machen. Wir können bei beiden ganz dieselbe psychische Substanz (dieselben Vorstellungsbestandtheile, affektiven und praktischen Bestandtheile) haben, nur daß die innerlich fortexistirenden Empfindungen und Begehrungen in dem einen Falle bei der Eigengruppe fest geworden, in dem anderen für die Unterlegungen unter die Andergruppen (die auf andere Menschen sich beziehenden Gruppen) beweglich erhalten sind (vgl. Band II., S. 286 ff.). So bei unzähligen ähnlichen individuellen Verschiedenheiten.

Wenden wir uns, drittens, zu den Anziehungen im Verhältniß der Gleichartigkeit, so zeigen sich die verschiedensten Grade: in Folge deren jede Vorstellung und Empfindung bei dem einen Menschen in diese, bei dem anderen in jene Kombinationsform eingehn kann. Wie verschieden die Individualitäten, bei welchen die strenge, trockene Urtheilbildung vorherrscht, von denjenigen, wo sich Alles poetisch kombinirt, und beide wieder von denen, in welchen, wie bei Jean Paul, Alles in der Form des Witzes zusammenschießt! Und doch sind diese individuellen Verschiedenheiten, die sich wieder ins Unendliche hin abstufen und mischen können, erst hinterher entstandene, entstanden vermöge der vermehrten Einleitung der einen oder der anderen Gattung von Verbindungen, die dann ein mehr oder weniger entschiedenes Uebergewicht gewinnt. (Vgl. „Pragmatische Psychologie", Band I, S. 361 ff. u. bes. S. 378 ff.).

Hiezu kommt dann noch ein Viertes. Die Gleichheit findet sich beinah nirgend ohne daß eine Ungleichheit daneben gegeben wäre, und für beide treten unzählige Grade und Arten auseinander; treten dieselben auseinander, wie wir sogleich hinzusetzen können, ohne daß die eine Art die andere ausschlösse, und demnach so, daß sie wieder bei denselben Gebilden in jedem Grade zusammen sein können. Man nehme die auf objektiver und auf subjektiver Gleichheit beruhenden

Verschmelzungen. Vorstellungen, Empfindungen, Begehrungen rc. können in gegenständlicher Beziehung gleich sein, in Bezug darauf einander anziehn und zu Einem Akte, zu Einer Kraft werden. Daraus entstehn, bei in der Vorstellungsform ausgebildeten Grundgebilden, objektive Begriffe, bei affektiven und praktischen Grundgebilden Neigungen zu gewissen Objekten. Aber auch Vorstellungen, Begehrungen, welche in objektiver Beziehung ungleich sind (auf verschiedene Gegenstände gehn), können gleichwohl vermöge der Gleichheit ihrer psychischen Formen oder ihrer subjektiven Charaktere (daß sie eben Vorstellungen einer gewissen Art, Begehrungen rc. sind) verschmelzen; und dann bilden sich Vermögen für innere Wahrnehmungen (vergl. Band I, S. 145 ff.). Aber wenn es nun zu wirklichen Wahrnehmungen kommt, so stehn die wahrgenommenen Akte den wahrnehmenden gegenüber*): wir haben also auch hier Objekte (nur daß diese in unseren eigenen Zuständen, Bethätigungen rc. bestehn); und in Bezug auf diese können neue Verschmelzungen im Verhältniß der Gleichartigkeit eintreten, die zu neuen objektiven Begriffen und Sätzen, d. h. zu objektiven Begriffen von Subjektivem (oder zu psychologischen) führen.

Oder man halte die Gleichnisse und die Gefühle zusammen. Bei den ersteren haben wir Gleichheit der Anschauung, oder auch der Stimmung, und Verschiedenheit in der Art der Akte oder der Grundsysteme, welchen die kombinirten Anschauungen oder affektiven Akte angehören; die letzteren bestehn in einem unmittelbaren Bewußtsein von den Abständen oder Bildungsverschiedenheiten zwischen unseren Seelenentwickelungen; wir haben also Verschiedenheiten der Stimmungen, die sich um so stärker hervortretend ausbilden werden, wenn die

*) Man sehe über die Naturen dieser beiden Gattungen von Zusammenbildungen mein „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft" (zweite Auflage), S. 113 ff. u. 118 ff.



Akte ihrer Art (und also ihren Grundsystemen nach) einander gleich sind (sich gleichartig auf Sinnliches, oder auf Intellektuelles, oder auf Moralisches, Recht, Religion 2c. beziehn). Beide also, die Gleichnisse und die Gefühle, sind Zusammenbildungen im Verhältniß der Gleichartigkeit, aber im Gegensatze mit einander in Betreff dessen, was bei den einen und was bei den anderen gleich und ungleich ist. Aber ein Akt, welcher dem anderen in einer Beziehung gleich ist, kann demselben in anderer Beziehung ungleich sein, und umgekehrt; und hieraus haben wir es abzuleiten, daß, ungeachtet des bezeichneten Gegensatzes ihrer Kombinationsweisen, Gleichnisse und Gefühle beinah stets in diesem oder in jenem Maße zusammen gegeben sind. Man nehme die ästhetischen Naturauffassungen: deren Eigenthümlichkeit, wie wir wissen, darin besteht, daß sinnliche Auffassungen vertieft werden durch das Hinzutreten eines Inneren oder An-sich, dieses Letztere der Natur untergelegt wird aus dem einzigen Inneren heraus, welches wir überhaupt aufzufassen im Stande sind: aus unserem eigenen (siehe „Pragmatische Psychologie", Band II, S. 176 ff. u. 222 ff.). Diese Unterlegung geschieht im Verhältniß der affektiven Gleichheit, und insofern haben wir eine Gleichnißkombination. Aber da die gleichgestimmten Akte, der eine den sinnlichen Auffassungen, der andere dem Inneren angehören, so haben wir zwischen eben denselben auch eine Ungleichheit der Stimmung, und also ein Gefühlverhältniß zwischen eben den Akten: so daß sich das Aesthetische nicht nur gegenüber dem Nicht-Aesthetischen, sondern auch innerhalb seiner selber als Gefühl ausbildet.

Allen bisher charakterisirten Individualisationsprincipien müssen wir endlich noch eines hinzufügen, welches gewissermaßen ihnen allen gegenübersteht. Sie alle zeigten sich als bestimmt ausgeprägte Produkte von früheren Entwickelungen, welche innerlich als Kräfte forteristiren, und vermöge dessen

allmählich das Innere des Menschen feststellen. Dem gegenüber nun steht die Selbstthätigkeit, welche aus den Menschen heraus die Bethätigungen im Handeln und im geistigen Schaffen wirkt. Wie entwickelt sich diese? — Wie wir wissen, ihrer tiefsten Grundlage nach durch den innersten Lebensproceß. Dieser zeigt sich von vorn herein individualisirt von Seiten seiner größeren oder geringeren Energie (siehe „Pragmatische Psychologie", Band I, S. 291 ff.); außerdem aber individualisirt er sich dadurch, daß die neu angebildeten Urvermögen, im Verhältniß der Gleichartigkeit, zu denjenigen Akten und Kräften hingezogen werden, welchen die vollste Spannung inwohnt. Nach Maßgabe hievon bethätigen sich die Menschen bald reproduktiv oder im (äußeren oder inneren) Handeln, und bald produktiv oder in geistigem Schaffen, und in diesem oder in jenem Maße, in dieser oder in jener Abwechselung des Einen oder des Anderen.

Nehmen wir nun also zum Schlusse einen allgemeinen Ueberblick über die im gegenwärtigen Aufsatze mitgetheilten Auseinandersetzungen, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die so überaus einfachen Grundlagen der individuellen Ausbildung, welche die Psychologie als Naturwissenschaft nachgewiesen hat, gleichwohl vollkommen ausreichen: nicht nur zur Erklärung der für die gewöhnliche Auffassung vorliegenden individuellen Verschiedenheiten, sondern auch für die Erklärung einer großen Anzahl von anderen, welche, während sie sich der gewöhnlichen summarisch-groben Auffassung verbergen, erst durch diese tiefer eindringende aufgedeckt worden sind; und daß also die Psychologie in ihrer neueren Ausbildung auch in dieser Hinsicht die Vergleichung mit den übrigen Naturwissenschaften nicht zu scheuen braucht.

III.

Zur pädagogischen Kunstlehre.

Das menschliche Gemüth. Seine Bildungsform, Stellung, Umfang, Bedeutung; und in welchem Maße, und in welcher Weise man dasselbe bilden soll.

In den letzten Jahren hat nichts angelegentlicher unsere pädagogischen Federn in Bewegung gesetzt, als der Gegensatz zwischen der „abstrakten Methode", von welcher „der Unterricht in der Volksschule emancipirt werden" solle, und der „Entwickelung der Gemüthskräfte", die man an die Stelle davon gesetzt wissen wollte. Den Anstoß hiezu hat die bekannte durch den Alt-Landammann Schindler zu Zürich gestellte Preisfrage*) gegeben. In Folge dessen nun hat man eine radikale Reform unseres gesammten Unterrichtswesens, ja unseres gesammten gesellschaftlichen Lebens als dringend nothwendig angekündigt. Man sagt, „es gebe (um die wiederholten langen Scheltpredigten, in welchen man sich ergeht, in einen möglichst gedrängten Ueberblick zusammenzufassen) eine Rohheit vor und zu Anfange der Gesittung; aber es gebe auch eine Rohheit inmitten der Kultur, die von jener wohl der

*) „Wie kann der Unterricht in der Volksschule von der abstrakten Methode emancipirt, und für die Entwickelung der Gemüthskräfte fruchtbar gemacht werden?"

Form, aber nicht dem Wesen nach verschieden sei: nämlich wenn die Verstandeskräfte das Uebergewicht erlangten über die gemüthlichen. Dies sei nun gegenwärtig eingetreten. Der Mensch erforsche mit seinem Verstande die Natur, bringe in das Innere ihrer Gesetze, aber nicht um sich mit ihr zu vereinigen und der Einheit mit ihr zu freuen, sondern um sich außer und über sie zu stellen, um sie zu beherrschen und zu genießen. Mit jedem Naturgesetze, das er auffinde, mit jeder neuen Entdeckung, die er mache, feiere er nicht etwa die Allmacht und Ehre Gottes, sondern seine eigene Ehre und Macht. Die Naturfrische und Innigkeit des Gefühls vertrockne immer mehr in der scharfen Verstandesluft; und in dem Gegensatze, worin sich das Subjekt der gegenständlichen Welt gegenüber festhalte, bekomme der Egoismus die vollste Nahrung. Das abstrahirende Denken mache das Herz kalt. Und so sei denn von dieser allgemeinen Kalamität eben keine andere Erlösung, als daß man den Volksschulunterricht wieder für die Gemüthsbildung fruchtbar mache".

Zunächst richtet sich hiebei der Angriff gegen eben Dasjenige, was bisher, namentlich seit dem Jubiläumsjahre 1846, als der Gegenstand des höchsten Rühmens und Preisens dagestanden hatte, ja beinah vergöttert worden war: gegen die Pestalozzi'sche Methode. Durch diese sei jene einseitige abstrakte oder Verstandesrichtung in den Volksunterricht eingeführt worden, welche die Gemüthsrichtung verdrängt habe. Wie steht es nun hiemit? Haben die Gegner Recht?

Fassen wir fürerst das Negative ins Auge, so zeigt sich schon da mancherlei, was uns bei genauerer Betrachtung in Verwunderung setzen muß. Die Grundtendenz der Pestalozzi'schen Methode war bekanntlich gegen den abstrakten Unterricht gerichtet. Dem Abstrakten steht zunächst wenigstens nicht das Gemüth gegenüber, sondern die Anschauung. Dem entsprechend trat nun Pestalozzi mit der wohlberechtigten

Rüge auf, daß der bisherige Unterricht ungehörig mit dem Abstrakten den Anfang mache, dem Schüler abstrakte Zahlen-, abstrakte Formenverhältnisse aufdrängen wolle, ehe er demselben durch Anschauungen eine lebendige und solide Grundlage dafür gegeben habe. Also was Pestalozzi erstrebt und erreicht hat, war, wenn auch freilich nicht Dasselbe mit Dem, was jetzt seine Gegner erstreben, doch jedenfalls ein Paralleles und Einstimmiges; und wenn demnach die durch ihn bezweckte und erreichte Reform wirklich hinterher dem Abstrakten ein ungehöriges Uebergewicht verschafft haben sollte, so würde dies im Widerspruche mit der Grundtendenz der Pestalozzi'schen Methode eingetreten sein. Hierüber wären genauere Untersuchungen anzustellen gewesen. Jedenfalls aber, was diesen besonderen Punkt betrifft, über welchen Pestalozzi, wenigstens in bestimmter methodischer Ausbildung, nicht hinausgegangen ist, so bedürfte es zur Verbesserung nur einer Zurückführung zu seiner Grundtendenz, keiner Ausmerzung des von ihm Eingeführten.

Wenden wir uns nun zu der anderen Seite des ausgesprochenen Gegensatzes, zur Förderung der Gemüthsbildung, so stellt sich eine noch wunderlichere Verwickelung heraus. Es möchte nämlich kaum ein Individuum namhaft zu machen sein, bei welchem das von seinen jetzigen Gegnern gepriesene „Gemüth" in dem Grade vorherrschend gewesen wäre, als gerade bei Pestalozzi. Seine Zahlen- und Formenlehre abgerechnet, war er fast nur gemüthlich, man möchte beinah sagen, in einem lächerlichen Grade gemüthlich. Aus dieser seiner Gemüthlichkeit ist alles Preiswürdige abzuleiten, was er unternommen hat, und alles Gelingen dafür: die schweren Opfer von Vermögen, von Kraftanstrengungen, von Ehre, welche er für die geistige Erhebung von Kindern der niedrigsten Klasse aus ihrem mannigfachen Elende heraus immer wieder von neuem, und ungeachtet alles früheren Mißlingens, unermüdlich bis zum

letzten Lebensaugenblicke gebracht hat, und der, wenn auch freilich nur vorübergehende Triumph seiner Anstalten, und der mehr dauernde seiner Methode. Eben daraus aber sind auch alle seine Fehlgriffe und Fehlschlagungen abzuleiten, welche bekanntlich niemand schärfer und schonungsloser gerügt hat, als er selber in seiner Generalbeichte*). Will man eine bestimmtere Anschauung, wie sehr er eben beinah ausschließend ein Mann von „Gemüth" war, und in wie großem, bei einem Manne beinah unerlaubten Grade, die beiden andern Hauptrichtungen der geistigen Ausbildung, die der Erkenntniß und die der Thatkraft, bei ihm verkümmert waren, so liegen davon Zeugnisse über Zeugnisse vor. Man denke nur, was die Ersteren betrifft, an sein oft wiederholtes naives Geständniß: „ich verstehe mich selbst nicht mehr; wenn ihr wissen wollt, was ich denke und will, so müßt ihr Herrn Niederer fragen", und daß bei dessen philosophischen Ansichten, „ihm und anderen Gliedern seines Hauses die Köpfe schwindlich geworden seien". Und man denke, was das Zweite betrifft, an die völlige Kraft- und Haltungslosigkeit, in welcher er sich von den beiden in fortwährendem Kampfe begriffenen Partheien, an deren Spitze Niederer und Joseph Schmid standen, hin- und herziehn ließ, und namentlich an die bekannte Geschichte seiner Entführung auf den Jura. Also in Pestalozzi's Persönlichkeit zeigt sich unstreitig noch weniger als in seiner Methode ein Antagonismus gegen die Gemüthsbildung.

Fragen wir nun, indem wir diesen Gegensatz fortan zur Seite liegen lassen: was will man eigentlich dem gegenwärtig verbreiteten Geiste des Unterrichtes gegenüber? so ist dies schwer anzugeben. Ich habe die zur Beantwortung der bezeichneten Preisfrage herausgegebenen Hauptschriften mit Auf-

*) In der bekannten Schrift: „Meine Lebensschicksale als Vorsteher meiner Erziehungsinstitute in Burgdorf und Iferten. Leipzig 1826". Er starb im Februar 1827.

merksamkeit gelesen, und bin nicht im Stande gewesen, Das, was man eigentlich will, auch nur mit annähernder Bestimmtheit zu entdecken. Da finden wir, der perhorrescirten abstrakten Methode und dem Verstande gegenüber, neben dem Gemüthlichen oder den Gemüthskräften, die, wie gewöhnlich, als ein besonderes Angeborenes aufgeführt werden, „die Empfindung“ namhaft gemacht, und „das Physische“ und „das Sinnliche“ und „die Ideen“ und „das Gefühl“ und „das Herz“, und „das Aesthetische“ in Verbindung mit der „Phantasie“, und „den Glauben“ und „die unendliche Harmonie“ und „die substantielle Einheit der geistigen Funktionen“ und „die sittliche Gesinnung“, und wer weiß was sonst noch: so wild, ja man möchte sagen, so toll durcheinandergequirlet, daß uns ganz übel davon wird, und daß uns eine Art von Grausen darüber befällt, wie Männer, welche es mit der Bildung von menschlichen Seelen zu thun haben, und die sich berechtigt glauben, als Repräsentanten der Lehrerwelt aufzutreten, so wirre Vorstellungen von den Bethätigungen und den Kräften der menschlichen Seele haben können. Männer, die über die Rohheit ein Klagelied erheben, welche inmitten unserer Kultur eingerissen sei, und sich selber in der tiefsten Rohheit befinden in Betreff Dessen, wo es bei ihnen am wenigsten der Fall sein sollte: in Betreff der Wissenschaft von der menschlichen Seele! — Die Natur gehorcht dem Menschen nur, wenn er vorher auf die Natur gehorcht, und derselben ihre Gesetze abgehorcht hat; da also gilt es, Gesetze, Processe, die im Anschluß an die Wirklichkeit erkannt, aus den Thatsachen unseres Seelenlebens heraus durch sorgsame Beobachtung in unseren Besitz gekommen sind, nicht Erdichtungen, und wären es auch immerhin „gemüthliche“. Diese „gemüthlichen Erdichtungen“ sind eben sowohl abstrakte, in der tadelnswerthen Bedeutung dieses Wortes, das heißt im Absehn von der Wirklichkeit ausgebildete: eine anticipatio na-

turae, wie sie Baco charakterisirt hat, nicht (was doch durch das Interesse der Wissenschaft und der Praxis gefodert wird) eine interpretatio naturae. Für diese letztere muß man der Natur ein weit anhaltenderes und genaueres Studium zuwenden, als von welchem jenes bunte Ineinandergewirr Zeugniß ablegt! — Es wäre also vor Allem nöthig, daß diese Herren, welche mit so großen Reformen umgehn, zunächst die Reform bei sich selber begönnen, indem sie sich diesem anhaltenderen und genaueren Studium unterzögen.

Aber auch abgesehn von dieser mangelhaften Kenntniß der Seelennatur: was will man? — Nun, alle Unterrichtsgegenstände sollen eben in der Richtung auf das Gemüthliche durchgreifend umgestaltet werden. Also vor Allem die Verstandesübungen, das Rechnen, die Geometrie zur Seite geschoben, oder doch wenigstens auf das vom praktischen Lebensgebrauche durchaus gefoderte, nothdürftige Maß beschränkt. Dem entsprechend soll dann weiter ja nicht mehr nach Noten gesungen werden: denn das ist zu verstandesmäßig. Im naturhistorischen Unterrichte soll die Charakteristik nicht mehr im Zusammen der Merkmale, sondern „in warm gemüthlichen Biographien der Thiere" gegeben werden; die Geschichte in Lebensbildern von den Großthaten einzelner Heroen, welche als „Impulse zur Liebe und Bewunderung" dienen können, und vor Allem (denn auch solche Personalitäten sind noch zu bestimmt und klar) in „Legenden" vorgetragen werden. — Wäre nur in dem Allem irgend eine stichhaltige Methode des Unterrichtes, oder (denn von Methode will man ja überhaupt nichts mehr wissen) irgend ein Zusammenhang der Bildung zu entdecken, welcher für unsere Zeit anwendbar wäre!*). Der Hauptsache nach liegt

*) Bei den specielleren Proben, welche man neuerlich von diesem „gemüthlichen" Unterrichte, z. B. in der Naturgeschichte, mitgetheilt hat (ich will lieber niemand nennen), kann man sich meistentheils, ungeachtet aller denselben vorgesetzten Selbstanpreisungen, kaum überreden, daß es nicht vielmehr auf eine Satyre abgesehn sei.

darin nichts weiter vor, als verkappte Negationen gegen den gegenwärtig üblichen Unterricht gerichtet: Negationen, welche (wir wollen dies keineswegs in Abrede stellen) manches Richtige enthalten, einzelnen ungehörigen Erweiterungen und gedankenlosen Uebertreibungen gegenüber, wie sie hier und dort allerdings vorgekommen sind. Was aber das eigentlich Positive betrifft, so haben wir darin nur eine Rückkehr zu mittelalterlichen Entwickelungsformen, die nun einmal, angenommen selbst (was doch größtentheils auch nicht der Fall ist), daß sie wünschenswerth wären, jedenfalls für unsere Zeit entschieden unausführbar sind.

Einer dieser Schriftsteller bezieht sich, indem er gegen die Kälte, und die auf äußeren Genuß und Gewinn gerichtete Hast unserer Zeit polemisirt, auf den Dampfwagen, der „auf eisernem Geleise dahinsaus't". Dies ist eine für das hier zur Erläuterung Vorliegende sehr treffende Parallele. Wir wollen keineswegs in Abrede sein, daß wir dadurch verloren haben, daß an die Stelle unserer alten langsamen Postkutschen die Dampfwagen getreten sind, und gerade in Demjenigen verloren, was hier in Rede steht, in gemüthlicher Beziehung. Wenn man gewiß wußte, man werde, so wie jetzt, die nächsten vier und zwanzig Stunden einander gegenübersitzen, so schloß sich nicht selten das Gemüth auf, wie gegen den Vertrautesten. Dagegen jetzt, bei den kurzen Stationen, wo wieder aus- und eingestiegen wird, ehe man noch recht seßhaft geworden ist, und dem fortwährenden Wechsel der Personen, niemand recht Lust hat, kaum den Mund, und noch weniger das Herz aufzuthun. Aber wie sehr wir dies auch bedauern, und mit Recht bedauern mögen (denn man hatte allerdings damals Gelegenheit, manche interessante Einblicke in menschliche Lebenssphären zu thun, welche einem sonst fremd blieben): wir können nicht zum Früheren zurück. Auch der Gemüthlichste fährt gegenwärtig mit dem Dampfwagen, durch den er in fünf Stunden den Weg

machen kann, zu welchem er sonst vier und zwanzig und mehr brauchte. Und auf der andern Seite, denke ich, ist auch, näher betrachtet, der Verlust so groß nicht. Der gemüthliche Genuß war doch nur für Den möglich, welcher die Gemüthlichkeit schon in den Postwagen mit hineinbrachte; und wer sie in das Coupé auf der Eisenbahnfahrt hineinbringt, geht ihrer nicht verlustig, wenn er sie auch hier nicht in der bezeichneten Weise bethätigen kann. Also dadurch, daß der „auf eisernem Geleise dahinsausende Dampfwagen" an die Stelle getreten ist, welche sonst die im weichen Sande hinschleichende Kutsche einnahm, erhält jedenfalls das vorliegende Problem seine Lösung nicht, und wir würden diese Lösung eben so wenig gewinnen, wenn wir den Tausch rückgängig machen könnten.

So aber ist es nun mehr oder weniger mit Allem, was man als Gegensatz und als Reformvorschlag namhaft gemacht hat. Man hat gesagt, „die Jugend bleibe ewig dieselbe": „in ihr wiederhole sich stets der Urzustand des Paradieses und der ältesten Geschlechter; das Vermögen der Sinnesanschauung, der liebenden Hingabe an das Einzelne, der Entäußerung des Subjektiven gegenüber den Natureindrücken", und deshalb werde sich auch die Volksschule zu jenem ursprünglichen, gemüthlichen Zustande zurückführen lassen. Aber bekommen denn wirklich unsere jetzigen Lehrer die Jugend in dieser Art in die Schulen hinein? — Nicht einmal in die Landschulen und in die Schulen kleiner Städte, und noch weit weniger in die Schulen, wie sie in unseren großen Städten für Kinder der höher gebildeten Stände bestehn. Allerdings werden die Kinder eben so geboren, wie im Mittelalter, und sie gehn eben so durch die Zeit hindurch, wo sie mit dem Monde liebkosen, und mit ihrer Puppe, und mit ihrem Steckenpferde, und sich, wie sie diese lieben, von ihnen wieder geliebt glauben. Aber von diesem Bildungsstandpunkte bis zu dem Bildungsstandpunkte des Erwachsenen in der gegenwärtigen Zeit, wo man doch bekanntlich

nicht mehr, wie vor dreihundert Jahren, Hexen und Ketzer auf den Scheiterhaufen bringt, ist ein ungleich größerer Raum zu durchmessen; und damit derselbe wirklich durchmessen werde, muß es mit der Ausbildung unserer Kinder schneller gehn, und geht es schneller von Anfang an, schon ehe sie noch der Schule übergeben werden; geht es schneller (wohl zu merken) ganz von selber, ohne daß man sich nur einmal dafür Mühe giebt und darauf achtet. Also die Annahme ist entschieden falsch: unsere Kinder sind, wenn sie in die Schule kommen, nicht dieselben, wie vor dreihundert Jahren oder gar — im Paradiese! — Man sollte doch denken, dessen müßten die Schullehrer längst inne geworden sein. Aber es ist ein für die Lage der Dinge in unserer pädagogischen Welt sehr charakteristischer Umstand, daß Der, welcher mit der „abstrakten Theorie" zu thun hat, die Praktiker, und noch dazu diejenigen Praktiker, die zur Abschaffung des Abstrakten Himmel und Erde in Bewegung setzen, daran erinnern muß, was sie für ihre praktische Wirksamkeit als Grundlage zu erwarten und in Rechnung zu stellen haben!

So nun mehr oder weniger mit allem anderen Vorgeschlagenen. Um noch Eines hervorzuheben, die Gemüthsfoderer haben verlangt, daß mit dem Gottesdienste, auch mit unserem protestantischen, wieder die Künste in Verbindung gesetzt werden. „Wo ist ein Cultus (heißt es) ohne die Handgebung der Künste?". Auch von anderer Seite her hat man dies bekanntlich eifrig ins Auge gefaßt: Gesellschaften gestiftet, um unsere Kirchen mit Gemälden zu schmücken. Sehr gut, wenn man nur die Menschen dahin bringen könnte, wir wollen nicht einmal sagen allgemein, sondern auch nur der größeren Anzahl nach, die Gemälde, wie in alter Zeit, mit Glaubensaugen anzuschauen. Dies aber wird sich als unausführbar zeigen. Man wird die Gemälde in unseren protestantischen Kirchen im besten Falle anschauen, wie man sie etwa in der

Boisserée'schen Gemäldegallerie auschaut: wo wir uns auch erhoben fühlen von der sittlichen oder religiösen Größe des Dargestellten, und gerührt von der Andacht, von dem Glauben der kindlichen Zeit, welche sich in der Auffassung des Malers aussprechen, aber ästhetisch, nicht religiös. Zuweilen wird man sie auch wohl mit kritisch-ästhetischem Blicke anschauen, ähnlich wie auf einer Gemäldeausstellung; wie denn auch schon die Maler, durch welche man die Gemälde hat ausführen lassen, sie dem größeren Theile nach nicht eben viel anders gearbeitet haben werden, als wenn sie dieselben für eine Gemäldeausstellung arbeiteten. Wir können und wollen hier nicht entscheiden, ob dies nicht in manchen Beziehungen zu bedauern ist; aber es ist nun einmal nicht anders, und wird nicht anders werden, trotz aller darauf gerichteten Bemühungen. Und die Kinder? — Nun wenn sie (wie doch unstreitig das Natürlichste ist) mit ihren Aeltern zusammen die Kirche besuchen, so, denke ich, wird sich ihre Anschauungsweise nach der ihrer Aeltern richten; und die Verfechter jener Ansicht haben nicht angegeben, und möchten auch schwerlich jemals angeben können, wie sie dies ändern wollen.

Also Dasjenige, was die Hauptsorge sein sollte: was in unserer Zeit, die man doch eben als in so unbeschreiblich hohem Maße vom rechten Wege abgeirrt schildert, für die Bildung des Gemüthes, nicht bloß auf dem Papiere, sondern wahrhaft praktisch, und so daß man des Gelingens einigermaßen sicher sein könnte, zu thun sei, Das hat man zur Seite liegen lassen. Der gegenwärtige Aufsatz nun soll zur Lösung dieser Frage einen, wenn auch fürerst nur kleinen Beitrag geben. Man würde sehr irren, wenn man aus der, vielleicht hier und dort selbst zu großen Wärme, mit welcher ich mich gegen die wahrhaft gräuliche Psychologie ausgesprochen habe, die man zur Lösung der vorliegenden Aufgabe hinzugebracht hat, den Schluß ziehn wollte, ich sei ein Widersacher der Gemüthsbil-

dung. Ganz im Gegentheil, ich bin ein sehr großer Verehrer derselben, und ebenfalls der Ansicht, daß man ihre Wichtigkeit nicht genug erkannt, und namentlich die Erwerbung der Einsicht, worauf es für dieselbe ankommt, ungehörig vernachlässigt hat. Der gegenwärtige Aufsatz also soll eine tiefer eindringende und genauere genetische Charakteristik des Gemüthes geben: wodurch man dann auch in den Stand gesetzt werden wird, in Betreff der einzuschlagenden Praxis ein besser begründetes Urtheil zu erwerben.

I. Die Bildungsform und die natürliche Stellung des Gemüthes.

Für Denjenigen, welcher auch nur einigermaßen mit der naturwissenschaftlichen Erforschung der menschlichen Seele bekannt ist, unterliegt es von vorn herein keinem Zweifel, daß bei'm Gemüthe eben so wenig, wie bei'm Verstande oder was man sonst von den bisher zum Grunde gelegten Seelenvermögen nehmen will, von einem Angeborenen, und selbst was die ausgebildete Seele betrifft, von einer Kollektivkraft die Rede sein kann. Es handelt sich um Bildungsformen, und die zunächst an einzelnen Akten entstehn. Diese können dann allerdings auch mannigfach mit einander zusammengebildet werden zu Gesammtakten, und in Folge hievon zu Gesammtkräften; aber dazu bedarf es wieder besonderer Processe; und es ist nicht denkbar, daß je bei einem Menschen alle Akten und Kräfte, welche die eigenthümliche Bildungsform des Gemüthlichen an sich tragen, zu einer einzigen Kraft in unmittelbare Verbindung mit einander treten sollten. Vielmehr werden dieselben mannigfach mit Akten und Kräften, die in anderen Formen (in der Form von Erinnerungen, Einbildungsvorstellungen, Wollungen, ja vielleicht selbst in der Verstandesform) gebildet sind, in unmittelbarerer Verbindung begründet sein,

als mit denjenigen, welche der Form nach ihnen einstimmig sind. Eine durchgreifende Einheit aller in den Formen des Gemüthes gebildeten Kräfte existirt lediglich für unser Vorstellen, nicht reell oder in der Substanz der Seele.

Aber welche sind nun diese Bildungsformen? — Wir beginnen bei ihrer Charakteristik mit der allgemeinsten Begränzung. Diese nun macht sich allerdings Dem gegenüber geltend, was auch in der gegenwärtigen Zeit vorzugsweise als das dem Gemüthe am meisten Entgegengesetzte hervorgehoben worden ist: gegenüber dem Verstande. Zwar bilden sich beiderlei Formen auf der Grundlage derselben Urvermögen, oder jedes Urvermögen unserer Seele kann zu der einen und zu der anderen ausgebildet werden. Aber wir haben doch ein Auseinandertreten schon vom ersten Bildungsprocesse her. Die Urvermögen nämlich unterliegen verschiedenen Affektionen und Ausfüllungen, je nachdem die ihnen von außen kommenden Reize ihrer Fassungskraft gerade angemessen sind, oder nicht, das heißt entweder hinter derselben zurückbleiben, oder irgendwie darüber hinausgehn. In dem zuerst namhaft gemachten Falle wird das den Urvermögen grundwesentlich inwohnende Bedürfniß oder Aufstreben in der Art ausgefüllt, daß an die Stelle davon keine neue merkliche Stimmung unserer Kräfte tritt; und so kann sich denn das Bewußtsein überwiegend auf das Objektive richten, welches auf uns eingewirkt hat: wir haben ein Vorstellen, ein Bewußtsein von einem Etwas, welches uns gegenübersteht. Ganz anders in den Fällen, welche der zweiten Klasse angehören, und in denen, der Verschiedenheit der Affektionen gemäß, entweder Unlust-, oder Lust- oder Ueberdruß- oder Schmerzempfindungen erzeugt werden.*) Hier überwiegt für das Bewußtsein das

*) Man vergleiche die specielleren Angaben hierüber in meiner „Pragmatischen Psychologie", Band I, S, 47 ff.

Subjektive, die Affektion und die in Folge dieser eingetretene Stimmung der Kräfte; das Bewußtsein des Objektiven, oder Desjenigen, was diese Stimmung gewirkt hat, tritt dagegen zurück. Da treten nun Verstand und Gemüth schon bei diesem ersten Schritte der Ausbildung auseinander: indem der Verstand entschieden auf der Seite des Vorstellens, das Gemüth auf derjenigen Seite liegt, welche wir, im Anschluß an die so eben gegebenen Erörterungen, mit Einem Worte die „affektive" nennen können.

In den Gebilden, welche die Form des Verstandes an sich tragen, fassen wir „etwas" auf, welches wir mit klarbestimmtem Bewußtsein vorstellen. Die Gebilde, welche dem Gemüthe angehören, sind zwar auch ursprünglich durch ein „Etwas" gewirkt, welches uns afficirt hat; aber das Bewußtsein von diesem ist schwächer oder verschwindet im Bewußtsein der afficirten und hiedurch in irgend einer Art gestimmten Vermögen. Uns ist, in Folge der Affektion, in dieser oder in jener Art „zu Muthe". Das Gemüth, dem Allgemeinsten nach, ist eben die Eigenschaft dieses „Zu-Muthe-seins".

Dies tritt am bestimmtesten hervor, wenn wir uns auf diejenigen Punkte stellen, wo beide am nächsten an einander gränzen. Man spricht davon, daß man „eine Wahrheit dem Gemüthe eines Menschen eingeprägt habe". Was heißt dies? — Wir haben hier ein Logisches, ein Produkt des Verstandes: denn dies ist doch „eine Wahrheit". Aber die Einprägung ist nicht im Charakter des Verstandes (der Demonstration ꝛc.) ausgeführt worden, sondern im Charakter des Empfindens. Es ist dem Menschen nun bei der Auffassung des fraglichen Gegenstandes anders „zu Muthe geworden", als ihm bisher dabei zu Muthe gewesen war. Eben so, wenn man jemand „etwas zu Gemüthe führt". Man stellt es ihm „beweglich" vor; also nicht im gewöhnlichen, vorzugsweise so genannten Vorstellen,

sondern so, daß er dadurch anders gestimmt, daß ihm dabei anders zu Muthe wird.

Wir haben jetzt die allgemeinste Grundlage für unsere Charakteristik gewonnen. Aber wie nun weiter? — Die Gebilde, welche auf der affektiven Seite liegen, sind einer zwiefachen Reproduktion fähig: einer Reproduktion, in welcher der affektive Charakter beibehalten wird, und einer anderen, wo die dafür aufgenommene Ausfüllung größtentheils wieder entschwunden, in Folge hievon also das Urvermögen wieder unerfüllt geworden ist, und wieder seine frühere Spannung angenommen hat, wenn auch höher gespannt und gegenständlich bestimmter ausgebildet. Lustempfindungen des Gesichtssinnes, des Gehörsinnes, des Geschmackssinnes 2c. können als Lusterinnerungen, Lustvorstellungen 2c., und können als Begehrungen reproducirt werden. Auf welcher von diesen beiden Seiten liegt nun das Gemüth? — Man hat ihm meistentheils seine Stelle auf der letzteren angewiesen*); aber dies zeigt sich, wenn wir die Beobachtung und Vergleichung genauer anstellen, als durchaus falsch, oder vielmehr ungenau. In der Zeit, aus welcher diese Definitionen stammen, war das Gebiet des Empfindens oder des Affektiven überhaupt noch nicht aus-

*) „Das Gemüth (heißt es bei Adelung, 1796) ist die Seele in Ansehung der Begierde und des Willens, so wie sie in Ansehung des Verstandes und der Vernunft oft der Geist genannt wird". Aehnlich wird von Campe (1808) das Gemüth definirt als „das gesammte Begehrungsvermögen des Menschen, sowohl das vernünftige als das sinnliche". Und Eberhard (1802) sagt: „Gemüth bezeichnet das innere Principium des Menschen von Seiten seiner gesammten Begehrungsvermögen, der vernünftigen und sinnlichen, und dadurch unterscheidet es sich sowohl von Geist als von Seele". — Die Region des Empfindens und des Fühlens war damals für die philosophischen Denker noch fast durchaus in Nebel gehüllt, ein unentdecktes Land. Daher denn, was man davon durch das trübe Medium aufgefaßt hatte, entweder, in gut Cartesianischer und Wolfischer Weise, für ein dunkles Vorstellen angesehn, oder, wie in dem Angeführten, dem Begehrungsvermögen zugetheilt wurde.

einandergebildet für die wissenschaftliche Auffassung mit der praktischen, oder mit der des Begehrens. Daß das Gemüth nicht in diesem wurzelt, sondern in denjenigen Reproduktionen des Affektiven, in welchen sich der affektive Charakter erhalten hat, können wir in sehr großer Ausdehnung experimentell begründen. Was schließt sich der Gemüthsbethätigung als Fortwirkung an? Bethätigt sich das Gemüth wesentlich für das Handeln? — was doch der Fall sein müßte, wenn ihm die Form des Begehrens eigen wäre? — Unstreitig nichts weniger als dies. Leute von Gemüth zeigen in der Mehrzahl der Fälle eher eine gewisse Lässigkeit im Handeln, Leute von besonders innigem Gemüthe oft, selbst wenn sie zum Handeln kommen, einen Mangel an Kraft, von Entschiedenheit und von Ausdauer, welche den vollsten Beweis führen, daß die Formen des Begehrens und Wollens bei ihnen wenigstens nicht als überwiegende gegeben sind. Der allgemeine Sprachgebrauch kennt kein „gemüthliches Handeln", wie er doch allerdings ein „gemüthliches Empfinden" und ein „gemüthliches Plaudern" kennt. Auch ist diese kümmerliche Ausbildung des Handelns nicht etwa von erst später äußerlich hinzugekommenen Hindernissen oder Hemmungen abzuleiten. Auch das für das Handeln Innerlich-Wesentliche fehlt: indem sich keine Zweck- und Mittelreihen anschließen*). Und so ergiebt sich denn, daß das Gemüth, an und für sich genommen, eben so wenig einen praktischen als einen theoretischen Charakter hat.

Man merke jedoch wohl: was diese Ausdrücke bezeichnen, sind Bildungsformen, welche an und für sich in keinem Gegensatze mit einander stehn, vielmehr nicht

*) Man sehe über die Verschiedenheit der beiden Reproduktionsformen und die dafür bedingenden Momente, mein „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft" (zweite Auflage), S. 105 ff. und 161 ff., so wie über das zuletzt Angeführte ebendas., S. 194 ff.

nur in demselben Menschen, sondern auch an denselben psychischen Gebilden (Akten und Kräften) zusammen sein können. Wir werden später sehn, daß die Gemüthsform in jedem Grade mit der Vorstellungs-, ja mit der Verstandesform zusammen sein kann. Noch mehr aber muß sich dies natürlich in Betreff der affektiven und der praktischen Bildungsformen geltend machen: welche ja nicht, wie jene, primär, d. h. schon von den ersten Bildungsprocessen, den sinnlichen Affektionen und Ausfüllungen her, sondern erst sekundär, oder vermöge der Reproduktionen (der der Processe, in welchen die innerlich fortexistirenden Akte zur Wiedererregtheit gesteigert werden) auseinandertreten, die also aus derselben Grundbildungsform stammen. Hieraus ist es zu erklären, daß sie sich so häufig zusammenfinden; und dies ist es auch, was, neben jener summarisch-groben psychologischen Auffassung, die sich fast allgemein noch bis in das gegenwärtige Jahrhundert hineingezogen hat, die angeführten Forscher irre geleitet hat. In Folge jenes gemeinsamen Ursprungs von beiderlei Gebilden kann der Praktiker zugleich in jedem Grade gemüthlich sein, und der Mensch von Gemüth in jedem Grade zugleich praktisch thätig. Dies spricht sich namentlich in der allgemein-gewöhnlichen Sprache in dem Ausdrucke „sein ganzes Gemüth auf etwas richten" aus: welcher meistentheils nur da gebraucht wird, wo Empfindung und Spannung in höheren Graden zusammen gegeben sind. Will man auch hiezu noch einen stärkeren Beweis, so denke man an die „gemüthlichste unter allen Neigungen", die Mutterliebe: in welcher uns ja, zugleich mit der zärtlichsten und innigsten Empfindung, eine unablässige Bethätigung für die Kinder vorliegt. Aber selbst in diesen Fällen ist es doch etwas Anderes in der Seele (andere elementarische Kräfte), was gemüthlich gestimmt ist, und was sich bethätigt; und obgleich beide aus affektiven Akten von derselben Grundform stammen, überwiegt in dem einen der reproduktive Cha-

rakter der inneren Empfindung und in dem anderen der des Strebens.

Aber für den ersten von diesen beiden Charakteren, mit welchem wir hier zu thun haben, machen sich noch andere reproduktive Verschiedenheiten geltend. Die Reproduktionen, in welchen der affektive Charakter beibehalten wird, können die Form von affektiven Vorstellungen annehmen. So bei der bestimmt ausgeprägten Lusterinnerung, Unlusterinnerung; so bei der Schätzung der Güter und Uebel, mag nun dieselbe nach rückwärts oder nach vorwärts gerichtet sein; so bei der, entschieden nach vorwärts gerichteten Erwartung von Lust- und Unlustempfindungen; so bei den produktiven oder Phantasievorstellungen, welche sich darauf beziehn; und so vorzüglich bei denjenigen eigenthümlichen Ausbildungen der letzteren, die wir mit dem Ausdruck „ästhetisch" bezeichnen. Auch die Bildungsformen aller dieser reproduktiven Entwickelungen sind mehr oder weniger verschieden von denjenigen, welche das Gemüth charakterisiren. Wir haben in ihnen irgendwie eine bestimmtere Ausprägung und Haltung, die in der einen oder der anderen Weise nach der Seite des Vorstellens hinneigt. Bei dem Gemüthe dagegen ist die ursprüngliche affektive Form in größerer Reinheit beibehalten: hat sie ihren flüssigen, verschwimmenden, beweglichen Charakter bewahrt, so daß also die Bildungsform, in welcher sich das Gemüth bethätigt, derjenigen der unmittelbaren Empfindung am nächsten kommt.

Gleichwohl fällt das Gemüth eben so wenig mit der unmittelbaren Empfindung, als mit jenen anderen reproduktiven Entwickelungen zusammen. Es giebt auch „sinnliche Empfindungen", aber kein „sinnliches Gemüth". Die Bethätigung des Gemüthes ist in jedem Falle eine reproduktive, und also eine aus dem Inneren heraus wirkende. Wenn es auch in jedem Grade für das Aeußere empfänglich,

seine Akte in jedem Grade frisch, oder durch das Aeußere bestimmt sein können: so sind doch dieselben nicht unmittelbar vom Aeußeren erzeugt. Es wird erregt durch ein Aeußeres, durch Empfindungen; aber hiezu tritt dann eben das Innere, mehr oder weniger Bleibende, oder es wirkt heraus aus einer größeren Anzahl von früheren Empfindungen, welche im Inneren der Seele als Kräfte forteristiren, und, als solche, die „Gemüthsart" oder die „Gemüthsbeschaffenheit" des Menschen bilden. Es ist etwas ganz Anderes, wenn wir etwas bloß sinnlich-aufnehmend, und wenn wir es „mit dem Gemüthe empfinden". In dem letzteren Falle bildet sich zwar die Empfindung in Bezug auf ein Aeußeres aus, aber vertieft durch das Innere, welches hinzutritt, und entsprechend antwortet. In manchen Fällen ist auch dieses Innere nicht ein vollkommen Entsprechendes: den Empfindungen, wie sie durch das Aeußere bedingt worden sind, nicht vollkommen, sondern nur ungefähr gleich oder ähnlich. Die Eindrücke, die wir von außen empfangen, spielen auf der Seele, wie auf einem musikalischen Instrumente; aber die Töne, welche hervortreten, sind durch die Eigenthümlichkeit des Instrumentes bestimmt. Daher auch das Gemüth den von außen her an dasselbe gestellten Anfoderungen zuweilen eine abschlägliche Antwort giebt. „Es ist mir heute nicht gemüthlich (sage ich) dieses Buch zu lesen, in diese Gesellschaft zu gehn" rc., mag mir auch der Vorschlag dazu vielleicht noch so sehr gerade aus einem gemüthlichen Gesichtspunkte gemacht worden sein. Mein Gemüth hat seine eigenthümliche Stimmung; und diese kann sich gegen die Empfindungen, welche ich von diesem Buche, dieser Gesellschaft voraussehe, erklären und wehren. Hiemit steht es dann auch im Zusammenhange, daß dasselbe unter Umständen von unserem Willen her zur Bethätigung gebracht werden kann. Wir richten unser Gemüth willkührlich oder absichtlich auf Dieses oder Jenes in einem Complerus von gesellschaftlichen Ver-

hältnissen oder von Schicksalen, die uns getroffen haben, richten dasselbe auf Gott rc. Aber freilich erweis't sich auch hiebei zuweilen das Gemüth widerspenstig, indem es uns wenigstens nicht unmittelbar gehorsam sein will.

Eben so ist endlich das „Gemüth" auch verschieden von der „Empfindsamkeit" und „Empfindelei". Hier haben wir allerdings, im Unterschiede vom Vorigen, ebenfalls eine innere Kraft des Empfindens, aber welche der Kraft des Gemüthes gewissermaßen geradezu entgegengesetzt ist. Die innerlich forteristirenden Empfindungen, welche auch hier, wenn gleich mehr kümmerlich, zum Grunde liegen, haben ihrer Natur widersprechende Verstärkungen von anderen Gebilden, von der Eitelkeit, von den Vorstellungen und Empfindungen der Mode her, oder im angewachsenen Raume erhalten, während das Gemüth durch und durch, oder im eingewachsenen Raume, Empfindung ist*); und indem dem Menschen dieses Fremdartige mehr am Herzen liegt, als die Empfindung selber, so werden Empfindsamkeit und Empfindelei meistentheils geradezu zu feindseligem Mächten und zu Hindernissen für die Ausbildung des Gemüthes.

Nehmen wir nun alle diese Unterscheidungen zusammen, so haben wir unstreitig schon jetzt sehr bestimmte Begränzunzungen in Betreff der Bildungsform und der Stellung des Gemüthes. Aber wohl zu merken, von allen diesen Begränzungen gilt im Allgemeinen, was wir von der gegen das Begehren gesagt haben: es ist an und für sich kein Hinderniß, daß sich nicht nur bei demselben Menschen, sondern auch in derselben Gesammtkraft (oder bei dem gleichen Bewußtseinsinhalte) neben der Gemüthsform die bezeichneten, davon verschiedenen Bildungsformen zugleich finden. Wir wissen ja,

*) Vgl. hierüber mein „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft", (zweite Auflage), S. 91 und 94 f., auch S. 170 und 269.

daß es keine solche Kollektivvermögen aus Einem Stücke giebt, wie sie die alte Psychologie angenommen hat. Was durch die Ausdrücke „Gemüth" 2c. bezeichnet wird, sind eben nur Bildungsformen; und diese bilden sich zunächst ganz speciell aus, die Eigenschaften eben sowohl wie die Akte, an welchen sie zuerst sich entwickeln: denn die Eigenschaften der ausgebildeten Seele bestehn ja durch und durch aus früheren Akten, welche innerlich als Kräfte forteristiren. An und für sich also, und wenn weiter nichts hinzukommt, kann in unserer Seele Alles neben einander seine Stätte finden, auch das Disparateste, wenngleich allerdings für das Zusammen mit diesem Letzteren nicht dieselbe Wahrscheinlichkeit gegeben ist, wie für das Zusammen mit dem Einstimmigen.

Dies gilt auch selbst in Betreff des Verstandes. Jedes, was auch noch so sehr in der Gemüthsform (affektiv) aufgefaßt worden ist, kann doch von demselben Menschen auch in der Vorstellungsform, und wenn dann mehrere ähnliche Vorstellungen verschmelzen, in der Begriffsform und in allen übrigen intellektuellen Formen aufgefaßt werden. Hiezu aber kommt dann noch eine andere Vermittelung von Beidem. Die Verschiedenheiten der Bildungsformen, welche in unserer Seelenentwickelung auseinandertreten, sind ursprünglich und unmittelbar lediglich Gradverschiedenheiten. So von Seiten der inneren Faktoren: in Betreff der Grade der Kräftigkeit, der Lebendigkeit und der Reizempfänglichkeit. Und eben so von Seiten der äußeren: in Betreff des Mehr oder Weniger der Affektionen und Ausfüllungen. Da ist es nun augenscheinlich, daß auch die Produkte nicht scharf von einander getrennt sein können. Wie alle Empfindungen und Begehrungen wesentlich zugleich auch Vorstellungen sind (denn wir empfinden ja etwas mit Lust oder Unlust, welches wir also doch insofern zugleich vorstellen, und zwar in demselben Akte, in welchem wir es empfinden; und eben so begehren wir etwas):

so hat, auf der anderen Seite, auch jedes Vorstellen einen affektiven Charakter, indem es ja doch eine gewisse Stimmung unserer Kräfte (eine Steigerung in diesem oder in jenem Grade ꝛc.) in sich trägt, und die sich in allen späteren Ausbildungen erhalten und erhöhen kann. So bis zum abstraktesten Vorstellen hinauf. Es kann jemand mit ganzem Gemüthe bei'm Studium der Philosophie, oder bei'm Studium der Mathematik ꝛc. sein; wenn dies auch freilich nicht gerade von allen Philosophen und Mathematikern möchte gesagt werden können. Demjenigen, welcher mit seinem ganzen Gemüthe dabei ist, ist eben ganz anders zu Muthe, wenn ihm dazu die ersehnte freie Zeit und völlige Ungestörtheit zu Theil geworden ist, als wenn er sich mit Anderem beschäftigen muß; und durch die Entbehrung entsteht ihm eine sehr fühlbare Gemüthslücke*).

Eine genauere Parallele läßt sich für das Gemüth mit einem Anderen geltend machen, welches auf der Seite des Vorstellens liegt: mit Demjenigen, was der Ausdruck „Geist" bezeichnet. „Geist" nämlich ist das eigentliche Leben und Belebende in der Vorstellungs- und namentlich der intellektuellen Bethätigung, Gemüth das Leben und Belebende im Affektiven. Beide also haben Das gemeinsam, daß der Zug der Erregungselemente (Urvermögen und Reize), durch welchen das Leben bedingt wird, nicht nach dem Aeußeren (nach sinnlichem Genusse, nach Gewinn, nach Ehre ꝛc.), sondern nach dem Inneren hin geht. Daher denn namentlich auch beide in gleichem Maße im Antagonismus stehn mit allen Berufsgattungen und Charakteren, welche eine entschiedene

*) Dabei ist das Gemüth wohl zu unterscheiden von Demjenigen, womit es ebenfalls nicht selten zusammengeworfen wird: von dem Interesse. Dieses Letztere liegt entschieden mehr nach der Seite des Begehrens hin, und findet sich daher auch viel häufiger in Verbindung mit solchen abstrakten Studien, als die entschiedener und reiner affektive „Gemüthsauffassung" derselben.

Richtung nach außen haben. Ein gemeiner Wollüstling, ein Wucherer, ein Sklavenhändler rc. können weder geistvoll noch gemüthlich sein. Wobei jedoch zu bemerken ist, daß, weil der „Geist" mehr auf das Objektive, das Gegenüberstehende geht, und also ungeachtet seines inneren Lebensquells und Lebenssprudels, doch noch mehr Beziehung auf das Aeußere hat, der Antagonismus mit jenen entschieden auf das Aeußere gehenden Neigungen bei ihm nicht so stark ist, als bei dem Gemüthe. Napoleon war trotz seiner niemals ruhenden Ruhmsucht doch bis zu einem gewissen Grade geistreich, aber gewiß nicht gemüthvoll. Lichtenberg zeigt sich, ungeachtet alles seines gelegentlichen Witzelns, nicht nur als ein sehr geistvoller Mann, sondern auch als ein Mann von vielem Gemüthe*), weil seine

*) „Er kann mit Inbrunst beten (sagt er von sich selber unter der Ueberschrift „Charakter einer mir bekannten Person"), und hat den neunzigsten Psalm nie ohne ein erhabenes, unbeschreibliches Gefühl lesen können. Ehe denn die Berge wurden rc., ist für ihn unendlich mehr, als: Sing' unsterbliche Seele rc.". „Ich würde es vergeblich versuchen (heißt es an einer andern Stelle) mit Worten auszudrucken, was ich empfinde, wenn ich an einem stillen Abend In allen meinen Thaten rc. recht gut pfeife und mir den Text dazu denke. Wenn ich an die Zeilen komme: Hast du es denn beschlossen rc., was fühle ich da für Muth, für neues Feuer, was für Vertrauen auf Gott! ich wollte mich in die See stürzen und mit meinem Glauben nicht ertrinken rc." — „Ich lese die Psalmen Davids sehr gern: ich sehe daraus, daß es einem solchen Mann zuweilen eben so ums Herz war wie mir; und wenn ich sehe, daß er nach seinen großen Leiden wieder für Errettung dankt, so denke ich, vielleicht kommt die Zeit, daß du auch für Errettung danken kannst. Es ist gewiß ein Trost zu sehn, daß es einem großen Mann in einer höheren Lage nicht besser zu Muthe war, als einem selbst, und daß man doch nach Tausenden von Jahren von ihm spricht und sich an ihm tröstet". — „O! ich erinnere mich sehr wohl, wie ich bei'm Aufgange der Sonne empfinden sollte und wollte, und nichts empfand, aber mit dem Kopfe bald gegen diese und bald gegen die andre Schulter gesenkt und mit blinzenden Augen zuweilen Vieles von Empfindung sprach, und damit nicht bloß Andere, sondern sogar mich selbst betrog. Aber jene Empfindung kam erst in spätern Jahren, und vorzüglich stark von 1790 an, wo ich die Sonne öfter aufgehn sah. Vorzüglich waren verstorbene

Seele überwiegend auf das Innere gerichtet war; Hippel, dem es in jeder Hinsicht vorzugsweise um das Aeußere zu thun war (vgl. Band II., S. 81 f.), ist ungeachtet mancher sonstigen Aehnlichkeit zwischen beiden wohl geistreich, aber nicht gemüthvoll. Dabei ist es bemerkenswerth, in welchem Grade genau, ja gewissermaßen selbst tief auffassend, sich unsere deutsche Sprache, wie sie sich allgemein-gewöhnlich ausgebildet hat, den inneren Bildungsverschiedenheiten anschließt. Wir haben gesehn, wie Dasjenige, was das Gemüth bildet, einen weniger gesonderten, flüssigeren Charakter hat, während dagegen dem Vorstellen und namentlich dem intellektuellen, mehr Sonderung und Festigkeit eigen ist. Dem entsprechend findet sich im Allgemeinen die Zusammensetzung mit dem „reich", das mehr auf gesonderten, festen Besitz geht, ungleich häufiger bei dem Worte „Geist", während sich dagegen in Verbindung mit „Gemüth" die Zusammensetzung mit „voll", welches sich doch auf Flüssiges bezieht, als die beinah allein gebräuchliche zeigt. Der Ausdruck „geistvoll" bezeichnet eine geistige Aus-

---

Freunde, zumal die letztverstorbenen, und meine Frau und Kinder der Gegenstand, den mein Herz umfaßte. Ich habe oft Thränen geweint, und bin niedergeknieet. Könnte ich doch meinen Entschlüssen mehr Dauer geben! Allein es ist gewiß körperliche Schwäche daran Schuld, Leichtsinn gewiß nicht, ob es mich gleich sehr schmerzt, daß die Welt vermuthlich Das einer Wankelmüthigkeit im Charakter zuschreibt, was doch bloß Kränklichkeit ist". — „Am 10ten Oktober 1793 schickte ich meiner lieben Frau aus dem Garten eine künstliche Blume aus abgefallenen bunten Herbstblättern. Es sollte mich in meinem jetzigen Zustande darstellen; ich ließ es aber nicht dabei sagen". — „Die Erinnerung an meine Mutter und ihre Tugend ist bei mir gleichsam zum Cordial geworden, das ich immer mit dem besten Erfolg nehme, wenn ich irgend zum Bösen wankend werde". — Ich habe mehrere Stellen aus Lichtenberg zusammengestellt, als zur Nachweisung des Vorliegenden nöthig gewesen wäre, um durch diese Zusammenstellung zugleich, in wirksamerer Weise vielleicht als es irgend anders hätte geschehn können, lebendig frische Anschauungen von der Bethätigung eines regen Gemüthes in verschiedenen Lagen und Situationen des Lebens zu geben.

bildung, welche weniger Geschiedenheit, mehr Ineinanderfließen, weniger bestimmt ausgeprägtes Bewußtsein über die Bethätigung darbietet, und also insofern eine gewisse Verwandtschaft mit dem „Gemüthe" hat. Noch mehr, im gewöhnlichen Leben kennt man kaum den Ausdruck „gemüthvoll", und noch weniger den Ausdruck „gemüthreich", obgleich man häufig von einer „Fülle des Gemüthes" und einem „Reichthume" des Gemüthes bei einem Menschen spricht. Also während auf der Seite des „Geistes" überwiegend die geistigen Gebilde als das Substantielle hervorgehoben werden, weil sie eine bestimmtere einzelne Ausprägung und Abrundung haben, bezeichnet der allgemeine Sprachgebrauch auf der Seite des „Gemüthes" vorzugsweise die Entwickelungen, wegen ihres flüssigeren und weniger bestimmt ausgeprägten Charakters, als das Accidentelle, welchem gegenüber die Fülle und der Reichthum, als das Ganze, in welchem sich jene in einander fließend vorfinden, zum Substantiellen wird. Dabei bezieht sich der Ausdruck „Fülle" des Gemüthes auf die Innigkeit der Empfindung, „Reichthum" nicht sowohl darauf, als auf die Ausbildung für verschiedene „Gegenstände": so daß er also, da es doch den Gegenständen (Objekten) gegenüber vorzugsweise ein Vorstellen gilt, mehr nach der Seite des „Geistes" hinneigt, so wie (nach dem früher Bemerkten) der Ausdruck „geistvoll" mehr nach der Seite des Gemüthlichen*).

*) Ich brauche wohl kaum noch hinzuzufügen, daß man es allerdings mit solchen Unterscheidungen nicht gar zu scharf nehmen darf. Die allgemein-gewöhnliche Sprache ist einmal, selbst in ihren vollkommensten Ausbildungen, Sprache der Unphilosophie" (vgl. S. 6 ff.), und kennt also keine ganz scharfen Scheidungen. Aber Andeutungen des oben Angeführten finden sich jedenfalls in unserem Sprachgebrauche vor.

II. Der Umfang des Gemüthes.

Die bis jetzt gegebene Charakteristik war mit ziemlich entschiedener Bestimmtheit auszuführen: indem das Angeführte den eigentlichen Mittelpunkt der zu charakterisirenden Bildungsform ausmacht. Von nun an aber werden sich unbestimmtere Charaktere zeigen. Den Grund dafür haben wir schon angedeutet. Der Verstand hat nach allen Seiten, und bis an seine äußersten Gränzen hin, eine sehr bestimmt ausgeprägte Eigenthümlichkeit. Er findet sich überall, wo Verschmelzungen von Vorstellungen im Verhältniß der Gleichartigkeit erfolgen, deren Produkte in besonderen Akten und von den verschiedenartigen Bestandtheilen getrennt hervortreten, mit welchen sie in den zusammengeflossenen besonderen Vorstellungen in Verbindung gegeben waren. Hier also haben wir eine feste Zusammenbildung und Sonderung, wesentlich bedingt durch die bestimmter ausgeprägte und abgerundete Bildungsform der darin eingehenden Grundgebilde. Die Grundgebilde des Gemüthes aber haben (wie wir gesehn) eine mehr flüssige und weniger bestimmt ausgeprägte Bildungsform; und so muß sich denn dieser Charakter auch in den Zusammenbildungen wiederfinden, durch welche die Kräfte des Gemüthes begründet werden.

Ziehn wir zuerst die Natur der Empfindungen in Betracht, so ergiebt sich, daß an und für sich alle in die Begründung des Gemüthes eingehn können, daß aber der Umfang desselben, wie ihn der allgemein-gewöhnliche Sprachgebrauch bezeichnet, doch eine größere Ausdehnung nach der negativen Seite hin hat. Man spricht zwar auch von einem „heiteren", einem „fröhlichen" Gemüthe, und eine „gemüthliche" Unterhaltung kann sich in Scherzen und wohlthuenden Erinnerungen bewegen; aber in der Mehrzahl der Fälle geht doch dieses Wort, wo es ohne Beiwort gebraucht wird, mehr auf

trübe Lebenserfahrungen, welche innerlich forteristiren, und eine gewisse Geneigtheit begründen, auch später vorzugsweise das in dieser Färbung Ausgebildete aufzufassen und zu empfinden. So spricht es sich namentlich in dem Ausdruck „sich etwas zu Gemüthe ziehn" aus, d. h. Kummer, Reue ꝛc. darüber fühlen. Das Gemüth also empfindet im Allgemeinen mehr schmerzhaft als im Charakter der Lust. Was in diesem letzteren auf uns einwirkt, wird überhaupt mehr in der Form des Vorstellens aufgefaßt oder doch aufbehalten (vgl. oben S. 52) als in dem mehr verschwimmenden Charakter, welcher dem Gemüthe eigen ist: indem ja die günstigen Affektionen mehr kräftigend und eine festere Haltung gebend einwirken.

In genauer Verbindung hiemit steht ein zweites specielleres Moment: daß nämlich das Gemüth sich besonders in der Theilnahme für andere Menschen bethätigt. Allerdings kann das eben erwähnte „Sich-zu-Gemüthe-ziehn" unter Umständen auch selbstbeschränkt ausgeführt werden; im Allgemeinen aber nennen wir Den nicht gemüthlich, welcher, in auch noch so großer Stärke, nur für sich selber empfindet; weshalb es denn auch in den meisten Fällen ein moralisches Lob in sich schließt, wenn wir von jemand sagen, „er habe viel Gemüth". Indem die Grundlagen des Gemüthes einen so flüssigen, beweglichen Charakter haben, werden sie nicht so leicht in dem Maße fest bei der Eigengruppe, daß ihnen die Beweglichkeit für die Hinübergabe in Andergruppen verloren ginge, wie dies so häufig bei den Schätzungen und Begehrungen geschieht (vgl. oben S. 31 f. und Band II., S. 286 ff.).

Hiemit hängt dann wieder, drittens, zusammen, daß die dem Gemüthe eigenthümliche Mitempfindung mehr beschränkt ist auf engere Kreise: auf die Familie, auf Freunde ꝛc. Die hauptsächlichste Stätte für das Gemüth ist der häusliche Heerd; und außerdem erstreckt sich sein Umfang auf Alle, welche zu diesem hinkommen. Wo das Gemüth über diesen Kreis hin-

aus fühlt: für das Vaterland, für die Menschheit (man denke, was das Letztere betrifft, etwa an die so viel besprochene Sklavenfrage), da fühlt es doch mehr für die Individuen und für kleinere Ganze innerhalb dieser großen, als daß sich die Empfindung unmittelbar auf das Ganze richtete. Man spricht nicht von einem lobenswerthen politischen Gemüthe, obgleich von einer lobenswerthen politischen Gesinnung, und einem Dem entsprechenden Interesse. Der Grund ist wieder, weil jene mehr im Charakter der unmittelbaren Empfindung fortexistirenden Auffassungen einen zu wenig festen Charakter haben für so ausgedehnte Verschmelzungen, wie sie den politischen, und wie sie den höheren Interessen der Menschheit zum Grunde liegen*). Dazu ist eine kräftigere Bildungsform erfoderlich.

Noch weniger scharf gezogen sind die Gränzen nach einigen anderen Seiten hin, namentlich gegen Dasjenige, was die Ausdrücke „Herz", „Gefühl" und „das Aesthetische" bezeichnen.

Was wir „Herz" nennen, fällt mit Dem, was wir Gemüth nennen, zum Theil zusammen. Eine Zuneigung „aus vollem Herzen" und „mit dem ganzen Gemüthe", ein „Herz" und ein „Gemüth" für etwas haben ꝛc., sagen größtentheils Dasselbe. Die Verschiedenheit ist wieder nur, daß bei den innerlich fortexistirenden Empfindungen, welche das „Gemüth" bilden, die ursprüngliche affektive Form reiner erhalten ist (vgl. oben S. 49 f.), während bei dem durch den Ausdruck „Herz" Bezeichneten mehr Begehren beigemischt ist, wenn auch nicht gerade immer persönliches. Wir gebrauchen den

*) Sollen diese wahrhaft substantiell gebildet werden, so müssen Tausende von Empfindungen und Strebungen, die zunächst im Anschluß an einzelne Auffassungen ausgebildet worden sind, zu Einem Gesammtgebilde aneinandergereiht werden und verschmelzen. Vgl. hiezu Band I, S. 437 f.

Ausdruck „von Herzen zustimmen", wenn wir das Vorgeschlagene wünschen, begehren, wollen; aber wir sagen in diesem Falle nicht „von Gemüth zustimmen". So bei allem Anderen. Das „Gemüth" empfindet oft bloß Mitleid, wo das Herz, indem es ebenfalls innig Mitleid empfindet, nicht eher Ruhe hat, als bis es uns gelungen ist, die Noth zu lindern oder ganz zu heben. „Sein Herz an etwas hängen", „sich etwas zu Herzen nehmen" wird mehr in Bezug auf Entschlüsse, „sich etwas zu Gemüthe ziehn" mehr in Bezug auf Empfindungen gesagt. Außerdem (was hiemit unmittelbar zusammenhängt) schließt der Ausdruck Herz mit größerer Entschiedenheit die Zuneigung zu anderen Menschen, die geselligen Neigungen in sich. Das Herz zieht jedenfalls zu ihnen hin, während das Gemüth unter Umständen auch wohl in sich zurückzieht, und, wenn auch die Seele mit Theilnahme für sie erfüllt ist, sich isolirt.

In ähnlicher Weise fällt auch, was der Ausdruck „Gefühl" bezeichnet, mehrfach geradezu mit dem „Gemüthe" zusammen. Das Gemüth fühlt ja stets mehr oder weniger (innig, tief, schmerzhaft 2c.). Aber der Begriff des Gefühls hat auf der einen Seite einen weiteren Umfang (es giebt ja auch intellektuelle oder auf Verstandesbethätigungen, Verstandestalente 2c. sich beziehende Gefühle); und auf der anderen Seite enthält das darin Gedachte eine bestimmter ausgeprägte Organisation. Das „Gefühl", wie die Psychologie als Naturwissenschaft gezeigt hat, ist nichts Anderes, als das unmittelbare Bewußtsein von den Bildungsverschiedenheiten oder den Bildungsabständen zwischen neben einander ausgebildeten Seelenentwickelungen*). Zum Gefühle also gehört stets außer dem Gefühlten selber noch ein Zweites: eine

*) Vgl. mein „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft" (zweite Auflage), S. 221 ff., so wie die dort angeführten ausführlichen Erläuterungen in meinen „Psychologischen Skizzen".

Gefühlgrundlage, und nach Maßgabe dieser letzteren kann derselbe Akt, und ohne daß mit ihm selber die geringste Veränderung vorgegangen wäre, Gefühl und nicht Gefühl, oder dieses und jenes (vielleicht gewissermaßen entgegengesetzte) Gefühl sein. Dieselbe Vorstellung oder Empfindung, z. B. von einem Glücksfalle, der einem Menschen begegnet, oder einer Ehre, die ihm erzeigt worden ist, welche er so eben mit dem Gefühle der Freude ausgebildet hat, kann ihm im nächsten Augenblicke ein Gefühl der Unlust oder des Schmerzes geben, wenn er den noch größeren Glücksfall, die noch größere Ehre erfährt, die seinem Nebenbuhler zu Theil geworden sind; dieselbe wissenschaftliche Einsicht, welche vor vier Wochen mit den Gefühlen der Anstrengung und der intellektuellen Steigerung von ihm erworben wurde, heute mit dem Gefühle der leichten Mühe und der Herabstimmung sich dem Bewußtsein kund geben. Das Gefühlte sind ganz dieselben Akte, aber die Gefühlgrundlagen sind andere geworden. Vermöge dieses zweiten Bestandtheiles hat nun eben das „Gefühl“ einen mehr abgeschlossenen und abgerundeten Charakter, während dagegen bei den Empfindungen des Gemüthes, wenn sie nicht zugleich auch zu Gefühlen ausgebildet werden, keine bestimmte Grundlage oder kein Zweites, wogegen die Empfindung Statt fände, und somit auch keine so bestimmte Ausprägung und Abgeschlossenheit gegeben ist.

Eine in mannigfacher Beziehung überaus interessante Anwendung hievon bietet sich in den Verhältnissen dar, in welchen dieselben zur Liebe und zur Freundschaft stehn. Das „Gemüth“ findet sich entschieden mehr auf der Seite der Freundschaft, das „Gefühl“ auf der Seite der Liebe. Der Grund ist, daß diese letztere auf einem ergänzenden Gegensatze beruht*). Wir haben also von vorn herein einen

*) Siehe „Pragmatische Psychologie“, Band II, S. 118 ff.

Abstand, eine Bildungsverschiedenheit, wie sie das Grundverhältniß des „Gefühles" ausmacht; und wenn allerdings auch durch das wiederholte Zusammensein mit der geliebten Person dieser Abstand sich einigermaßen ausgleicht, so wird er doch nicht ganz weggeschafft. Das Grundverhältniß der Freundschaft dagegen ist das der gleichartigen Verschmelzung. Also hier haben wir keinen Abstand, sondern durch die Aufnahme des Fremden wird das Eigene nur bestätigt, erweitert. Der Geliebten gegenüber ist dem Liebenden nicht „gemüthlich" zu Muthe, während allerdings in der Ehe, wenn die Liebe sich überwiegend in Freundschaft verwandelt (der Gefühlabstand größtentheils aufgehört) hat, das Verhältniß zu einem gemüthlichen werden kann.

Diese Verschiedenheit macht sich noch weiter hinaus geltend. Namentlich ist es daraus abzuleiten, daß die Religion, inwieweit sie sich direkt auf das Uebersinnliche richtet, dessen Erhabenheit über alles Irdische auffaßt, Sache des Gefühls, nicht des Gemüthes ist. Eine „gemüthliche Religion" giebt es nicht; dazu ist der Abstand zu groß zwischen uns und Gott: wir erheben uns zu Gott im „Gefühle". Aber allerdings kann sich auch „das Gemüth auf Gott richten", nämlich in Bezug auf das Elend in der Welt, und die Beruhigung, den Trost, welche wir im Vertrauen auf Gottes Weltregierung und in der Erwartung eines besseren Lebens empfinden. Dann aber bilden sich ja diese Empfindungen zunächst nicht in Bezug auf Gott, sondern in Bezug auf unsere Mitmenschen aus, mit welchen wir eben „gemüthlich" verbunden sind, richten sie sich auf Gott nur im Hinblick auf diese, und gewissermaßen durch sie hindurch.

Wie nun mit der Begränzung gegen das Aesthetische? — Bei diesem haben wir wieder eine andere Zwiefachheit: indem bei der ästhetischen Auffassung dem Sinnlichen vertiefend ein Inneres untergelegt wird, vermöge dessen wir das

Wahrgenommene zugleich in seinem affektiven „An-sich“ erfassen. Auch diese Zwiefachheit kennt das Gemüth nicht, wenn es nicht (durch besondere Bildungsprocesse) zugleich auch zum Aesthetischen ausgebildet ist. Wir haben allerdings auch bei ihm ein Inneres, welches zur sinnlichen Empfindung hinzutritt (vgl. oben S. 52 f.); aber dieses besteht aus innerlich fortexistirenden gleichartigen Empfindungen, welche nach ihrem Hinzutreten unterscheidungslos mit jener zusammenfließen: so daß sie also, wenn die Empfindung zu ihrer vollen Ausbildung gelangt ist, nicht mehr als Inneres und Aeußeres einander gegenüberstehn. Eine Folge hievon ist es dann auch, daß das „Gemüth“ sich natürlich äußert, nicht künstlerisch: gegen jemand überfließt, sich ausschüttet, nicht in einem Kunstwerke dargestellt wird, wie das Aesthetische. Das Gemüth kann allerdings vielfach Gegenstand der ästhetischen Darstellung werden, für alle Künste. Wir haben eine religiöse Poesie; der der Maler stellt Genien dar mit „gemüthlichen Köpfen“ 2c. So selbst, noch unmittelbarer, bei der Auffassung der Natur. Die Natur wird uns ästhetisch, indem wir ihr (dem Monde, dem rauschenden Bache, dem in seiner Ruhe still erhabenen Meere 2c.) gewissermaßen ein Gemüth beilegen. Und so selbst wenn wir von dem „gemüthlosen Elemente“ reden, welches das Schiff mit seiner Mannschaft verschlungen habe. Wir legen ihm ja hiemit ein schlechtes Gemüth unter. Aehnlich, wenn uns der Felsen, gegen welchen die Wogen wüthend andrängen, ohne ihn aus seiner Stelle zu rücken, zum Symbol der Standhaftigkeit und Seelenhoheit bei Verfolgungen wird; wir schreiben den Wogen gewissermaßen ein feindseliges Gemüth zu. Nicht nur dies aber, sondern indem wir dieses Gemüth der Natur nachbilden, können in uns selber gemüthliche Empfindungen und Neigungen gegen sie entstehn: der ästhetisch-schöne Baum, dessen Anblick uns so oft günstiger gestimmt, uns so vielfach Trost und Erhebung gewährt hat, uns zum Freunde

werden. Dann also fallen die ästhetische Auffassung und die gemüthliche allerdings zusammen; aber doch erst in weiterer Fortwirkung der ersteren, und so daß beide fortwährend eine verschiedene Organisation darbieten.

Noch ist uns die genetische Begränzung übrig. Wir fassen dieselbe zunächst in Demjenigen ins Auge, woran wir sie gewissermaßen durch ein Vergrößerungsglas betrachten können: in der Verschiedenheit der gebildetsten Völker. Wir Deutsche besitzen im Allgemeinen das meiste Gemüth, und zugleich das demselben Antagonistische: viel Verstand; dagegen bei uns bekanntlich das Thun und das praktische Talent im Allgemeinen nur zu kümmerlich und mangelhaft zur Ausbildung zu kommen pflegen. Bei den Engländern findet sich am meisten Gefühl, dabei viel Thun und praktisches Talent, und ebenfalls viel Verstand, wenn auch nicht in der Tiefe und in der Innerlichkeit der Ausbildung wie bei uns, sondern mehr nach außen hin gekehrt. Die Franzosen endlich haben am wenigsten Gemüth und Gefühl, dagegen ebenfalls viel Thun, wenn auch in anderer Begründung und in anderer Art, und am meisten esprit: eine Mischung von Witz und Geist*). Die Ursache ist, daß von den drei Grundeigenschaften der Urvermögen bei uns Deutschen die Kräftigkeit ein entschiedenes

*) Ein dem Ausdruck „Gemüth" vollkommen entsprechender findet sich in keiner anderen Sprache; und wir haben nicht bloß diesen, sondern außerdem noch einen großen Reichthum davon abgeleiteter und damit zusammengesetzter Wörter, durch welche Arten und Schattirungen des Gemüthes in einer beinah unerschöpflichen Mannigfaltigkeit zur Bezeichnung kommen. In ähnlicher Weise sind die Wörter **esprit** und **feeling** unübersetzbar: welcher letztere Ausdruck viel weiter reicht, als unser „Gefühl". Es wäre sehr interessant, und nicht besonders schwierig, wenn einmal jemand, welcher eine ausgedehntere Belesenheit in den ausgezeichnetsten Schriftstellern aller dieser Völker besäße, eine genauere Charakteristik dieser und ähnlicher Begriffe, z. B. der bei den Wörtern „Laune", „**humour**", „**humeur**" (welche drei Wörter keineswegs dasselbe bezeichnen), „**temper**" und ähnlichen zu Grunde liegenden, ausführen wollte.

Uebergewicht hat, also die am meisten nach innen hin liegende, während bei den Engländern das Uebergewicht zwischen der Kräftigkeit und der Reizempfänglichkeit (der am meisten nach außen hin liegenden) getheilt, und bei den Franzosen sehr entschieden auf der Seite der Lebendigkeit (der zwischen beiden in der Mitte liegenden) gegeben ist. Bei überwiegender Kräftigkeit nimmt freilich die Ausbildung nicht immer gerade die gemüthliche Form an; dieselbe kann auch eine vorherrschend verständige werden; aber ist zugleich auch die Reizempfänglichkeit in nicht zu geringem Grade gegeben, und kommen stark afficirende Geschicke hinzu: so gewinnt die Gemüthsbildung mehr oder weniger Ausdehnung und Tiefe. Die Empfindungen, die sich sonst wieder auflösen oder doch überdeckt werden, existiren mit größerer Andauer, in höherer Vollkommenheit und unverdeckt innerlich fort, und bilden sich zu Gesammtkräften von diesem Charakter zusammen*).

Vergleichen wir die beiden Geschlechter, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Entwickelung des Gemüthes voller, reicher, zarter erregbar bei dem weiblichen Geschlechte erfolgt: in besonderer Vollkommenheit namentlich bei unseren deutschen Frauen, wo zugleich auch eine höhere Kräftigkeit mitwirkt. Dieselben bilden sich nicht selten zugleich auch verständig aus, aber doch fast durchaus mit mehr oder weniger gemüthlicher Beimischung; sie sind in noch höherem Maße zugleich auch thätig, aber unverkennbar vorzugsweise in solchen Verhältnissen, wo das Gemüth belebend und erwärmend mitwirkt. Dagegen bei uns Männern leicht der Verstand oder der schaffende Geist ein Uebergewicht gewinnt, oder auch wohl

*) Man vergleiche über dieses Auseinandertreten der Volkscharaktere meine „Pragmatische Psychologie", Band I, S. 90—127 und „Archiv rc.", Band II, S. 235 ff. und 297 ff.: wo sich namentlich auch die genauere Angabe der erwähnten Verschiedenheit findet, in welcher sich das Thun und die praktischen Talente bei den Engländern und bei den Franzosen ausbilden.

die Bethätigung in Verhältnissen, wo kein Gemüth mitwirken kann: wie größtentheils bei dem spekulirenden Kaufmann, oder bei den an den großen Staatswagen gespannten Geschäftsmännern. Wie verschieden ist von diesen der Geschäftskreis der Gattin und Mutter, wo sie wahrhaft ihrem „gemüthlichen" Berufe nachkommt, oder vielmehr nicht nachkommt, sondern aus ihrer innersten Empfindung heraus darin vorgeht und vorleuchtet! — Statt aller weiteren Erörterungen nehme man ein vor Kurzem in einer interessanten Biographie mitgetheiltes Lebensbild: welches die Verschiedenheit, die zwischen den beiden Geschlechtern in dieser Hinsicht Statt findet, um so schlagender darstellt, weil der Mann, ungeachtet seiner kaufmännischen Geschäfte, sein ganzes Leben hindurch, und in den mannigfachsten privatlichen und öffentlichen Richtungen, sehr viel Gemüth bewahrt und bethätigt hat. Ueberdies wird durch die mitgetheilten Briefstellen auch das früher (S. 64 f.) über die verschiedene Stellung der Liebe und der Freundschaft zum Gemüthe Bemerkte, so wie das Verhältniß der verschiedenen Alter zu demselben manche Erläuterungen erhalten. Der Buchhändler Perthes war zur Messe nach Leipzig gereis't. „Noch (schreibt die Frau wenige Tage nach seiner Abreise) habe ich kein Wort von Dir. Sage mir, ist es nicht hart, daß Du mir aus Braunschweig nicht geschrieben hast? Ich wenigstens habe es sehr weh gefühlt, daß G., der mit Dir reis'te, seiner Braut geschrieben hat, und Du mir nicht. Ich habe Dich doch nun achtzehn Jahre so rein, allein und von Herzen lieb gehabt, wie jene es für die Zukunft erst vorhaben; und dennoch sollte diese Abnahme von Deiner Seite zur Sache gehören. Es ist das erste Mal, so lange Du reisest, daß Du es hast lassen können, mir schon von einem Zwischenorte zu schreiben. Ich habe mir zur Gemüthsergötzung Deine früheren Briefe hervorgenommen, und lese mich wohl und wehe dabei". „Ich meine (antwortet der Mann), wenn durch vieljähriges Miteinandersein der

Gefühl-, Empfindungs- und Gedankenwechsel und Austausch so innig und vielseitig gewesen und geworden ist, daß man sich vollkommen versteht, kann von Zärtlichkeitsäußerungen, die immer ein noch Interessantes und darum Fremdes gegenüber voraussetzen, nicht mehr die Rede sein. Sei Du nur zufrieden mit mir, mein liebes Kind; wir verstehn uns doch. Daß ich nicht von Braunschweig geschrieben habe, hatte seinen Grund in unserer schnellen Durchreise. Uebrigens ist Dein Vergleich zwischen mir und dem mitreisenden Bräutigam auch nicht richtig. Die Jugend hat ihre Art, und die späteren Jahre auch. Es würde doch wirklich lächerlich sein, wenn ich jetzt, wie vor zwanzig Jahren, im Mondschein die Bäume und Wolken für Mädchen, oder die Mädchen für Engel ansehn wollte; und besser würde es sich auch nicht ausnehmen, wenn Du Allemande tanzen oder auf Bäume klettern wolltest. Hadern dürfen wir doch nicht darüber, daß wir älter werden; sei also nur zufrieden, und gieb Gott die Ehre, und mit mir habe Geduld und Nachsicht". „Dein Brief (so lautet die Erwiderung von Seiten der Frau) ist ein wunderlicher Brief. Bei mir bleibt es nun einmal dabei, daß mein Liebhaben kein Alter und keine Jugend hat und ewig ist. Ich spüre keine Veränderung, als daß ich nun weiß, was ich früher hoffte und glaubte. Ich habe Dich früher für keinen Engel gehalten, und halte Dich jetzt nicht für das Gegentheil; und auch ich habe Dich früher weder mit Engelsgestalt noch mit Engelsmanier getäuscht, nie Allemande getanzt, nie Bäume beklettert, und bin noch dieselbe wie früher, nur etwas älter; und das mußt Du vorlieb nehmen, mein Perthes; kurz und gut, hab' mich lieb, und sag' es mir zu Zeiten, dann bin ich vergnügt". „Heute vor achtzehn Jahren (so spricht sie sich einige Monate später aus) schrieb ich Dir den letzten Brief vor unserer Hochzeit, und that die erste Bitte, um das kleine schwarze Kreuz. Seitdem habe ich viel gebeten in den achtzehn Jahren,

mein lieber Perthes. Um was soll ich Dich heute bitten? Du weißt es, denn Du kennst mich ganz, und kein unwahres Wort habe ich Dir gesagt. Nur mein unbeschreibliches Liebhaben kannst Du nicht ganz kennen, weil es keine Gränze hat"*). —

Was endlich noch die äußeren Bildungsfaktoren betrifft, so haben wir deren schon mehrfach zu erwähnen Gelegenheit gehabt. Das „Gemüth" bildet sich auf der Grundlage von Lust- und Unlust- und Schmerzempfindungen, also von Schicksalen, welche dieselben bedingen, wie Förderungen, Errettungen, Verluste, Versagungen, unter letzteren namentlich eben die durch Geschicke herbeigeführten, während die durch Menschen herbeigeführten meistentheils Widerstreben hervorbringen, und wo dieses in seiner Bethätigung gehindert wird, das Gemüth „verbittern". Im Allgemeinen also ist es allerdings eine richtige Bemerkung, die Hoffmeister einmal in Schiller's Leben, im bestimmten Hinblick auf diesen selber, macht, „daß von jeher Diejenigen, welche bestimmt gewesen sind, die Herzen der Menschen tief zu ergreifen, nicht gehabt haben, wo sie ihr Haupt niederlegen konnten, ihr Antheil Noth und Leiden gewesen ist". Dem gegenüber bildet sich ein „heiteres" Gemüth, wo bei mäßiger Reizempfänglichkeit, so daß nicht leicht Ueberreizungen oder dem sich annähernde Lustempfindungen entstehn, die Eindrücke ebenfalls im Charakter gemäßigt gesteigerter Affektionen wirken, und dabei mit so ununterbrochener Stätigkeit, daß auch in äußerer Bedingtheit weniger zu Begehrungen Veranlassung ist.

---

*) Friedrich Perthes Leben. Nach dessen schriftlichen und mündlichen Mittheilungen aufgezeichnet von Clem. Theod. Perthes rc., 2ter Band, S. 63 ff. u. 71.

III. Die hohe Bedeutung des Gemüthes in der Gesammtheit der menschlichen Seelenentwickelung.

Wem sollen wir nun den Vorzug geben? Dem Gemüthe? Oder dem Verstande? Oder dem schaffenden Geiste? Oder dem Thätigkeitstriebe und praktischen Talente? Oder welchem sonst unter den psychischen Vermögen?

Unstreitig läßt sich hierauf keine allgemeine Antwort geben. Jedes ist an seiner Stelle gut, und bis zu einem gewissen Grade erfoderlich. Ja, was noch mehr ist, bis zu einem gewissen Grade ist Alles für Alle wünschenswerth und erfoderlich. Das Gemüth und das Begehren können nicht Klarheit und Einsicht geben, das Begehren und der Verstand keine Wärme der Empfindung, die Erkenntniß eben so wenig wie das Gemüth (an und für sich) zum Wollen in den Stand setzen; und doch bedürfen wir, mehr oder weniger, aller dieser Vollkommenheiten, um im vollen Umfange dieses Wortes unsere Bestimmung zu erfüllen.

Beleuchten wir die hier vorliegenden Verschiedenheiten tiefer, so zeigt sich zuerst ein höchst interessanter und wichtiger Antagonismus. Fassen wir ausschließend die Kräfteausbildung im einzelnen Menschen ins Auge: so stellt sich nur das Vorstellen als wahre Vollkommenheit dar. Bei den übrigen, den affektiven und den praktischen Bildungsformen, haben wir mehr oder weniger Unvollkommenheit: nicht die kräftige Haltung, die innerlich selbstständige Befriedigung, wie bei jenem. Dies ist es auch, was zu der einseitigen Ueberschätzung des Vorstellens Veranlassung gegeben hat, durch welche dann wieder der jetzt dagegen losgebrochene Sturm heraufbeschworen worden ist.

Dem gegenüber nämlich ergiebt eine weiter greifende Auffassung gewissermaßen das Gegentheil. Bei'm Vorstellen, und

namentlich bei dem in der Form des Verstandes ausgeführten, sind wir auf ein Objekt, auf ein uns Gegenüberstehendes gerichtet; dasselbe also entfernt uns vom Subjekte, vom eigentlich Menschlichen. Es ist höchst ungerecht und kurzsichtig, wenn die Gemüthsanpreiser den Verstand der Selbstsucht angeklagt haben. Das Vorstellen entfernt uns eben so von uns selbst, wie von andern Menschen; aber dies thut es allerdings mehr oder weniger, wenn nicht die subjektive, die menschliche Ausbildung daneben eingeleitet wird. Hiezu kommt, daß es der Gegenstände, mit denen sich die Menschen erkennend beschäftigen können, unzählige giebt, so daß also der eine hierhin und der andere dorthin gespannt ist. Freude und Leid aber empfinden wir alle, und in diesen also ist ein Vereinigungspunkt gegeben, welcher die Menschen wieder zusammenbringt.

Allerdings nun braucht diese menschliche Ausbildung nicht gerade immer in der Form des Gemüthes zu erfolgen. Wir haben neben dieser noch andere, in dieser Richtung liegende kennen gelernt. Man muß also zweierlei wohl auseinanderhalten. Alle Eigenschaften, welche sich auf das Empfinden, das Begehren, das Wollen kurz auf die Gesinnung, den Charakter des Menschen beziehn, können (darin hat jene Polemik ihre volle und tiefe Wahrheit) nicht vermöge der Vorstellungsform, und besonders nicht vermöge der Verstandesform gewonnen werden, weil dafür wesentlich ganz andere Grundformen erfodert werden*). Erkenntniß als solche erzeugt keine Empfindungen, keine Triebe. Unter den Bildungsformen nun, welche auf der

*) Vgl. oben S. 47 ff. und besonders Band II dieser Zeitschrift, S. 39 ff., so wie die dort angeführten weiteren Belegstellen. — Darin hat der alte Asmus vollkommen Recht mit seinem bekannten „Reite mir einmal Courier auf einem gemalten Pferde, und wenn es ohne Fehl gezeichnet wäre, und melke der Herr Vetter einmal des Myrons Kuh!“

affektiven Seite liegen, ist die des Gemüthes eine einzelne; auch die der Empfindung, des Gefühles, des wohlwollenden Begehrens und Wollens können den Menschen zum Menschen führen, und bei ihm festhalten. Aber (und dies ist das Zweite, was wir hiefür ins Auge zu fassen haben) das Gemüth befähigt hiezu im ausgedehntesten Maße. Dies verdankt es eben seiner weniger bestimmt ausgeprägten, flüssigeren Bildungsform (vgl. oben S. 48, 52 u. 64). Ein Gemüth kann ich auch für Den haben, mit welchem ich nicht empfinden (nicht ihm gleich empfinden) kann, und im Verhältniß zu welchem mein Gefühl mir einen sehr weiten Abstand kund giebt (also mit dem ich mich auseinanderfühle), und mit dem ich sehr verschiedene, ja geradezu entgegengesetzte Lebenszwecke habe (dem ich widerstrebe). Das Gemüth zieht mich doch zu ihm hin, da ja das aus dem Inneren heraus Antwortende nicht immer gerade Dasselbe zu sein braucht mit Demjenigen, was die Empfindung und das Gefühl ergeben haben (siehe oben S. 53); und so ist denn durch das Gemüth ein Einswerden mit Anderen in weit größerer Ausdehnung bedingt: ein Einswerden in der Ausdehnung, in welcher das Christenthum alle Menschen als Kinder des gemeinsamen Vaters und als unsere Brüder bezeichnet, auch deren Erkennen und Glauben und Wollen noch so sehr mit dem unseren auseinandertritt.

Dies führt uns unmittelbar hinüber zu einem anderen überaus wichtigen Punkte. Das Gemüth hat eben so eine hohe Bedeutung für die Religion*). Während alle Versuche des Verstandes, Gott und seine Weltregierung zu erkennen, stets gescheitert sind, und in alle Zukunft hin scheitern werden, gewährt uns das Gemüth, wenn auch nicht Klarheit und Gewißheit, doch Ahnungen über unsere irdisch be-

*) Man vergleiche hiezu die Band I, S. 54 ff. und Band II, S. 93 ff. über den Ursprung und den Charakter der Religion gegebenen Auseinandersetzungen.

schränkte Auffassung hinaus. Und was die Hauptsache ist, dasselbe drängt uns darüber hinaus. Im Denken, und eben so in einem ununterbrochen mit irdischen Bestrebungen verbrachten Leben, entschlägt sich der Mensch leicht der Beziehungen auf Gott; aber wenn für das Eine oder das Andere die Kräfte ermatten und gebunden sind, so wird er zu ihm hingedrängt. So namentlich in Verbindung mit dem Vorigen: mit der ausgedehnten Theilnahme an anderen Menschen. Für uns selber können wir uns allenfalls in einer störrischen Resignation fassen; aber wenn sich unsere Empfindung in weiterem Kreise ausbreitet über das mannigfache Leiden und über die sittliche Verderbniß so vieler von unseren Mitbrüdern: so vermag uns nur ein über dieses irdische Dasein hinausgehender Glaube Beruhigung zu gewähren.

Wir können uns die eine wie die andere hohe Bedeutung, welche das Gemüth für den Menschen hat, an nichts besser anschaulich machen, als an der Geschichte unserer christlichen Religion. Unter den vielen schiefen Ansichten, deren sich die „Gemüthsanpreiser" schuldig gemacht, ist wohl eine der schiefesten die, daß sie der orthodoxen Dogmatik ihre Stelle auf der Seite des Gemüthes angewiesen: auch in ihrem Interesse zu dessen höherer Ausbildung aufgefodert und eine Anklage gegen den Verstand erhoben haben. Dies ist eine durchaus falsche Auffassung. Die christliche Religion, wie sie in Christus aus dem tiefesten und reinsten Gemüthe heraus, welches je existirt hat, hervorgegangen ist, steht allerdings, wie alle Religion in der wahren Bedeutung dieses Wortes, entschieden auf der Seite des Gemüthes. Aber die Dogmatik ist, dem bei weitem größeren Theile nach, Produkt der philosophischen Spekulation, und einer so gemüthlosen, daß sie ihre Urheber (was doch eben sehr viel sagen will) selbst unfähig gemacht hat, das reiche Gemüth zu fassen, welches sich in Christi Ausprü-

chen über seine Person und sein Werk so erhaben und zugleich so tief rührend und liebenswürdig ausspricht.

Will man hievon, und von der unnatürlichen spekulativen Deutung, welche sie, in Folge dessen, diesen Aussprüchen Christi gegeben haben, in einer Weise, welche mit dem Geiste Christi eben so wohl wie mit seinem Gemüthe im entschiedensten Widerspruche steht, noch ein weiteres Zeugniß, so werfe man einen Blick auf die fortwährenden Streitigkeiten, in welchen die Dogmatik leider so fruchtbar, so überfruchtbar gewesen ist: von den monophysitischen und monotheletischen Verketzerungen und Verdammungen, durch die ärgerlichen Controversen über das Abendmahl (das Mahl der Versöhnung und des Friedens!) hindurch bis auf unsere neuesten, im Interesse der Wiederaufhebung der Union gehaltenen Kirchentage und unsere neuesten Compendien! Das Gemüth streitet nicht. Was in diesen ärgerlichen Controversen gestritten hat, ist, neben mancherlei weltlichen Motiven (des Ehrgeizes, der Herrschsucht rc., die wir doch bei Dienern der Religion tief zu beklagen haben), und wohl mehr noch als alle diese weltlichen Motive, die leidige philosophische Spekulation gewesen: zuerst die orientalische, und dann später, und bis auf die Gegenwart herab, die scholastische; Verstandes- und Phantasie-Spekulationen, die sich leider so früh Derjenigen bemächtigt hatten, welchen durch Christus ein ganz anderer Beruf zugewiesen worden war!

Unter diesen Umständen nun, was hat von der Dogmatik zur Religion zurückgeführt? — Eben das Gemüth, wie es sich neben der gemüthlosen Dogmatik, mehr oder weniger durch alle Jahrhunderte hindurch, erhalten hatte, und namentlich, was unsere protestantische Kirche betrifft, am reinsten in den Quäkern, den Herrnhuthern, den Methodisten sich geltend gemacht hat. Bei diesen liegt uns seine Wirksamkeit in den beiden vorher bezeichneten Formen augenscheinlich vor. Einmal indem sie, im Gegensatze mit jener erstarrenden

Kälte und jenen Verfeindungen, Verketzerungen und Ausschließungen der Dogmatiker, ihre Gemeinschaft für Christen von allen Glaubensartikeln geöffnet und offen gehalten, sie alle als Brüder anerkannt, und für ihr leibliches und geistiges Wohl warm empfunden und Opfer gebracht haben; und zweitens darin, daß sie auch Gott und Christus nicht aus jenen spekulativen Verstandes- und Phantasie-Gesichtspunkten (in Betreff ihrer Naturen und Verhältnisse zu einander rc.), sondern nach Christi eigenem Vorgange in Bezug auf ihre Mitbrüder, als Helfer, als Tröster vorgestellt oder vielmehr empfunden haben (vgl. oben S. 65 u. 72 f.).

Hieraus ist es dann auch abzuleiten, daß wohl kaum jemals irgend ein rationalistischer Theologe*) so viel von der Dogmatik zur Seite geschoben hat, als dies von den Quäkern, von den Herrnhuthern (die ja zuerst auch eine Union bei sich eingeführt haben!) und von den Methodisten geschehn ist. Nicht daß sie dieselbe eifrig bekämpft hätten. Denn, wie gesagt, das Gemüth streitet nicht, am wenigsten gerade über religiöse Gegenstände; und sie würden überhaupt nicht zum Streite gekommen sein, wenn man sie nicht politisch hätte unterdrücken wollen. Aber sie vermochten mit jenen dogmatischen Produkten für das Leben, wo es Empfindungen, und Triebe, und Wollen, und Thun gilt, nichts anzufangen. Mit dem Einen, was dem Menschen noth thut, beschäftigt, konnten sie eben kein Interesse gewinnen für Dasjenige, was ihm jedenfalls nicht noth thut; und hielten sie sich daher wohlberechtigt, aus einer im Gemüthe wurzelnden inneren Nothwendigkeit heraus, diese gemüthlosen Dogmen zur Seite zu schieben. Es wäre sehr zu

*) Von den Atheisten des vorigen Jahrhundertes, so wie von Denjenigen in der Hegelschen Schule und unter den naturwissenschaftlichen Materialisten unserer Tage, welche sich jenen an die Seite gestellt haben, kann natürlich hier nicht die Rede sein, da sie ja augenscheinlich in keiner Bedeutung des Wortes Theologen sind.

wünschen, daß man einmal die Dogmengeschichte aus diesem Gesichtspunkte bearbeitete: dann würde sie gewiß für das Interesse der Religion ohne allen Vergleich förderlicher werden, als sie es bisher geworden ist!

IV. Die Beschränktheit der Gemüthsform; und wie ist diese letztere angemessen zu bilden?

Worin die Bildungsform des Gemüthes einer Ergänzung bedürftig sei, geht aus der Charakteristik derselben augenscheinlich hervor. Dem Vorstellen gegenüber sieht das Gemüth zu wenig klar und zu wenig weit: indem es ja (d. h. so weit es Gemüth ist) gar nicht sieht, sondern empfindet. Und dem Begehren und Widerstreben gegenüber, ist es zu wenig aktiv, und hat es zu wenig Widerstandskraft, zu viel Hingegebenheit und Bestimmbarkeit; daher denn auch so leicht Verstimmungen für dasselbe eintreten, wenn nicht daneben irgendwie ein stärkerer Halt gegeben ist.

Man höre zunächst hierüber das Zeugniß von Jacobi, welches um so mehr auf Vollgültigkeit Anspruch hat, da er ja so lange Zeit hindurch, und bis zu seinem letzten Lebensaugenblicke, den spekulativen Systemen seiner Zeit gegenüber, als Vorkämpfer für das Gemüth eine so ehrenvolle Stellung behauptet hat, und da er (wie wir sogleich sehn werden), was das Unzureichende der Gemüthsform betrifft, aus eigener, schwer erkaufter Erfahrung spricht. „Es ist thöricht (sagt er) auf einen Menschen zu bauen, der nur ein Gemüth, sei es auch das vortrefflichste! aber keine das Gemüth ordnenden und ihn selbst beherrschenden Grundsätze hat. Ein solcher wird mit den glücklichsten Anlagen zu Rechtschaffenheit und Tugend oft am tiefsten sinken: denn weil er sich nicht zu beherrschen weiß,

und weder das Böse noch das Gute lassen kann, muß er sich selbst zu täuschen, sich zu belügen und zu betrügen suchen; wird in dieser bösen Kunst eine immer größere Fertigkeit erwerben, in Ausflüchten bald unerschöpflich werden: hier den Geist des Gesetzes mit dem Buchstaben angreifen, dort den Buchstaben wider des Gesetzes Geist sich zu Nutze machen; so allmählich allen Geradsinn verlieren, sein Gewissen zerstören, die heilige Scheu austreiben und frevelnden Troz an die Stelle setzen. Da ich diese schrecklichen Klippen nahe genug im Vorbeischiffen selbst gesehn habe, und nicht ohne Gefahr: so ergreift mich bei'm Andenken jedesmal ein Schauder; und ich weiß dann nicht, wie ich nachdrücklich genug warnen, laut und feurig genug zurufen soll. Sie ragen nicht hoch aus dem Meere hervor, diese Klippen; sind nicht von fürchterlichen Brandungen, die aus der Ferne schrecken, umgeben; man kann lange in Gefahr und dem Untergange nahe sein, ohne es zu ahnen. Und nicht der Kompaß allein des moralischen Gefühls und eines guten edlen Herzens lehrt genug, sie zu vermeiden; sondern es muß die Längen-Uhr bestimmter Vorschriften und Gesetze dazu genommen, und jede Versuchung, nach eigenem, besserem Ermessen, das ist, nach bloßem Gutdünken zu steuern, als die Eingebung eines feindlichen Dämons verworfen werden"*).

Wie ist nun dieser Unvollkommenheit abzuhelfen? — Der Natur der Sache nach ergeben sich dafür zwei Mittel: daß man *Kräfte, welche in den beiden anderen Bildungsformen ausgebildet sind, ergänzend daneben stelle*, und

*) *Friedrich Heinrich Jacobi's* Werke, Band VI, S. 183 ff. Man vergleiche auch, was hier der angeführten Stelle vorangeht und folgt, so wie, was ich auf Veranlassung eines früheren, ähnlichen Ausspruchs in seinem Woldemar („Wer sich auf sein Herz verläßt, der ist ein Thor") in meiner Recension der fünf ersten Bände von *Jacobi's* Werken, im „Hermes", 1822, Stück II, S. 328—33 bemerkt habe.

daß man die Gemüthskräfte selbst in die anderen Bildungsformen hinüberführe.

Das erste von diesen beiden Mitteln ist im Allgemeinen unbedenklich. Wir wissen schon, daß es nicht, wie die bisherige, in ihren Auffassungen summarisch-grobe Psychologie annahm, solche Kollektivkräfte giebt, die für den ganzen Menschen eine gewisse Bildungsform bedingten. Die Formen bilden sich an den einzelnen Akten; und da ist nichts dagegen, daß das Eine in dieser, das Andere in jener Bildungsform, ja daß auch Dasselbe zugleich in verschiedenen Bildungsformen aufgefaßt werden kann. Existiren dann diese Auffassungen innerlich fort, so haben wir neben einander Kräfte oder Eigenschaften von verschiedenen Charakteren, die einander in keiner Weise Abbruch thun. Dafür giebt es die verschiedensten Mischungen und Grade. Wir haben in Lichtenberg und in Perthes zwei Männer kennen gelernt, die in hohen Graden zugleich verständig und gemüthlich waren. So verstattet jede Gattung von Verstand, mag sie sich nun auf eine Wissenschaft oder auf ein Lebensgebiet beziehn, und noch so ausgedehnt und hoch gesteigert sein, eine eben so ausgedehnte und hohe Gemüthsbildung neben sich. Wo nur die Faktoren für beide gegeben sind, da bilden sich auch beiderlei Produkte, und ohne daß sie im Allgemeinen einander störten. So namentlich bei uns Deutschen: indem ja die höhere Kräftigkeit, welche vorzugsweise unsere Uranlage auszeichnet, ein sehr günstiger innerer Faktor für beide ist (vgl. oben S. 67 f.). Wo freilich die Faktoren nur für Eines von beiden gegeben sind, da bildet sich eben nur dieses Eine, aber nicht wegen ihres (nur für das Vorstellen, nicht reell existirenden) Gegensatzes, sondern weil eben die Bildungsfaktoren für das Andere fehlen; eben so wie in einem anderen Falle aus demselben Grunde beide zusammen nur höchst kümmerlich zur Bildung kommen.

Ungleich bedenklicher ist allerdings das zweite Mittel. Hier ist die Ergänzung eine mehr unmittelbar innerliche: das in der Gemüthsform Ausgebildete büßt diese Bildungsform ganz oder zum Theil ein, indem es in die Strebungsform oder in die Begriffs- und Satz-form hinübergebildet wird. Wenn es mir gelingt, die frischen Empfindungen in Bezug auf Dasjenige, was auch sie von Vorstellen enthalten (vgl. oben S. 55), zu gleichartigen Verschmelzungen zu bringen, und mir so ein Empfindungs- oder Gefühlsbegriff entsteht, den ich dann zu konkreten Empfindungen als Prädikat hinzubringe, und vermöge dessen einen Satz gewinne, welcher außerdem vielleicht, in Verbindung mit Verschmelzungen im Verhältniß der Gleichartigkeit, zu einem allgemeinen Satze, oder einem „Grundsatze" erweitert wird*): so habe ich allerdings die Klarheit und die feste Haltung gewonnen, welche logischen Gebilden dieser Art eigen ist; aber ich habe die Frische der Gemüthskraft verloren. Dem gegenüber also kann allerdings das Bedenken begründet erscheinen, daß die verständige Ausbildung das Gemüth erkälte.

Wir erwidern: allerdings geschieht dies häufig, aber es braucht nicht zu geschehn. Die Gemüthsfrische geht verloren, wie weit die logische Verarbeitung reicht. Aber sie braucht sich ja nicht über das ganze Gemüth auszudehnen. Von den Tausenden von elementarischen Gemüthskräften, welche sich diesem oder jenem Lebensverhältnisse gegenüber ausgebildet haben, kann der zehnte Theil, oder der fünfte in die Begriffs- und Satzform hinübergebildet werden, während die anderen ihre frischeren Bildungsformen beibehalten. Oder sie können auch immer wieder von neuem frisch erzeugt werden: denselben Lebensverhältnissen gegenüber, mit derselben Wärme und

*) Vgl. hierüber mein „System der Logik als Kunstlehre des Denkens", Band I, S. 199 ff., 288 ff., 301 ff.

Erregtheit; und dies wird da, wo nur, in der vorher angegebenen Weise, die Faktoren in der rechten Entschiedenheit vorhanden sind, nothwendig geschehn. Die Klage also, die man so oft in Betreff der Erkältung des Gemüthes gegen den Verstand erhoben, hat allerdings ihre Wahrheit, aber nur bei Denjenigen, wo das Gemüth schon vorher nicht besonders warm gewesen ist. Die Zerstörung desselben tritt nur da ein, wo in dieser Hinsicht wenig zu zerstören ist; und insofern also kann die Hinüberführung in die Verstandesform als eine Art von Thermometer dienen: sowohl für die bereits erzeugte Wärme, als für die Fähigkeit neue Wärme zu erzeugen. Jacobi klagt im Verfolge der vorher angeführten Stelle, daß er, obgleich im fünf und funfzigsten Jahre, doch immer noch nicht sicher sei gegen die aus dem ungeregelten Aufbrausen des Gemüthes hervorgehenden Gefahren. Wo nur die Quelle in der rechten Fülle fließt, wird sie nicht verstopft werden!

Nicht nur dies aber, sondern die Gemüthsausbildung wird durch die daneben ausgeführte Verstandesausbildung selbst noch zu größerer Wärme gesteigert werden können, und zwar zu in dem Maße größerer, je weiter und tiefer zergliedernd der forschende Verstand vorschreitet: wenn nämlich vermöge dieser Zergliederungen Solches aufgedeckt wird, was in uns Gemüthskräfte vorfindet, die dadurch zur Erregtheit gebracht und mit den bisher erregten in Verbindung gesetzt werden können.

Man mache sich dies, da die Sache, so allgemein ausgesprochen, noch einige Dunkelheit haben mag, sogleich durch ein Beispiel anschaulich. Ein Mensch von bloßem Gemüthe, und bei dem keine tiefere Verstandesbildung hinzugekommen ist, wird, wenn er selber sittlich gut ist, mit den Guten sympathisiren und die Bösen hassen. Nur der fertige Mensch wird von ihm aufgefaßt, so wie er sich ihm unmittelbar darstellt; und da ist gegen das Hassen nichts einzuwenden von Seiten des Gemüthes.

Nun aber vergleiche man hiemit Denjenigen, welcher durch seine Forschungen eine tiefere genetische Einsicht gewonnen hat von der Natur des Bösen. Dieser weiß, daß der Mensch seine Handlungen entschieden moralisch-frei bestimmt, das heißt, daß dieselben ihrem moralischen Charakter nach durchaus frei oder unabhängig von allem Aeußeren (Versuchungen, oder wie es sonst heißen mag) aus Dem, was er moralisch innerlich ist, oder aus seinem Willen heraus erfolgen (vgl. Band II, S. 408 ff.). Aber er weiß auch, daß die moralische Freiheit, und somit auch diejenige, welche den Menschen zum Sittlich-Guten, und Dem gegenüber, die ihn zum Bösen bestimmt, selbst ein nothwendiges Naturprodukt der Bildungsverhältnisse des Menschen ist (siehe ebendas., S. 412 ff.). Wie nun, wird er, wenn er überhaupt gemüthlich gebildet ist, deshalb etwa weniger sympathisiren mit Denjenigen, welche mit ihm dieselben sittlichen und religiösen Gefühle, Ueberzeugungen rc. haben? — Unstreitig nicht: ihre Individualität hat durch den Fortschritt seiner Erkenntniß nicht das Mindeste von ihrer Hohheit, oder von ihrer Liebenswürdigkeit verloren. Er wird also diese eben so warm empfinden, eben so innig mit seinem Gemüthe umfassen, wie vorher. Oder wird er die Bösen weniger hassen? — Auch dies nicht; dieselben stehn ihm noch eben so verächtlich oder verabscheuungswürdig gegenüber wie vorher. Aber er wird zugleich auch mit den Bösen Sympathie haben, wenngleich in ganz anderer Art, als mit den Guten: Sympathie in der Form des innigen Mitleids im Hinblick auf ihre Bildungsverhältnisse, ohne daß dies doch seiner Verwerfung des Bösen den mindesten Abbruch thut. Nur, er wird sich anstrengen, so weit es irgend in seinen Kräften steht, jenen sittlich depravirenden Bildungsverhältnissen entgegenzuarbeiten: sie wenigstens zu beschränken, hier und dort, wenn er sie auch nicht ganz wegschaffen kann. Also nicht nur, daß durch jene tiefere genetische Einsicht, welche er erworben hat, das

Gemüth nicht verkümmert oder zerstört ist: dasselbe ist bedeutend erweitert und erwärmt, indem er ja nun warm empfindet auch in einer Region, wo bisher nur Kälte und Abstoßen bei ihm herrschte!

Hiezu kommt dann endlich noch, daß, wie wir gesehn (S. 56), Alles im Menschen, auch das Vorstellen und Streben, zugleich seine affektive Seite hat, und also auch von dieser, und also in gemüthlicher Weise gefaßt werden kann. Dies gilt gerade von der Verstandesbildung in sehr hohem Grade: indem sie ja durch vielfache Verschmelzungen solcher Akte und Kräfte erfolgt, welche schon einfach einen höheren Grad von Steigerung oder Vollkommenheit in sich haben (vgl. oben S. 24 u. S. 72), und also vermöge dessen in hohem Grade auch auf die Empfindung und das Gemüth zu wirken geeignet ist. Oder ist es nicht ein Gemüthsinteresse, eine hoch gesteigerte Gemüthserregung, in welcher sich Jacobi in der angeführten Stelle gegen die ungehörige Werthschätzung des Gemüthes ausspricht? Oder (um etwas noch näher Liegendes zu nehmen) findet man nicht in dem gegenwärtigen Aufsatze Spuren genug, daß mir die Polemik gegen die unverständigen Gemüthsanpreiser vorzugsweise durch das Gemüth diktirt worden ist? — Zu Gemüthsbegründungen und zu Gemüthserregungen dieser Art ist ja um so mehr Veranlassung, als gerade die im größten Umfange und mit dem ernstesten Charakter auf dem menschlichen Geschlechte lastenden Uebel in dem Mangel an Aufklärung, und besonders in dem Mangel an religiöser Aufklärung ihren Grund haben! Wer dessen noch nicht inne geworden ist, schlage nur die Jahrbücher der Geschichte nach, und er wird Zeugnisse hiefür auf jedem Blatte finden: in den Erzählungen von den Religionskriegen, den Ketzerverbrennungen und in Dem, was noch viel schchmerzhafter und zerrüttender, als alles dies, in das menschliche Leben eingreift: in den Verfeindungen und Verketze-

rungen, welche im Schoße der Familien das Glück und den Frieden der Seele untergraben! — —

Aber indem wir uns dies aus dem Sinne schlagen, so gut es eben gehn will, wenden wir uns zur definitiven Beantwortung der Frage, wie das Gemüth zu bilden sei. Die bezeichnete Preisaufgabe (vgl. S. 36) hat dieselbe auf die „Volksschule" gestellt. Aber das Schlimme ist, daß die Grundformen der Gemüthskräfte überhaupt so wenig in der Gewalt der Schule sind. Ich habe hierüber schon aus einem allgemeineren Gesichtspunkte in einem früheren Aufsatze gesprochen, auf welchen ich verweisen muß (Band I, S. 26—51). Das Gemüth kann nur gebildet werden durch Freude und Leid. Darum hat es seine Bildungsstätte in der Familie: wo eben Freude und Leid empfunden und, in der einen oder der anderen Weise, gemeinsam empfunden werden. Wie dies, in irgend ausgedehnterem Maße, in den Bereich der Schule zu bringen wäre, möchte schwer anzugeben sein. Ein „angeborenes" Gemüth, welches nur aus dem Inneren hervorgehoben, oder aus, Gott weiß welchen Banden, von denen es bisher an seinem Hervortreten gehindert worden wäre, erlös't zu werden brauchte, giebt es nun einmal nicht; sondern es muß bereits gebildet sein, oder, wo nicht, gebildet werden, wenn es überhaupt vorhanden sein soll. Was dafür von den Bearbeitern der Preisaufgabe vorgeschlagen worden ist, kommt fast durchaus auf Erzeugung oder Erregung von Einbildungs- und Phantasiekräften heraus. Aber diese bedingen nicht einmal das Gefühl (womit man sie noch ungleich häufiger verwechselt hat), und noch viel weniger das Gemüth. Sie gehören dem Vorstellungsstamme an, nicht dem affektiven. Was von Affektivem im Bereiche der Schule ist, besteht im Allgemeinen nur in drei Momenten: erstens in den intellektuellen Steigerungen, welche der Unterricht, wenn er in der rechten Weise ertheilt wird, dem Schüler fortwährend erzeugt und zur Em-

pfindung bringt, und die also, in der so eben erläuterten Weise, allerdings auch geeignet sind, Bestandtheile des Gemüthes zu werden; dann zweitens in Dem, was das Zusammenleben der Schüler unter einander von Empfindungen (von Zuneigungen und Abneigungen rc.) hervorbringt; und drittens endlich in Demjenigen, was sich in demselben Charakter, an das Zusammen mit dem Lehrer selber anschließt. Das Erste ist am sichersten zu erreichen, aber sehr beschränkt seinem Umfange nach; das Zweite wirkt nicht selten in erfreulicher Weise höchst bedeutend auf die Ausbildung des Gemüthes für das ganze Leben, aber der Erfolg ist sehr unsicher, da es ja von Demjenigen abhängt, was die einzelnen Schüler aus ihren Familien her in die Schule hineinbringen, also auch depravirende, gehässig stimmende Wirkungen erfolgen können, ja nur zu häufig erfolgen, und der Lehrer diese Erfolge wohl ein wenig, aber doch gar zu wenig in seiner Gewalt hat; das Dritte endlich kann zugleich in größerem Umfange und mit größerer Sicherheit wirken, wenn — der Lehrer selber nicht nur Gemüth hat, sondern auch ein lebendig und eindringlich sich äußerndes, gewissermaßen überwältigendes Gemüth hat; und dies ist bekanntlich nicht aller Lehrer Sache, und kann jedenfalls durch kein Studium erworben, durch keine Prüfung kontrollirt werden, sondern muß im sonstigen Leben, in der Familie zur Ausbildung gekommen sein. Bringt er ein solches Gemüth hinzu: dann wird er, was sich in den Schülern irgend Einstimmiges vorfindet, zur Erregtheit bringen können; und geschieht dies im Verlaufe der Schulzeit tausend- und hunderttausendmal: so wird dies, vorausgesetzt eben, daß dergleichen zur Erregtheit zu bringen ist, allerdings viel zur Ausbildung der Gemüthskräfte wirken. Also was hat der Lehrer zu thun? — Die Antwort lautet: er hat, neben den so eben bezeichneten Umgangsverhältnissen, auch bei dem Unterrichte, wie dazu die verschiedenen Gegen-

stände (Religion, Moral, Geschichte, Naturgeschichte rc.) Veranlassung geben, an den Schülern herumzufühlen, was von innerlich forterististirenden, in der gemüthlichen Form ausgebildeten Kräften bei ihnen angelegt ist, und diese dann zur Erregtheit zu bringen und zu koncentriren. Das Letztere namentlich, damit Anderem gegenüber, was sich irgendwie in entgegengesetztem Charakter geltend machen könnte, eine kraftvollere Bethätigung und Fortwirkung gewonnen werde: den vereinzelt begründeten Gemüthskräften zugleich die Schwungkraft der mit ihnen in Verbindung gebrachten zu Gute komme. Außerdem muß er sich auch, besonders gerade weil er so wenig eigentlich positiv erzeugen kann in Betreff der Gemüthsbildung, sehr sorgfältig hüten, was davon erzeugt ist, zu verkümmern; namentlich vor der früher (§. 80 f.) erwähnten Hinüberführung zu anderen Bildungsformen, welche bei Kindern beinah durchaus an der unrechten Stelle ist. In ihren Lebensverhältnissen bedürfen sie der gefoderten Ergänzungen nicht; und sie haben meistentheils noch nicht so viel mit Sicherheit erworben, daß sie ohne Nachtheil die dort nachgewiesene Ausgabe machen könnten. Hierin ist nun allerdings, in den mannigfachsten Formen, nicht selten in unseren Schulen gefehlt worden; und dies wieder ein Punkt, in welchem die Bearbeiter der Preisaufgabe entschieden das Recht auf ihrer Seite haben. Nur haben sie nicht darin Recht, daß sie dies aus einem Zu-viel der Verstandesbildung bei den Lehrern ableiten; vielmehr haben ja diese nur deshalb gefehlt, weil sie zu wenig Verstand hatten. Ein Mehr der Verstandesbildung würde sie vor einem so unverständigen Verfahren bewahrt haben. Der Lehrer kann überhaupt, was die Naturwissenschaft von der menschlichen Seele, und deren praktische Anwendungen betrifft, entschieden nicht zu viel Verstand haben. Eben deshalb ist es dann aber auch eben so entschieden unzuläßig, wenn die Gemüthseiferer sich selber und Anderen einbilden, daß man

für die Gemüthsbildung in der Schule zu leisten vermöge, was man doch einmal nicht zu leisten im Stande ist. Bei einer solchen Einbildung kommt man nicht über hohle Redensarten hinaus: die um so gefährlicher sind, weil ja Diejenigen, welche sich einmal an dieselben gewöhnt haben, nur zu leicht dadurch verleitet werden, selbst das Wenige, was die Schule unter allen Umständen wirklich zu leisten vermag, zu übersehn, und also dennoch nicht zu leisten!

IV.

Zur moralischen Kunstlehre.

Weshalb und wie weit geht der Fortschritt in der moralischen Bildung dem Fortschritte in der intellektuellen nicht parallel?

Die Geschichte des menschlichen Geschlechtes zeigt uns in seiner intellektuellen Bildung einen stätigen Fortschritt. Von Jahrhundert zu Jahrhundert sehn wir in allen Gebieten der wissenschaftlichen Erkenntniß immer weiter vorliegende Zielpunkte erreicht. Zwar ist auch da ein Zeitalter der Dunkelheit dazwischen getreten, aber nur vermöge eines eingebrochenen Stromes von Barbaren, welcher das bisher erworbene Licht ausgelöscht hatte. Und selbst unter diesen Umständen hat die Dunkelheit nicht angehalten. Die Zerstörung ist nur eine vorübergehende gewesen. Sobald man wieder festen Fuß gewonnen hatte, sehn wir auch den früheren Wachsthum wieder

eintreten, und nur um so kräftiger und schneller gedeihen: so daß also, was für den ersten Anblick allerdings als Ausnahme erscheinen kann, bei genauerer Betrachtung vielmehr den aufgestellten allgemeinen Satz entschieden bestätigt. Und ähnlich mit den theilweisen Schwankungen, welche von Zeit zu Zeit eintreten: indem sich für diese oder für jene Wissenschaft das Interesse für eine Zeit lang vermindert, ja beinah gänzlich verliert. Es ist dies nur ein (im Verhältniß zum Ganzen) kurzes Ausruhn, während dessen um so mehr Kräfte gesammelt werden zu neuen Anstrengungen: so daß wir, wie die Geschichte fortwährend zeigt, mit Sicherheit darauf rechnen können, in Kurzem gerade für dieses scheinbar von Grabesfinsterniß umhüllte wissenschaftliche Gebiet einen um so helleren und in Folge rühriger Bethätigung gewinnreicheren Tag aufgehn zu sehn.

Fühlen wir uns nun hiedurch wohlthuend befriedigt, so muß es uns um so mehr befremden, und in mehrfachen Beziehungen beunruhigen, ja niederschlagen, daß uns die moralische Entwickelung des menschlichen Geschlechtes einen so ganz entgegengesetzten Charakter entgegenbringt. Es ist eine oft und mit tief empfundenem Bedauern wiederholte Bemerkung, daß beiderlei Entwickelungen in ihren Fortschritten keineswegs einander parallel gehn. So schon nicht bei den einzelnen Menschen. Wie oft sehn wir einen von Seiten seiner Kenntnisse, seiner Einsicht sehr hoch Stehenden Zeit und Kräfte in sinnlichen Genüssen vergeuden, oder durch Ehrgeiz, durch Ruhmsucht gestachelt, oder neidisch, schadenfroh, tückisch seinen Nebenbuhlern und Gegnern gegenüber! Und eben so wenig finden wir diese Parallele im Ganzen und Großen: so wenig, daß man sogar zuweilen behauptet hat, zwischen diesen beiden Klassen unserer geistigen Ausbildung sei geradezu ein Antagonismus gegeben: die moralische Reinheit nur in dem der Natur näher stehenden kindlichen Zeitalter der Menschheit zu finden,

dagegen eine je höhere Kultur die Völker erreicht, desto verderbter seien sie auch.

Wie ist nun dieses so bedeutende Auseinandertreten von beiderlei Entwickelungen zu erklären? — Dem Allgemeinsten nach ist die Antwort hierauf sehr leicht und einfach zu geben. Das Intellektuelle bildet sich aus auf der Grundlage des Vorstellens, und das Vorstellen ist von Anfang an Vollkommenheit (vgl. oben S. 24 u. 72), weil es in der gerade angemessenen Ausfüllung, und in Folge dessen auch Ausbildung, der Urvermögen wurzelt. Je mehr es also vervielfacht wird, um desto größere Vollkommenheit bildet sich aus. Gilt dies nun schon von der Ansammlung in Gruppen und Reihen: um wie viel mehr muß es von den gleichartigen Verschmelzungen gelten, durch welche sich die Begriffe und die übrigen intellektuellen Akte und Kräfte ausbilden, und wo also die Zusammenbildung ungleich inniger und koncentrirter wird. Ganz anders mit dem Moralischen, weil es seine Grundwurzeln in Empfindungen und Strebungen (Begehrungen und Widerstrebungen) hat. Diese sind ja zum Theil Unvollkommenheiten: inwiefern sie, in der einen oder der anderen Weise, eine Abhängigkeit von dem Niederen enthalten, durch dessen Affektionen sie erzeugt worden sind. Im Fortgange der Entwickelung nun wird diese Abhängigkeit vervielfältigt, und also, umgekehrt, die Unvollkommenheit gesteigert.

Man vergleiche zur Veranschaulichung den Unterricht in irgend einer Naturwissenschaft mit Demjenigen, was man, im Hinblick auf die Parallele des äußeren Geschehens, durch den Ausdruck „Unterricht in Lastern" bezeichnet hat. In beiden Fällen werden Gegenstände dargeboten, die auf den Schüler einwirken, deren Eindrücke von ihm aufgefaßt und angeeignet werden. Dies geschieht in beiden Fällen in einer gewissen Vielfachheit und Stätigkeit, und in Folge hievon treten gleichartige Verschmelzungen zu Gesammtkräften ein. Aber wäh-

rend die längere Fortführung der Darbietung von Anschauungen einen stätigen Fortschritt an Einsicht mit sich führt, welche, gewissermaßen ins Unendliche hin, immer von neuem Grundlage höherer Einsicht werden kann, so wird dagegen durch die längere Fortführung der Darbietung von Genußmitteln der Mensch immer tiefer und tiefer in die Ueberwältigung durch dieselben verstrickt, die anfangs mäßige Neigung in einen Hang, dann in eine Leidenschaft; zuletzt vielleicht in ein Laster verwandelt, durch welches er gewissermaßen seiner menschlichen Natur verlustig geht, und in die thierische hinabsinkt. Wie nun bei'm Einzelnen, so auch im Ganzen und Großen: in der Entwickelung des menschlichen Geschlechtes. Die Kultur vervielfältigt und erleichtert die Verschaffung und den Gebrauch von Genußmitteln der mannigfachsten Art; und wer sich also in dieser Richtung ihr hingiebt, wird auch unausbleiblich in den Strudel des Lasters hineingerissen. Will man dies gleichsam durch ein Vergrößerungsgkas anschauen, so nehme man die schnelle Verweichlichung der siegreichen barbarischen Völker, sobald sie in den eroberten Ländern des römischen Kaiserthums feste Wohnsitze eingenommen hatten. Hier sehn wir, was sich sonst durch Jahrhunderte und Jahrtausende hindurchzieht, in den engen Raum weniger Jahrzehende zusammengedrängt: mit den in unerschöpflicher Fülle aufgehäuften, ohne Einschränkung ihnen zu Gebote stehenden Genußmitteln der von ihnen Unterworfenen nehmen sie auch deren Laster an.

Fassen wir es also noch einmal zusammen, so stellt sich, was für den ersten Anblick als befremdend und wunderbar erscheinen kann, als mit Nothwendigkeit durch die tiefste Grundnatur von beiderlei Entwickelungen bedingt dar. Die Produkte entsprechen genau den Faktoren. Nur bei'm Intellektuellen können wir am Ende der Entwickelung Vollkommenheit haben, weil wir sie nur bei diesem im Anfange haben; und

die moralische Entwickelung zeigt sie uns nur deshalb nicht am Ende, weil sie ihr nicht im Anfange eigen ist*).

Aber indem wir so die Nothwendigkeit hievon bewiesen haben: haben wir nicht zu viel bewiesen? Findet denn wirklich auf der Seite des Moralischen kein Fortschritt, keine Vervollkommnung Statt? Oder ist es nicht ein Fortschritt, daß jetzt unsere gebildeten Stände wenigstens von der groben Völlerei und Trunkenheit frei sind, die uns nicht nur bei wilden Völkern, sondern auch noch im Mittelalter beinah durchgehends selbst in den höchsten Ständen entgegentritt? Ist die allgemeine Schätzung, die man den Wissenschaften und den Künsten zuwendet, kein Fortschritt? Und ist es kein Fortschritt im Charakter der Vervollkommnung, daß die Feindschaften, der Haß, die Fehden und Kriege, wie sie früher beinah durchgehends und ununterbrochen zwischen den benachbarten Ritterburgen, und, mehr im Großen, zwischen allen Nachbarvölkern Statt fanden, einem friedlichen Verkehre, einer gegenseitigen Achtung Platz gemacht haben; daß man Missionäre in die entferntesten Gegenden schickt, daß England viele Millionen für die Freimachung der Sklaven in seinen Kolonien zum Opfer gebracht hat, und was wir sonst noch in langer Reihenfolge Dem an die Seite stellen könnten? — Also auch die moralische Entwickelung des menschlichen Geschlechtes bietet einen Fortschritt zur Vollkommenheit dar, und welcher bei genauerer Betrachtung nicht weniger Stätigkeit, als der intellektuelle, zeigen möchte. Wenn nun aber, wie wir früher uns überzeugt, der wesentliche Charakter der Grundgebilde das Gegentheil bedingt: wie

*) Man merke wohl, wir sagen „die moralische Entwickelung", nicht „das Moralische". Das Moralische ist allerdings die höchste Vollkommenheit, ist aber am Anfange noch in keiner Form wirklich vorhanden, sondern nur prädeterminirt; und diese Prädetermination kommt selbst am Ende bei den meisten Menschen gar zu unvollkommen zur Verwirklichung. Wir werden dies sogleich im Folgenden noch bestimmter ausprägen.

ist dies nun wieder zu erklären? Oder können etwa (wie man freilich, bis in die neuesten Zeiten her, oft genug angenommen!) im Gebiete des Geistigen dieselben Ursachen zugleich Entgegengesetztes wirken?

Wir antworten: auch in diesem Naturgebiete, eben so wie im Gebiete der materiellen Natur, kann Jedes nur wirken, was seiner Beschaffenheit gemäß ist. Aber allerdings kann Dasselbe verschiedene Beschaffenheiten in sich schließen, und somit vermöge der einen diese, vermöge der anderen jene Wirkungen von sich ausgehn lassen. Es ist also etwas Anderes an den Grundgebilden des Moralischen, was den Fortschritt bedingt, als was denselben ausschließt, oder gar ihm entgegenwirkt.

Auch dies nun läßt sich nach den tieferen Aufklärungen über die Natur unserer geistigen Entwickelung, zu welchen die Psychologie als Naturwissenschaft geführt hat, mit der größten Bestimmtheit darlegen. Die Grundwurzeln des Intellektuellen und die der Empfindungen und Neigungen stehn in keinem scharfen Gegensatze mit einander. Sie sind ja in keiner Weise angeboren, sondern aus den gleichen Urvermögen bilden sich die einen oder die anderen aus nach Maßgabe der Affektionen und Ausfüllungen, welche für die Urvermögen eintreten, und in bloßen Gradverschiedenheiten. In Folge hievon nun haben beiderlei Grundgebilde in gewissem Maße zugleich auch an der Natur der anderen Theil; und überdies sind sie eben so wenig in ihrer Fortentwickelung gegen einander isolirt, finden sie sich vielmehr stets, in dem einen oder dem anderen Verknüpfungsverhältnisse, zusammen. Hieraus ergeben sich, in sehr einfacher und entschiedener Naturbedingtheit, wesentlich drei Vermittelungen zwischen ihnen.

Zuerst: alles Vorstellen, und gerade vorzugsweise das intellektuelle, hat zugleich an der Natur des Affektiven und Praktischen Theil. Die Urvermögen,

indem sie zu Vorstellungen ausgebildet werden, erfahren ja gewisse Steigerungen oder Förderungen, die wir als solche empfinden; vermöge dessen also unterliegen sie der Schätzung oder sind sie Güter für uns; und wenn sie ihrer Ausfüllungen in dem Maße wieder verlustig gehn, daß sie zu bloßen Vorstellungskräften werden, so bilden sich diese in der Form des Aufstrebens, der Spannung aus (vgl. Band I, S. 43 ff.). Diese Schätzungen und Spannungen können dann, durch vielfache Ansammlungen und Verschmelzungen im Verhältniß der Gleichartigkeit, in jedem Grade zu Neigungen anwachsen; und so haben wir denn hierin Neigungen, in denen die Unvollkommenheit gegen die Vollkommenheit entschieden zurücktritt, und welche, ganz parallel Dem, was wir früher bei der intellektuellen Entwickelung gefunden haben, in dem Maße, wie sie, bei dem einzelnen Menschen und in der Entwickelung des menschlichen Geschlechtes im Ganzen und Großen, durch den längeren Fortgang derselben stärker werden, auch an Vollkommenheit zunehmen*). In dieser Weise bildet sich der Mensch allmählich zur Empfindung und Erstrebung der höheren Güter empor: der auf das Intellektuelle, das Aesthetische, das Religiöse, und der auf die innere Ausbildung zu höherer Vollkommenheit in allen diesen Formen sich beziehenden. Auch für diese sind nur die Grund-

*) Die Unvollkommenheit, welche ihnen von ihren Grundgebilden her anhängt, bleibt auch da immer, ja nimmt gewissermaßen ebenfalls zu. Für die Idee der höchsten Vollkommenheit, für die Idee Gottes, würden Wißbegier, Erkenntnißtrieb, selbst Trieb oder Drang des geistigen Schaffens unleidliche Bestandtheile sein. Aber für den Menschen sind sie Vollkommenheiten: Vollkommenheiten eines seiner Grundnatur nach beschränkten Wesens; und werden sie zu um so größeren Vollkommenheiten, je mehr sie, im Fortschritte der Kultur, an Ausdehnung und an Energie gewinnen. Das Anwachsen der in kräftiger Haltung gebildeten Theile überwiegt und neutralisirt die Unvollkommenheit, welche durch das Anwachsen des Bedürfnisses bedingt ist.

faktoren angeboren, nicht die fertigen Werthschätzungen und Triebe, in keiner Form. Das Kind faßt uns noch nicht, wenn wir zu ihm von dem Werthe der höheren Erkenntniß und von der Nothwendigkeit reden, sich für deren Erwerb anzustrengen; es hört die Wörter, und versteht sie auch wohl, aber es kann sie noch nicht ins Affektive (in die lebendige Empfindung und Schätzung) und ins Praktische (den lebendigen Trieb) übersetzen. Ein wildes Volk würde uns auslachen, wenn wir von ihm verlangten, daß es Anstalten für Wissenschaft und Kunst errichten, und für deren Pflege Demjenigen Abbruch thun sollte, wofür es dem Standpunkte seiner Werthschätzung gemäß Sorge trägt. Es haben eben bei ihm die Zusammenbildungen noch nicht Statt gefunden, welche für diese höheren Empfindungen, Werthschätzungen, Triebe, Neigungen, Wollungen wesentlich nothwendig sind*). In dem Maße aber, wie sich diese bilden, werden sie festgehalten, bei dem einzelnen Menschen zu größerer Ausdehnung und Höhe weiter geführt, und zugleich von den Einen auf die Anderen übertragen. Wir haben also, eben so wie auf der Seite der Wissenschaft, einen stätigen Wachsthum, und eine Tradition, welche von einer Generation höherer Geister auf die andere übergeht.

Dies zeigt sich dann eben so auch nach der negativen Seite hin. Das Wissen ist allerdings nicht im Antagonismus mit dem moralisch Abweichenden (vgl. oben S. 89 f.): inwiefern es nämlich, als todter Erwerb, einen Abschluß oder Endpunkt bildet. Aber wohl steht damit im Antagonismus der Wissens- oder der intellektuelle Trieb: der ja eine moralische Macht ist, so gut wie irgend ein anderer Trieb, und ein Anfangspunkt für ein unendliches Fortstreben. Er ist frei-

*) Siehe hierüber meine „Grundlinien der Sittenlehre“, Band I, S. 230 ff., vgl. Band II, S. 411 ff., und „Grundlinien des Naturrechts, der Politik und des philosophischen Kriminalrechtes“, S. 39 ff.

lich keine Macht von absoluter Stärke: so daß er alles moralisch Abweichende von der Bestimmung des Handelns ausschlösse, oder schon zu entstehn hinderte. Aber mit derjenigen Stärke, die er bei jedem Menschen und zu jeder Zeit gewonnen hat, schränkt er die Ausbildung und Bethätigung des Moralisch-Abweichenden ein: so daß z. B. für Den, welcher wahrhaft in einer Wissenschaft lebt, eine grobe Völlerei und Trunkenheit entschieden unmöglich ist. Und in derselben Weise verhält es sich mit den Trieben zur Kunstbethätigung, zur religiösen, überhaupt zu aller geistigen Bethätigung: wodurch eben gegenwärtig aus den gebildeten Ständen die im Mittelalter so häufigen Laster dieser Art (siehe oben S. 92 f.) verschwunden sind. Aehnlich selbst auch bei den niederen Ständen. In den Ländern, wo die Neigung zum Denken nicht begünstigt wird, herrschen nothwendig die Sinne, gelangen sie und die in ihrem Gefolge ausgebildeten Neigungen und Affekte zu einem Uebergewichte, welches früher oder später Diejenigen, welche ihr Umsichgreifen ungehörig begünstigt haben, die von ihnen ausgestreute Saat in bitterer Frucht erndten läßt*). „Jedes herrschende Laster (bemerkt sehr richtig Bonstetten, welchem sein mannigfach wechselndes Leben Gelegenheit gegeben hatte, das Volk in den verschiedensten Klimaten und unter den verschiedensten Bildungs- und Regierungsverhältnissen zu beobachten) kann nur durch Erweckung eines neuen Thätigkeitsprincipes geheilt werden"; und „es wäre leicht zu beweisen, daß die Völlerei nicht durch Verbote, sondern allein durch den Trieb allgemeiner Aufklärung auszurotten ist"**).

*) Donnez-moi une bête brute (so bezeichnet einmal Mirabeau treffend die tiefste Grundwurzel der französischen Revolution — und wie vieler anderen, bisherigen und zukünftigen!) et j'en ferai bientôt une bête féroce.

**) Neue Schriften, Band I, S. 109 und 172; vgl. auch das Band III' S. 82 ff. über die Verschiedenheit der geistigen Bildung in den reformirten und den katholischen Theilen der Schweiz Beigebrachte.

Mit diesem ersten Grundmomente der moralischen Fortbildung des menschlichen Geschlechtes wirkt dann zweitens zusammen, daß, wie alles Vorstellen an der Natur des Affektiven und Praktischen, eben so auch, auf der anderen Seite, alles Affektive und Praktische an der Natur des Vorstellens Theil hat. Die afficirten Urvermögen werden ja doch nicht ganz überwältigt, und es geht ihnen nicht Alles, was sie aufgenommen haben, wieder verloren. Wir empfinden, wir erstreben oder begehren etwas, also das Empfundene und Erstrebte wird zugleich auch vorgestellt, ist zugleich unser bleibender innerer Besitz geworden (vgl. oben S. 55 u. 81). Im Anschluß hieran nun kann dann auch für das Praktische eine Fortbildung in den Fortbildungsformen des Vorstellens Statt finden: eine Lehre ausgebildet werden, die sich auf das Moralische, oder auf die allgemein-menschlich-prädeterminirte, und deshalb allgemein-gültige Abstufung der Güter und Uebel bezieht. Man merke wohl: die Norm des Sittlichen ist nicht fertig angeboren in irgend einer Form, sondern nur prädeterminirt oder angeboren in ihren Faktoren: die höheren Güter (wie wir uns schon im Früheren anschaulich gemacht haben) müssen erst werden für unsere Empfindung und unser Streben durch viele Zwischenprocesse, welche eigenthümliche Zusammenbildungen wirken. Dazu brauchen sie Jahrhunderte und zum Theil Jahrtausende. Aber wie weit dieser Erwerb reicht, so weit wird er fest gehalten: fest gehalten in der Tradition des moralischen und religiösen Unterrichtes und in der Tradition der Gesetze. Allerdings vermag der Unterricht keine lebendigen Empfindungen und Triebe mitzutheilen; und eben so wenig vermögen dies die Gesetze. Durch die Verarbeitung in die abstrakten Formen hinein, welcher sie in dem einen und in dem anderen Falle unterliegen, verlieren die affektiven und praktischen Gebilde ihre Frische und Spannkraft, und werden sie eben so außer Stand

gesetzt, auf andere Menschen eine frische und spannende Wirksamkeit auszuüben. Hiedurch wird der fruchtbare und heilsame Einfluß, welcher an diese Traditionen geknüpft ist, sehr beschränkt. Aber jedenfalls stehn sie da als Foderungen, als nicht zurückzuweisende Protestationen; und überdies können sie auch in praktischer Beziehung zwiefach von großer Wichtigkeit werden.

Am entschiedensten in negativer Beziehung. Das Theoretische oder die Grundsätze können allerdings, wenn ihnen nicht lebendige Begehrungen zum Grunde liegen, nicht über die Ausbildung zur Erregtheit (zum Bewußtsein) hinaus für das Handeln fortwirken, aber sie können doch, indem sie vermöge ihrer Vielräumigkeit das mit ihnen in Gegensatz Stehende an der Ausbildung zur Erregtheit, oder wenigstens an der Fixirung in derselben hindern, den Neigungen, und nicht selten den stärksten Neigungen, zugleich die Bethätigung für das Handeln abschneiden*). Was in der Unerregtheit zurückgehalten wird, kann ja auch nicht für die Bethätigung des Menschen wirksam werden. Und zweitens können der moralische Unterricht und die wissenschaftliche Moral auch in positiver Beziehung eine nicht unbedeutende Förderung abgeben. Haben sich lebendige Empfindungen und Triebe des Höheren daneben gebildet, so finden diese an den Sätzen, welche durch jene ausgebildet worden sind, Halt- und Mittelpunkte für ihre Koncentration und Konsolidirung: so daß sie weniger leicht wieder auseinanderfallen und verflattern können. In dieser Hinsicht hat man mit Recht bemerkt, daß wohlgebildete Kriminalgesetze, und Sicherheit in der Ausführung derselben, und daß eine strenge Rechtlichkeit und

*) Man findet diese wichtige Verschiedenheit zwischen der positiven und der negativen Wirksamkeit der moralischen Sätze tiefer erläutert und begründet in meinem „Lehrbuche der Psychologie als Naturwissenschaft" (zweite Auflage), S. 190 f.

Unpartheilichkeit, eine einsichtige Hervorhebung des wahren Verdienstes von Seiten der Regierung höchst schätzbare Erziehungsmittel für das Volk sind. Sie können an und für sich keine Empfindungen und Triebe des Höheren erzeugen, wirken für sich selber zunächst nur in der Form von Anschauungen oder in der Form der Lehre; aber indem sie außerdem eine koncentrirende und konsolidirende Wirksamkeit ausüben für alles Einstimmige, was in lebendigen Empfindungen und Trieben zur Entwickelung gekommen ist, so wird diesen ihre unverminderte Forterixistenz und Fortwirkung bewahrt; während dagegen eine falsche oder verwirrte Gesetzgebung, Unsicherheit des Rechtszustandes, Bestechungen und ungehörige Bevorzugungen in Bezug auf persönliche Verhältnisse und Vorurtheile, wo und wie weit sie bei einer Regierung herrschend sind, selbst ein höher gebildetes und sonst moralisch günstig gestimmtes Volk allmählich depraviren und moralisch verwildern müssen.

Noch ist uns ein Drittes übrig, durch welches auch für die moralische Entwickelung des menschlichen Geschlechtes grundwesentlich ein stätiger Fortschritt bedingt ist. Das Affektive und das Praktische entwickeln sich nicht für sich isolirt, sondern werden mit Vorstellungen zusammen aus- und fortgebildet: in Vorstellungsgruppen und Vorstellungsreihen als Bestandtheile aufgenommen und darin firirt. Vermöge dessen aber werden sie selber bis zu einem gewissen Grade der Vorstellungsform theilhaftig oder objektivirt. Den hiedurch bedingten Kulturfortschritt können wir uns am meisten elementarisch an einem Bildungsverhältnisse veranschaulichen, welches wir schon früher (S. 31 f.) in anderer Beziehung zum Gegenstande unserer Aufmerksamkeit gemacht haben. Man nehme (um dasselbe für unseren jetzigen Zweck mehr individuell bestimmt zur Anwendung zu bringen) arme Familien, wo in Folge des Mangels an dienstbaren Personen die älteren Geschwister für die jüngeren Sorge tragen müssen. Die Empfin-

dungen und Bedürfnisse, auf welche es hiebei ankommt, sind größtentheils untergeordneter, ja niedrig-sinnlicher Art; und dadurch, daß sie in Beziehung auf die Geschwister zur Bethätigung gebracht werden, wird ihr innerer Charakter nicht in einen höheren umgewandelt. Aber indem ihnen vermöge dessen keine Zeit gelassen wird zum Festwerden bei der Eigengruppe (vgl. Band II, S. 79 ff.), sie im Gegentheil fortwährend in die Weltauffassung hineingebildet werden: so zeigen sich diese Kinder armer Familien nicht selten moralisch gebildeter, als die in wohlhabenden aufgewachsenen. Eben so bei den Berufsgattungen, welche in größerer Ausdehnung für die niederen Bedürfnisse Anderer zu sorgen haben, und bei den wohlthätigen Vereinen. Auch hier werden die Interessen, um die es sich handelt, durch die vielfache Hinübergabe in Andergruppen hinein, und die Bethätigung in Verbindung mit diesen, nicht zu specifisch höheren; aber sie werden gehindert an der Koncentration bei der Eigengruppe, und für die praktische Weltauffassung objektivirt. Dies zieht sich nun, im Ganzen und Großen, durch die gesammte Kulturentwickelung des menschlichen Geschlechtes hindurch. Der praktische Blick wird immer weiter reichend ausgebildet: breitet sich, über die anfänglichen enge Gränzen des Stammes und der Familie hinaus, auf die Stadt, die Korporation, die Landschaft, das Vaterland, zuletzt auf die Menschheit aus. Wie viele Zwischenprocesse hiefür nöthig sind, sehn wir daraus, daß darüber Jahrtausende verfließen. Aber dessenungeachtet steht auch in dieser Hinsicht die Kulturentwickelung niemals still. Es bildet sich eine Tradition aus, der Tradition der Wissenschaft parallel und einstimmig: wie sie ja auch, den mitgetheilten Aufklärungen gemäß, mit dieser aus denselben Grundwurzeln hervorwächs't.

Mit diesem quantitativen Fortschritte steht dann unmittelbar zugleich ein mehr qualitativer in Verbindung: die Ausbildung der Fähigkeit, sich, sowohl was die Zustände, als

was die Eigenschaften und deren Würdigung betrifft, lebendig in Andere hineinzuversetzen und mit ihnen zu sympathisiren. Nicht bloß die eigentlich rohen Völker zeigen sich unfähig, die zu ihnen hinüberkommenden Individuen der gebildeten affektiv und praktisch zu verstehn, sondern diese sittliche Rohheit erstreckt sich weit hinaus in die Zeiten der Kultur hinein, und ist auch jetzt noch nicht in dem Grade beseitigt, daß nicht selbst noch in den gebildetsten Ständen mehr oder weniger davon übrig wäre, und zu Zeiten arge Rückfälle einträten. Wie viele Jahrhunderte hindurch, in welchen man sich bereits für in hohem Grade sittlich gebildet hielt, war der Franzose dem Engländer, der Engländer dem Schotten, der Lutheraner dem Reformirten, der Gelehrte dem Praktiker ꝛc., und umgekehrt, überwiegend deshalb fremd und feind, weil sie eben unfähig waren, einander affektiv und praktisch nachzubilden: sich einer in den anderen auch nur in dem Maße hineinzufinden, daß sie die Möglichkeit zugegeben hätten, sie könnten eben so wohl, wie sie, eine gute Gesinnung haben! Es gilt dafür Zerlegungen und anderweitige Zusammenbildungen des Moralischen, die eben Jeder in dem Maße, wie er noch der höheren sittlichen Bildung ermangelt, nicht auszuführen im Stande ist; und zum Erwerbe dieser höheren sittlichen Bildung wird für das menschliche Geschlecht im Ganzen eine so lange Reihe von Bildungsprocessen erfodert, daß darüber Jahrtausende vergehn. Aber diese sittliche Bildung wird, während dieselben vergehn, gleichwohl wirklich erworben, und in stätigem Fortschritte, aus einer tief begründeten Nothwendigkeit heraus, wie oft sich dies auch dem beschränkten Blicke des oberflächlichen Beobachters verdekken mag.

In diesen drei Beziehungen also findet auch für die moralische Entwickelung des menschlichen Geschlechtes ein fortwährender Fortschritt Statt. Aber allerdings ist derselbe ungleich langsamer, weil er nicht so direkt, wie der Fortschritt der wis-

senschaftlichen Erkenntniß, sondern nur indirekt bedingt ist. Die erste Form desselben ist an eine große Vielräumigkeit der Vorstellungs- und der ihnen analogen Empfindungskräfte (der ästhetischen ꝛc.) geknüpft: da ja bei dem geringen Aufstreben, welche den einzelnen Kräften dieser Art inwohnt (vgl. oben S. 26 u. 95 f.), lediglich durch die große Vielfachheit der Ansammlung und Koncentration die Spannung in ihnen bedeutender werden kann, so daß der Mensch in diesen höheren Interessen sein Leben gewinnt. Bei der zweiten Form wirkt die gewonnene Erkenntniß nur unterstützend für das anderweitig in affektiven und praktischen Formen Ausgebildete; die dritte Form endlich beruht vollends nur auf Associationen, welche bei den nicht in größerer Strenge und Festigkeit begründeten Gebilden vielfach fluktuiren. Und so ergiebt sich dann die Vorschrift, daß wir mit Demjenigen, was wir in dieser Weise sicher erworben haben, fortwährend an der Vervollkommnung unserer selbst und Anderer angestrengt arbeiten. Nur vermöge dessen kann, bei so unsicheren Grundlagen, der bezeichnete Fortschritt in der erfoderlichen Ausdehnung sicher gestellt werden!

V.

Zur Vertheidigung und Widerlegung.

I. Die Verhältnisse zwischen den verschiedenen Naturwissenschaften in Betreff ihrer günstigeren oder ungünstigeren Stellung für die Erkenntnißausbildung.

Von sehr großem Interesse, und in ihren endlichen Resultaten gewiß von den weitgreifendsten und erfreulichsten Folgen, sind die besonders in der neuesten Zeit hervorgetretenen Bestrebungen, die verschiedenen Naturwissenschaften für gegenseitige Aufklärungen und Unterstützungen mit einander in eine nähere Verbindung zu bringen. Bisher waren dieselben beinah sämmtlich noch zu arm und zu unbehülflich in ihren Bewegungen, als daß an eine solche Verbindung zu denken gewesen wäre: jede hatte in ihrem isolirten Gebiete so viel für sich allein zu thun, daß sie nicht über dieses hinausgehn und den übrigen hülfreich werden konnte. Jetzt dagegen sind manche zu sehr hoher, und alle zu einigermaßen hoher Ausbildung gelangt; und so muß denn das Beispiel der ersteren vorleuchtend und reizend auf die letzteren hinüberwirken, und diese zu Anstrengungen ermuthigen, ob sie nicht unter Mitwirkung jener zu eben der Vollkommenheit der Konstruktion zu gelangen im

Stande seien. Ja, was noch mehr ist, die Vertreter der weiter vorgeschrittenen Naturwissenschaften haben so viel Mitgefühl mit denen der zurückgebliebenen, daß sie von freien Stükken ihr eigenes Weitervorgehn verzögern, um diesen letzteren nachzuhelfen.

Aber wie erfreulich auch gewiß in ihren endlichen Resultaten diese Bestrebungen sich erweisen werden: in der gegenwärtigen Zeit bieten sie nichts weniger als diesen Charakter dar. Es machen sich in der Art und Weise ihrer Ausführung so viele Vorurtheile geltend, und in Folge hievon liegen uns so mannigfache Fehlgriffe und im Allgemeinen eine solche Verwirrtheit der Auffassung vor, daß man wohl ohne Unbilligkeit und Uebertreibung behaupten kann, die Ausbildung aller Naturwissenschaften sei bisher dadurch mehr gehindert und irre geführt als gefördert worden. Während unsere spekulativen Systeme die Natur aus dem Geiste heraus zu konstruiren unternommen haben, und vermöge dessen in die Zeit vor Baco's Organon zurückgegangen und in die lächerlichsten Irrthümer verfallen sind*): so hat sich, als Reaktion dagegen, in der neuesten Zeit wieder der krasseste Materialismus geltend gemacht, so krass, wie man ihn kaum seit Jahrhunderten gekannt hatte. Die Lebensentwickelungen des menschlichen Leibes sollten durch ein Telegraphiren von außen nach innen, und von innen nach außen geschehn; ja Manchen schienen selbst diese elektrischen Strömungen noch zu viel von der Natur des Lebens an sich zu haben, so daß sie auf die Nothwendigkeit drangen, auch sie wieder auf Druck und Stoß zurückzuführen; und in diesem Telegraphiren glaubte man dann zugleich auch die einzig gültigen Erklärungsprincipien für alle unsere geistigen Bethätigungen und Kräfte suchen zu müssen!

*) Man denke nur an die berühmte Konstruktion a priori, daß es nicht mehr als sieben Planeten geben könne, oder an die von derselben Seite her aufgestellte Theorie des Lichtes und der Farben ꝛc.

Zur Aufdeckung dieser Fehlgriffe habe ich schon früher mehrere Beiträge geliefert (vgl. bes. Band I, S. 255—60 u. Band II, S. 116—38 u. S. 377 ff.), und werde, der großen Wichtigkeit wegen, welche dieser Gegenstand namentlich auch in der so eben angegebenen umfassenderen Beziehung hat, später noch mehrere geben müssen. Wir schließen uns, im Interesse hievon, gegenwärtig, der (S. 4 ff. u. 19) angegebenen Bestimmung dieses Jahrganges gemäß, zunächst dem historisch Vorliegenden an.

Da liegt uns nun ein höchst ineressantes Problem in der Reihenfolge vor, in welcher die verschiedenen Naturwissenschaften, nachdem sie Jahrtausende hindurch geschwankt und mit ihren Grundhypothesen unsicher hin und her gegriffen hatten, zu ihrer wahrhaft wissenschaftlichen Konsolidirung gelangt sind. Die Chorführerin ist bekanntlich die Astronomie gewesen, für welche man diese wissenschaftliche Feststellung, wenn gleich noch Manches zu ergänzen blieb, doch schon von Copernicus, also von der Mitte des sechszehnten Jahrhundertes an, datiren kann. Die Physik ist ihr im siebzehnten, die Chemie, nachdem ebenfalls schon in diesem Jahrhunderte (durch Hooke, Mayow ꝛc.) mancherlei Vorzeichen davon aufgeblickt hatten, am Ende des achtzehnten gefolgt; und in unserem neunzehnten Jahrhunderte hat sich dieser Reihe die Psychologie angeschlossen. Die übrigen Naturwissenschaften, namentlich die Physiologie und die von ihr ressortirenden Wissenschaften, sind noch im Ringen und Kämpfen begriffen, weshalb denn eben sie vorzüglich das vorher bezeichnete Schicksal trifft: daß sie bald nach dieser und bald nach jener Seite hin um Unterstützung umschauen, und von verständig oder auch unverständig Wohlwollenden unter Versprechungen einer solchen hier- und dorthin hinübergezogen werden.

Ist nun diese Reihenfolge der wissenschaftlichen Konsolidirung als zufällig anzusehn? — Es giebt überhaupt keinen Zufall; und am wenigsten ist hier an einen solchen zu denken, wo bei ununterbrochen angestrengten Arbeiten in allen bezeichneten Naturwissenschaften, und durch die ausgezeichnetsten Geister, ihre wissenschaftlichen Feststellungen gleichwohl um Jahrhunderte auseinanderliegen. Also diese Reihenfolge muß mit Nothwendigkeit aus der Natur der Sache heraus bedingt sein. Die Natur der Sache aber sind: auf der einen Seite die Aufgaben, welche für die verschiedenen Naturwissenschaften verschieden gestellt waren, und auf der anderen Seite die, günstigeren oder ungünstigeren, Bedingungen, unter welchen deren Lösung gewonnen werden konnte. Wir nehmen in beiden Beziehungen einen tiefer eindringenden Ueberblick.

Die Aufgabe liegt, dem Allgemeinsten nach, seit Baco für den Vorurtheilsfreien klar und bestimmt vor. Es handelt sich in den Naturwissenschaften durch und durch um die Bestimmung von Thatsachen. Die Gesetze der Naturentwickelung erhalten wir, indem wir diese induktiv zusammenfassen. Die Thatsachen selbst lernen wir kennen theils durch uns gelegentlich entgegengebrachte Erfahrungen und theils (selbstthätiger und kunstmäßiger) durch Beobachtungen, für welche sich dann überdies administrirend die Experimente hülfreich erweisen. Die Einleitung der induktiven Zusammenfassung ist schon durch das allgemeine Grundgesetz unserer Seelenentwickelung bedingt, vermöge dessen gleiche Gebilde, und ähnliche im Verhältniß ihrer Gleichheit, einander anziehn, und wo kein Hinderniß entgegensteht, mit einander verschmelzen. Wenn also die Auffassungen der Thatsachen überall unmittelbar vollzogen werden könnten, so würde sich die wissenschaftliche Erkenntniß in allen Gebieten ohne Mühe von selbst machen, und im vollsten Umfange der schon früher (Band I,

S. 5) angeführte Ausspruch Göthe's gelten, daß nichts so leicht zu erreichen sei und so wohlfeil, als Kenntniß und Wissen: indem die ganze Arbeit in Ruhig-sein und die Ausgabe in Zeit bestehe, die wir doch nicht retten könnten, ohne sie auszugeben.

Aber der Mensch ist nicht so gemacht und so gestellt, daß ihm die Frucht mühelos in den Schoß fallen sollte. Für die Auffassung der Thatsachen müssen zwei Faktoren zusammenwirken: die objektiven und die subjektiven; und in Betreff beider zeigen sich nicht unbedeutende Schwierigkeiten. Bald ist das betreffende Objektive nicht im Bereiche des Menschen, und bald hat er nicht die Auffassungskräfte dafür. Aus dem ersten Grunde sind wir nicht im Stande wahrzunehmen, wie es im Mittelpunkte der Erde zugeht; aus dem zweiten vermögen die Blinden keine Erkenntniß von Farben und Gestalten, die Tauben keine Erkenntniß von Tönen zu erwerben. In bei weitem mehreren Fällen aber fehlt der eine oder der andere Faktor nur zum Theil. Wir sehn allerdings das Feuer, den Dampf in die Höhe steigen, aber wir sehn nicht die Bewegung zur Erde hin, durch welche diese von der Erde abwärts gehende Bewegung vermittelt wird: weshalb bekanntlich die Alten den Körpern gegenüber, welche der Schwerkraft gehorchen, eine zweite Klasse angenommen haben von solchen, die unmittelbar, oder aus ihrem Inneren heraus, eine Tendenz zum Himmel hin haben sollten. Und eben so von Seiten des subjektiven Faktors. So lange man noch keine Fernröhre und keine Mikroskope zu konstruiren wußte, nahm man Unzähliges, was man wahrnahm, doch sehr mangelhaft wahr; und auch jetzt noch, nachdem wir dieselben zu verfertigen gelernt haben, nehmen wir z. B. den Mond zwar ungleich vollkommener, als in früherer Zeit, wahr, aber doch immer noch sehr unvollständig. In Betreff dieser Vollständigkeit, wie ich kaum hinzuzufügen brauche, sind namentlich auch die Experimente von großer Wichtigkeit:

indem wir vermöge ihrer der Natur die Fragen mannigfaltiger zu stellen, und sie, bis zu gewissen Graden, zur Beantwortung derselben zu nöthigen in den Stand gesetzt werden.

Verfolgen wir dies noch einige Schritte weiter, so zeigt sich, daß beiderlei Unvollständigkeiten, die objektive und die subjektive, besonders häufig durch einen Umstand vermittelt werden können, welcher für den ersten Anblick als das gerade Gegentheil erscheint: dadurch nämlich, daß wir in unserer Wahrnehmung zu viel haben.

In Betreff des Objektiven ist dies allgemein bekannt und anerkannt. Als eines der größten Hindernisse für unsere gesammte Naturerkenntniß hat sich von jeher erwiesen, daß wir beinah niemals Einfaches wahrnehmen: nicht die einfachen Dinge (Elemente) und nicht die einfachen (elementarischen) Processe. Was eigentlich zu den Elementen gehört, und was nicht, ist noch immer problematisch; und eben so wird sich Vieles, was man jetzt noch als einfaches Geschehn, und als Grundgesetz der Naturentwickelung ansieht, später als durch das Zusammenwirken solcher elementarischen Processe bedingt zeigen, von deren Natur man bis jetzt noch keine Ahnung hat. Will man Beispiele aus der früheren Zeit, so nehme man das Aufsteigen des Wassers in der Pumpe, woraus die berühmte oder berüchtigte fuga vacui hervorgegangen ist. So lange wir Mehreres zusammen wahrnehmen, wird das Eine durch das Andere verdeckt; und es entsteht der Schein von Erfolgen, welche vielleicht das gerade Gegentheil von Demjenigen sind, was in Wahrheit erfolgt. Vermöge dessen hat sich die fuga vacui als eines der hauptsächlichsten Hindernisse erwiesen für die wissenschaftliche Feststellung der Physik, wie früher das „Umherirren" der Planeten (die Grundlage der astrologischen Träumereien) als das hauptsächlichste Hinderniß für die wissenschaftliche Feststellung der Astronomie, und eben so die Annahme, daß die Verbrennungsprocesse ein einfaches Geschehn seien, für

die der Chemie, und die Annahme der in Analogie mit den Bildungsformen der ausgebildeten Seele gedachten Vermögen für die wissenschaftliche Begründung der Psychologie sich als die hauptsächlichsten Hindernisse erwiesen haben.

Weit weniger bekannt und anerkannt ist in weiteren Kreisen der nachtheilige Einfluß, welchen das „Zu-viel" in subjektiver Beziehung in Betreff der Vollkommenheit unserer Naturkenntnisse ausübt, obgleich sich doch dieser Einfluß in noch ungleich größerer Ausdehnung wirksam erweis't, und deshalb noch mehr bekannt und anerkannt sein sollte. Die Natur desselben ist sehr einfach, und gewissermaßen von der allgemeinen Natur der Sache unzertrennlich. Wir können nicht auffassen ohne Auffassungskräfte; und der Akt der Auffassung besteht demnach wesentlich aus Beidem: aus Dem, was der aufzufassende Gegenstand, und aus Dem, was unsere Auffassungskraft in denselben hineingegeben hat. Wo also die Auffassungskräfte nicht dem aufzufassenden Gegenstande gleich sind: da wird das aufgefaßte Objektive versetzt mit einem ihm fremdartigen Subjektiven, welches wir in keiner Weise wegzuschaffen im Stande sind. Die gesammte äußere Natur nehmen wir deshalb nur wahr, wie sie uns erscheint, nicht wie sie innerlich oder in sich selber ist (vgl. Band I, S. 14 ff.). Mit allen Erkenntnissen, die wir auf der Grundlage dieser Wahrnehmungen gewinnen, bleiben wir lediglich bei Erscheinungen oder Phänomenen stehn, vermögen nicht ein Erkennen von voller oder absoluter Wahrheit zu erwerben*).

*) Für die praktischen Anwendungen geht hieraus meistentheils kein Nachtheil hervor: denn auch für diese verlangen wir ja von den Dingen und Erfolgen weiter nichts, als wodurch sie auf uns wirken. Dies gilt nicht nur von der Bestellung der Aecker, von Fabrikaten, von der Konstruktion von Dampfwagen 2c., sondern selbst von den praktischen Anwendungen der Astronomie: denn auch die Gestirne haben ja praktisch keinen anderen Werth für uns, als indem sie uns erscheinen. Was sie ihrer Substanz, ihren inneren Kräften nach sind, ist uns

Wie sind nun auf diesen Grundlagen die historischen Thatsachen abzuleiten, die uns in Betreff der Reihenfolge vorliegen, in welcher die verschiedenen Naturwissenschaften zu ihrer Konsolidirung gelangt sind? Weshalb ist die Astronomie die erste gewesen, der eine wahrhaft wissenschaftliche Feststellung zu Theil geworden ist? — Ihre Grundverhältnisse können als höchst ungünstig erscheinen. Das Aufzufassende liegt ja in so großer Entfernung von uns, daß wir für eine vollständige Auffassung selbst nach der Erfindung der Fernröhre nicht die erfoderlichen Auffassungskräfte besitzen; und eben so verbietet uns die Entfernung die Anstellung von Experimenten. Aber gerade dies hat ihr den größten Vortheil gebracht. Es konnte dafür zunächst kaum von etwas Anderem die Rede sein, als von den Bewegungen innerhalb unseres Sonnensystems; und diese Bewegungen sind für unsere Auffassung so langsam, daß dem fleißigen Beobachter die Natur von selber alle Experimente vormacht, die ihm für die Lösung seiner Aufgabe irgend nöthig sind. Das einzige Hinderniß also, welches von Seiten der vorliegenden Grundverhältnisse zu überwinden war, bestand in der schiefen Stellung, welche wir für die Auffassung einnehmen; und nachdem also die anderen, nicht zur Natur der Sache gehörigen Hindernisse beseitigt waren (die Einbildungen, daß die Erde im Mittelpunkte stehe, und die Bewegung wesentlich nothwendig in der Form der einfachsten krummen Linie oder des Kreises erfolgen müsse), mußte man durch das Fehlschlagen der übrigen Erklärungsversuche allmählich zum richtigen hinübergedrängt werden.

Der Astronomie sind im Laufe der beiden folgenden Jahrhunderte die Physik und die Chemie gefolgt. Sie mußten später, als jene, zur wissenschaftlichen Feststellung gelangen,

---

praktisch gleichgültig. Aber die Anfoderung für die Wahrheit, in der höchsten Bedeutung dieses Wortes, geht auf das Innere, auf das An-sich.

weil die größere Nähe, in welcher uns ihre Gegenstände gegeben sind, indem sie ungleich mehrere und mannigfaltigere Auffassungen möglich machte, auch ungleich reichere und mannigfaltigere Aufgaben bedingte; und hiemit zugleich dann auch ungleich verwickeltere, also schwieriger zu lösende. Für die Anziehungen zwischen den Weltkörpern, durch welche die Bewegungen unseres Sonnensystems geregelt werden, giebt es, wenigstens so weit sie uns zur Auffassung kommen, keine andere Kollisionen, als die doch verhältnißmäßig sehr wenigen, welche zwischen ihnen selber Statt finden; für die Naturerfolge auf unserer Erde ergeben sich deren sehr viele. Dieser Reichthum, und die hiedurch bedingten Verwickelungen aber sind für die physikalischen Erfolge nicht so zahlreich, wie für die chemischen: weil es die Physik mit den allgemeinen Eigenschaften und Processen der Körperwelt, die Chemie mit den individuelleren, namentlich mit den Verwandtschaften zwischen den verschiedenen Stoffen, und den durch diese bedingten Anziehungen und Verbindungen zu thun hat. Und hieraus ist es dann, der Hauptsache nach, abzuleiten, daß die Chemie noch tief an der Alchymie krankte und daniederlag, als sich die Physik schon zu einer kräftigen Lebensbethätigung erhoben und Lorbeern erworben hatte. Eine speciellere Untersuchung hierüber, welche die verschiedenen Theile dieser Wissenschaften gesondert in Betracht zöge, und zugleich die mancherlei Vorübungen und Vorzeichen ins Auge faßte, durch welche man hindurchgehn mußte, um zum Ziele zu gelangen, würde viel Interessantes und Belehrendes darbieten; aber wir müssen sie hier zur Seite liegen lassen.

Ausführlicher dagegen müssen wir von der Wissenschaft reden, welche das Thema unserer Zeitschrift bildet: von der Psychologie. Weshalb ist sie erst im neunzehnten Jahrhunderte zu einer sicher begründeten Grundlage gelangt? Und wes-

halb, auf der anderen Seite, zu einer Zeit, wo die Physiologie noch derselben entbehrt?

Zwei Hauptschwierigkeiten sind es, und von großem Gewichte, welche die Psychologie zu überwinden hatte: deren eine ihr von ihren Objekten, die andere von der subjektiven Seite her erwuchs.

Die objektiv bedingte besteht in der ungleich größeren Zusammengesetztheit der Produkte und Processe, mit welchen sie thun hat. Der tiefste Grund hievon liegt sehr einfach und entschieden darin, daß die menschliche Seele das vollkommenste unter allen uns bekannten Naturwesen ist. Zwei Abstufungen ziehn sich durch die gesammte Natur: die der Individualisation der Grundkräfte, und die des inneren Beharrens der Naturerfolge, und der hiedurch bedingten inneren Ausbildung*); und in beiden Beziehungen nimmt die menschliche Seele entschieden die höchste Stelle ein. In Folge hievon also sind ihre Bildungsprocesse und Bildungsprodukte entschieden mannigfaltiger, an elementarischen Kräften und Bethätigungen reicher und verschlungener, als bei irgend einem anderen Naturwesen; und die Erkenntniß, welcher zunächst diese Produkte vorliegen, hat einen ungleich längeren Weg in rückgängiger Konstruktion durchzumachen. Hiezu kam dann noch, was das Schlimmste war, daß man sich dies nicht recht eingestehn wollte. Man bildete sich ein, durch diese Zusammengesetztheit, welche doch gerade die größte Hohheit unserer Seele ausmacht, werde ihrer Hohheit Abbruch gethan; und in Folge hievon also konnte man sich, bis an die gegenwärtige Zeit heran, nicht einmal entschließen, sich mit rechtem Ernste die dafür vorliegende Aufgabe zu stellen.

*) Siehe hierüber mein „System der Metaphysik ꝛc.“, S. 106 ff. vgl. S. 102 ff. und 140 ff.

Die subjektiv bedingte Schwierigkeit, welche die wissenschaftliche Konstituirung der Psychologie so lange aufgehalten hat, ist von einem ganz eigenthümlichen Charakter. Die inneren Sinne nämlich sind nicht, wie die äußeren, von Anfang an gegeben, sondern müssen erst gebildet werden, und zwar für jeden wahrzunehmenden Gegenstand ein besonderer*). Nun geschieht zwar diese Ausbildung gewissermaßen von Anfang an, und bei allen Menschen, vermöge der Anziehungen und Verschmelzungen im Verhältniß der Gleichartigkeit, welche sich eben so, wie in Betreff des objektiv Gleichartigen, auch in Betreff des subjektiv (von Seiten der psychischen Qualitäten, Formen, Verhältnisse) Gleichartigen geltend machen. Aber sie geschieht doch bei den meisten Menschen nicht in der Vollkommenheit und in dem Reichthume, daß sie einer so genauen und mannigfaltigen Selbstauffassung fähig würden, wie sie für eine wissenschaftliche Erkenntniß als Grundlage erfodert wird. Hiezu gehört eine vielfachere und anhaltendere Beschäftigung damit, wie sie bei der ohne allen Vergleich größeren Mehrzahl der Menschen nicht Statt findet: woraus wir es dann eben zu erklären haben, daß bis auf den heutigen Tag selbst bei nicht wenigen, sonst wissenschaftlich gebildeten Männern das Vorurtheil noch nicht ausgerottet ist, die Seele könne gar nicht in der Vollkommenheit wahrgenommen werden, daß darauf eine wahrhaft wissenschaftliche Erkenntniß zu gründen sei.

Diese beiden Schwierigkeiten nun sind allerdings so groß, daß es, wie die Geschichte lehrt, ungeachtet die Psychologie weit mehrere Mitarbeiter, als irgend eine andere Naturwissenschaft, ja gewissermaßen so viele hat, als es überhaupt Menschen giebt, und die ununterbrochen an ihr mitarbeiten (vgl. oben S. 3 f.), doch längerer Zeit bedurft hat zu ihrer wissen-

*) Vgl. hiezu und zum Folgenden Band II, S. 7 ff., und besonders meine Schrift: „Die neue Psychologie", S. 63 ff. u. 192 ff.

schaftlichen Feststellung, als zu derjenigen der bisher bezeichneten Naturwissenschaften.

Nachdem jedoch einmal die Vorurtheile überwunden waren, welche durch die eigenthümliche Grundnatur dieser Schwierigkeiten bedingt waren, mußten sie ihr, aus eben dieser Grundnatur heraus, gerade zum größten Vortheile ausschlagen.

Die ausnehmende Zusammengesetztheit der psychischen Processe und Kräfte ist Wirkung der höheren Kräftigkeit der Urvermögen, und der hieraus sich ergebenden vollkommneren inneren Forterîstenz der früheren Lebensakte. Eben deshalb aber finden sich dieselben auch in größerer Geschiedenheit neben einander, als bei irgend welchen anderen Naturwesen, und bieten sie also eine mehr innerlich gesonderte und bestimmter ausgeprägte Organisation dar: so daß die Auffassungen hievon mit ungleich größerer Schärfe vollzogen werden können, und daher schon in dieser objektiven Bedingtheit eine ungleich klarere und genauere Beurtheilung in Betreff des Anwachsens und der allmählichen Ausbildung unseres Seelenseins gewonnen wird. Man vergleiche hiemit Dasjenige, was am nächsten liegt: die leibliche Konstitution des Menschen. Sie ist eben so das Produkt von der inneren Forteristenz der früheren Lebensakte. Aber wie viel mehr verschwimmend existiren sie fort, und also wie viel unklarer liegen sie für die Auffassung und Erkenntniß vor! Noch mehr bei den thierischen Leibern, bei der Entwickelung der Pflanzen ꝛc.

Noch ungleich entschiedener und bedeutungsvoller ist der Vorzug, welcher sich von der subjektiven Seite her für die Psychologie ergiebt. Da die inneren Sinne erst gebildet werden, und aus eben Demjenigen heraus gebildet werden, was später durch sie wahrgenommen wird: so haben wir bei der inneren Wahrnehmung keinerlei Verfälschung durch ein Fremdartiges. Was wir sind und werden, geht in die Wahrnehmung als Grundlage ein; und auch die wahrnehmenden

Sinne enthalten nichts Anderes, als eben dieses Sein: geben nur, vermöge der vielfachen gleichartigen Verschmelzung, welche sie in sich schließen, die Klarheit des Bewußtseins hinzu. So haben wir denn hier, und hier allein in der gesammten menschlichen Erkenntniß, eine volle Wahrheit, vermögen wir hier allein ein eigentliches Begreifen des zu erkennenden Naturwesens zu erwerben.

Vermöge dieser beiden Momente also zeigt sich die Psychologie, nachdem einmal jene Vorurtheile überwunden sind, nicht allein auf derselben Höhe der Erkenntniß, wie die übrigen Naturwissenschaften, sondern auf einer ungleich lichteren, und mit der sie bestimmt ist, allen anderen vorzuleuchten. Die objektive Schwierigkeit bleibt allerdings auch ungeachtet jener größeren Bestimmtheit in der Auffassung der inneren Fortexistenz. Die psychischen Akte und Kräfte tragen eine so große Zusammengesetztheit in sich, daß es sehr die Frage ist, ob wir jemals dahin kommen werden, ihrer durch Rechnung Herr zu werden. Aber die Psychologie ist die einzige Naturwissenschaft, welche das innere Sein und Werden der Naturentwickelungen erfaßt, und uns über deren Formen Aufschluß verschafft; und in dieser Beziehung eben ist sie bestimmt, allen anderen mit ihrem Lichte vorzuleuchten.

Dies nun muß natürlich vorzugsweise von derjenigen Naturwissenschaft, oder vielmehr von dem großen Complexus von Naturwissenschaften gelten, welche ihr am nächsten stehn, wie in Betreff des Gegenstandes, so auch (was die unmittelbare Folge hievon ist) in Betreff des wissenschaftlichen Charakters: von der Physiologie, der Pathologie, und was sich diesen sonst noch anschließt (der Therapie, der Symptomatologie rc.). Diese haben augenscheinlich von allen Naturwissenschaften die ungünstigste Stellung für ihre wahrhaft wissenschaftliche Konstituirung: indem auf der einen Seite ihre

Gegenstände einen Reichthum der inneren Bildung und des inneren Geschehens in sich tragen, welcher dem bei der Psychologie vorliegenden wenigstens nahe kommt (namentlich bei'm menschlichen Leibe), und doch auf der anderen Seite nicht der Innerlichkeit der Auffassung fähig, sondern, wie die übrigen Wissenschaften von der materiellen Natur, auf bloße phänomenale Auffassungen beschränkt sind. Daher denn auch dieses unsichere Hin- und Hergreifen, welches bis auf den heutigen Tag ihre wissenschaftliche Feststellung gehindert hat, und namentlich wieder in der neuesten Zeit das entschieden vom rechten Wege abführende Bestreben, die Lebensentwickelungen aus physikalischen und chemischen Wirkungen abzuleiten, d. h. das Leben bei dem Todten zu suchen. Da jeder Naturproceß wesentlich ein Produkt ist aus beiden zusammenwirkenden Faktoren: wie wäre es möglich, daß die anorganischen Stoffe in organischen Naturwesen dieselben Wirkungen hervorbringen sollten, wie auf andere anorganische!*). — Also im Gegensatze mit diesem Verfahren: will man nicht bloße Erdichtungen, sondern die erfahrungsmäßige Bestimmung der Natur des Lebens, so muß man das Lebendige beobachten; und wenn also der Physiologe aus dem weniger bestimmt organisirten Leben, welches ihm eigenthümlich vorliegt, nicht die erfoderlichen Aufschlüsse zu gewinnen im Stande ist über die innere Natur des Lebens: so wende er sich zu dem

*) Daß die angestellten Experimente scheinbare Bestätigungen des in dieser Hinsicht irrig Angenommenen darbieten, ist nur daraus abzuleiten, daß man die Reize so stark angewandt hat, daß dadurch die lebendigen Kräfte relativ ertödtet, und also in todte verwandelt werden. Dann muß natürlich auch die Rückwirkung im Charakter des Lebendigen so gut wie null werden! Man hat ja das Zubeobachtende eben der Eigenthümlichkeit entkleidet, auf deren Beobachtung es ankommt. Vgl. auch das Band II, S. 125 ff. hierüber Beigebrachte.

höheren, und daher in einer bestimmter ausgebildeten Organisation sich entwickelnden Leben der Seele, und er wird Dasjenige finden, was er bei der Chemie vergebens sucht (vgl. Band II, S. 377—95).

II. Widerlegung einiger Einwürfe, welche gegen die Psychologie als Naturwissenschaft insbesondere aus dem theologischen Gesichtspunkte erhoben worden sind.

Ein Fragment aus einem Antwortschreiben.

(Das hier folgende Fragment ist nicht Fiktion, sondern der Brief und die Antwort haben leider noch in der allerneuesten Zeit — im gegenwärtigen Jahre — geschrieben werden müssen. Da die Einwürfe wohl nicht auf den Wohnort des Briefschreibers beschränkt sein möchten, so schien es nicht unangemessen, in der vorliegenden Weise den Widerlegungen einen größeren Leserkreis zu verschaffen. Für diesen Zweck sind dieselben hier und dort etwas weiter ausgeführt worden.)

— Sie schreiben, lieber Herr Doktor, daß Sie in Ihrer neuen Umgebung mehrfach gegen unsere Psychologie haben den Vorwurf des Materialismus und des Sensualismus aussprechen hören.

Wie man noch immer von Materialismus reden kann, ist in der That nachgerade beinah unbegreiflich, namentlich nach den mehrfachen, und ich sollte denken, genugsam entschiedenen Erklärungen und Herausfoderungen, welche ich im vorigen Jahrgange des Archivs gegen einige der hauptsächlichsten Vertreter dieser in der gegenwärtigen Zeit leider wieder so stark um sich greifenden Ansicht öffentlich auszusprechen Veranlassung gehabt

habe. Auch abgesehn hievon aber kenne ich kein philosophisches System, welches so durchgreifend und mit so konsequenter Strenge jede materialistische Grundlegung von sich fern gehalten hätte, wie unsere naturwissenschaftliche Psychologie. Von der ersten bis zur letzten Seite wird Alles auf Thatsachen des Selbstbewußtseins begründet; nirgend ist dabei, auch nur mit Einem Worte, die Rede von Dem, was sich sehn, oder tasten, oder sonst äußerlich auffassen läßt. Selbst die Entwickelungen unseres Leibes werden, wo ihre Verhältnisse zur Seele zu erläutern sind, nicht in den durch die sinnlichen Auffassungen dargebotenen Formen, sondern lediglich in den Kräften und Kraftäußerungen eingeführt, welche denen der Seele parallel sind, und also gewissermaßen in das Psychische übersetzt. Die Berechtigung hiezu geben die ebenfalls psychologisch begründeten Erkenntnisse, daß alle Auffassungen der äußeren Sinne nur Eindrücke der Dinge auf uns enthalten, und daß alles Materielle in der That immateriell existirt (vgl. oben S. 22f., 109 und die dort angeführten Stellen). Ich wüßte nicht, wie ein noch stärkerer Gegensatz gegen den Materialismus möglich wäre: wie ich denn auch von anderen Seiten her eines überspannten Idealismus beschuldigt worden bin. Aber den eigentlichen Grund der entgegengesetzten Beschuldigung haben Sie schon selbst sehr richtig angegeben: daß nämlich die Meisten sich gar nicht die Mühe geben selber zu lesen, sondern nur dem für tausend Zufälligkeiten offenen Gerüchte nachreden.

Weit mehr Schein hat allerdings der Vorwurf des Sensualismus, namentlich da, wenn auch nicht ich selber, doch einige meiner Anhänger, in der Freude über die neu gewonnenen tieferen Aufschlüsse, den Satz, daß alle Formen unserer ausgebildeten Seele Produkte einer längeren Reihe von Bildungsprocessen sind, mit einiger Schroffheit dahin ausgesprochen haben, daß die Seele anfangs nicht mehr habe oder sei,

als die fünf Sinne. Sie hat allerdings mehr: nämlich die Lebensformen, welche durch die allgemeinen Grundgesetze ihrer Entwickelung ausgedruckt werden; und überdies sind ja ihre Sinne ganz anderer Art, als was man gewöhnlich bei diesem Ausdrucke zu denken pflegt. Verfolgen wir dies weiter, so ergiebt sich ein Resultat, welches dem bei'm vorher behandelten Punkte herausgetretenen ganz parallel ist. Die Psychologie als Naturwissenschaft stellt die menschliche Seele nicht nur in eben dem Grade, sondern selbst in einem höheren Grade spiritualistisch oder intellektualistisch dar, als irgend eine frühere. Nach der bisherigen Psychologie sollte der Mensch nur einem kleinen Theile nach geistig sein, einem anderen Theile nach sinnlich; nach der gegenwärtigen ist er durch und durch geistiger Natur. Er hat schon eine geistige Sinnlichkeit (vgl. „Pragmatische Psychologie", Band I, S. 22 ff.), oder schon die elementarische sinnliche Empfindung bildet sich in diesem geistigen Grundcharakter aus. Allerdings also hat die gesammte Geistesentwickelung ihre Grundlagen in den sinnlichen Entwickelungen; aber keine einzige sinnliche Empfindung bildet sich jemals in einem Menschen (d. h. der wahrhaft menschlich ausgestattet ist, nicht Kretin rc.) so aus wie in einem Thiere. Seine Sinne sind, wie wir es auch bezeichnen können, verständige, vernünftige Sinne, d. h. solche, welche die Bildungsform des Verstandes, der Vernunft in sich vorbestimmt enthalten: so daß sie, ohne daß etwas weiter hinzukäme, aus diesen sinnlichen Grundlagen hervorgehn. Dies gilt nicht nur von den höheren, sondern auch von den niederen Sinnen, ja selbst vom Körperlichen im Menschen. Alle unsere leiblichen Entwickelungen können unter Umständen unmittelbar bewußt werden, und wir können unmittelbar Begriffe von ihnen bilden, d. h. auf der Grundlage der Empfindungen, die wir bei oder in ihnen haben. Dies wäre nicht möglich, wenn nicht auch sie (in niederen Graden)

an unserem geistigen Grundcharakter Theil hätten. Also die Beschuldigung des „Sensualismus" ist durchaus unbegründet, löſ't sich vielmehr ungeachtet jenes anfänglichen Scheins, eben so wie die des „Materialismus", in das entschiedenste Gegentheil auf. Die Sache ist die, daß überhaupt die im Anschluß an die unvollkommenen Erkenntnisse früherer Zeit ausgebildeten Parthei- und Sektennamen für die spätere Zeit, wo die Erkenntniß weiter vorgeschritten ist, gar nicht mehr anwendbar sind. Was einander gegenüber stand, rückt in einander; und es bilden sich andere Sätze und Gegensätze aus, von welchen man früher keine Ahnung gehabt hat.

Aber in Hinsicht dieser und der sich anschließenden Punkte, welcher Sie erwähnen, sind wir ja durchaus einverstanden; und ich beeile mich also zu dem Einen zu kommen, „in welchem Sie sich selbst auf die Seite der Opponirenden würden stellen können". Sie schreiben, die Lehre von der strengen Naturnothwendigkeit sei „den herrschenden dogmatischen Ansichten aller christlichen Kirchen unserer Zeit zuwider". Aber bedenken Sie doch, daß in der katholischen Kirche Augustin noch immer in so hohem Ansehn steht; daß, was die reformirte Kirche betrifft, die von Demjenigen, welcher als ihr zweiter, und gewissermaßen als ihr hauptsächlichster Begründer anzusehn ist, von Calvin, aufgestellte Prädestinationslehre auf der Dordrechter Synode den entschiedensten Sieg gewonnen hat gegen die Remonstranten oder Arminianer, und in Holland noch immer in ihrer ganzen Härte festgehalten wird; und daß der Stifter der lutherischen Kirche, welcher doch gerade jetzt wieder so viel gilt, der Schrift des Erasmus, De libero arbitrio, seine Schrift De servo arbitrio gegenübergestellt hat: eine Schrift, in Bezug auf welche mit Recht, namentlich von reformirten Theologen bemerkt worden ist, daß Luther mit der später in den symbolischen Büchern seiner Parthei ausgesprochenen Lehre im entschiedensten Gegensatze stehe, und sich sogar

noch härter als die Synode zu Dordrecht ausgedrückt habe; wie denn auch mehrere ausgezeichnete Lehrer seiner eigenen Kirche ganz offen diese seine Uebereinstimmung mit der später so eifrig bekämpften Calvinistischen Lehre eingestanden haben*). Also im Gegentheil, von Theologen aller Kirchen finden wir die strenge Naturnothwendigkeit eben so wohl, wie die Freiheit des menschlichen Willens behauptet. Wie ist dies möglich? — Die Antwort lautet sehr einfach: weil beiderlei Behauptungen nicht in der Religion ihren Ursprung haben, und am allerwenigsten in der christlichen Religion, sondern in der Phi-

*) Siehe „Planck's Geschichte des protestantischen Lehrbegriffes" (zweite Auflage), Band II, S. 134; vgl. auch die dort aus Luther's Schrift angeführten Stellen. Die Aussprüche Luther's, namentlich die Seite 126 f., 128 u. 132 f. beigebrachten über die Rathschlüsse Gottes, sind auch in der That von einer Härte, daß man kaum begreift, wie er selbst durch seine leidenschaftliche Hitze sich zu dergleichen habe hinreißen lassen können. So heißt es (ich wähle noch nicht einmal die schlimmsten Stellen aus, sondern nur die für die hier vorliegende Streitfrage bedeutendsten): „Gar nicht läßt sich die Freiheit des menschlichen Willens mit Gottes Vorhersehung vereinigen: denn Gottes ewige Vorsehung und unser freier Wille sind gerade gegen einander wie Feuer und Wasser. Wenn Gott zuvor versehen hat von Ewigkeit, daß wir also sein sollen, wie wir sind, und uns hernach also in aller Masse, wie seine Vorsehung gestanden, gemacht hat, und auch jetzund also machet, treibet und regieret, was können wir denn irgend nennen oder erdenken, das an uns frei wäre, oder das anders geschehe, denn er es versehen hat, und auch jetzt noch machet? — Also eben in dieser Vorsehung Gottes liegt der unumstößlichste Beweis, daß der Mensch keinen freien Willen hat!". Und dann in einer anderen Stelle: „Auch nach dem Licht der Gnade ist es unbegreiflich, wie Gott könne Den verdammen, der aus seinen eigenen Kräften schlechterdings nichts Anderes thun kann als Sünde und vor Gott schuldig werden. Da lehren beide, das Licht der Gnade und das Licht der Natur, daß die Schuld nicht sei des armen Menschen, sondern des ungerechten Gottes. Denn sie können nicht anders von dem Gott richten, der ohne allen Verdienst belohnet einen Sünder, und belohnet den anderen nicht, sondern verdammt ihn, der vielleicht weniger gottlos ist, oder je nicht mehr gottlos. Nur das Licht der Herrlichkeit wird es anders lehren und anzeigen".

losophie der Theologen (vgl. oben S. 75 f.), und die bis auf die neuesten Zeiten her, wie die Philosophie überhaupt, eine spekulative, d. h. eine sehr unvollkommene gewesen ist. Erst durch die streng naturwissenschaftliche Psychologie ist auch in dieser Hinsicht eine ganz andere Stellung gewonnen worden.

Aber für eine genauere Erwägung der hieher gehörigen Streitfragen müssen wir sorgfältiger, als bisher geschehn ist, zwei Gesichtspunkte auseinanderhalten: den moralischen und den religiösen.

Ueber die Gegenstände des ersteren haben wir ein Wissen: indem es sich ja durch und durch um Entwickelungen der menschlichen Natur handelt, welche Gegenstand der Erfahrung sind. Auf der Grundlage dieser habe ich noch erst im letzten Archivhefte, im Anschluß an frühere Auseinandersetzungen, nachgewiesen, daß der so vielfach umstrittene Gegensatz zwischen Freiheit und Naturnothwendigkeit durch und durch ein bloß eingebildeter, und lediglich daraus hervorgegangen ist, daß man die verschiedenen Faktoren, Zeiten, Beziehungen nicht gehörig auseinandergehalten hat (vgl. Band II, S. 397 ff., so wie das hier und dort in den darauf folgenden Abhandlungen zur Ergänzung und näheren Bestimmung Beigebrachte). Hält man die verschiedenen Faktoren, Zeiten, Beziehungen scharf und bestimmt auseinander, so findet sich so wenig ein Gegensatz zwischen Freiheit und Naturnothwendigkeit, daß nicht einmal von gegenseitigen Einschränkungen im Verhältniß zu einander die Rede zu sein braucht, vielmehr beide in der vollsten Strenge nebeneinander bestehn, ja zum Theil zusammenfallen. Der Mensch ist entschieden moralisch frei bei jeder seiner äußeren und inneren Handlungen: in der Art, daß die Außenwelt auf die Bestimmung des moralischen Charakters derselben nicht den mindesten Einfluß ausübt, sie in Betreff dessen

rein aus Demjenigen heraus erfolgen, was er moralisch innerlich ist. Aber sie erfolgen aus diesem heraus nach der Nothwendigkeit seiner Natur. Und eben so fallen dieselben bei jedem Schritte in der Ausbildung der Freiheit zusammen. Vermöge dieser Nachweisung also sind die „unlösbaren" Räthsel, das „undurchdringliche Dunkel", worüber man immer wieder von neuem geklagt hat, verschwunden, und Alles liegt im klarsten Lichte offen vor. Der Mensch — Doch ich will Ihnen nicht wiederholen, was ich in diesem und in einem früheren Aufsatze des Archivs („Was vermag der Mensch über sich, und wie vermag er es?"; Band I, S. 225 ff.) bereits in allen dafür wichtigen Beziehungen auseinandergesetzt habe.

Wenden wir uns nun zum religiösen Gesichtspunkte: so haben wir von vorn herein einen dem vorigen ganz entgegengesetzten Charakter. Wir stehn nicht auf dem Boden der Erfahrung; und unsere menschliche Einsicht ist viel zu beschränkt, um von den Gegenständen, mit welchen wir es hier zu thun haben, in irgend einer Weise ein Wissen gewinnen zu können. Wir glauben mit Christus an einen Weltregierer, welcher nicht nur allmächtig, sondern auch heilig und allweise und allen Menschen ein liebender Vater ist. Aber wie ist nun (so fragen Sie) „die schaudererregende Masse von Sünde und Elend, welche als Erfahrung vorliegt, mit der Güte, Weisheit und Allmacht Gottes zu vereinigen?" — Hierüber können wir uns eben nur in den Formen des Glaubens und Ahnens eine Ueberzeugung bilden, und ohne daß wir auch nur hintennach darauf Anspruch machen dürften, davon irgendwie eine Einsicht, eine Gewißheit zu erwerben. Das Nächste dafür ist, daß durch das Uebel und die moralischen Schlechtigkeiten den Menschen sehr wichtige und ausgedehnte praktische Aufgaben gestellt sind, und daß wir also durch deren allmähliche Lösung zu einer vollkommeneren Ausbildung gebracht werden, als die wir irgend in anderer Weise hätten erreichen können. Aber

dann würde ja ein Theil der Menschen für andere zu Mitteln gebraucht und verbraucht werden? — Hierauf antworte ich erstens: dasselbe liegt uns in Betreff der vielen Millionen vor, welche vergangenen Zeitaltern angehört haben. Jede frühere Generation dient als Mittel für die späteren ins Unendliche hin. Die Vollkommenheit dieser letzteren ist einmal, bei den vielen millionen Schritten, welche für die Verwirklichung der allgemein-menschlichen Prädetermination durchzumachen sind, in keiner anderen Weise zu erreichen. Ueberdies aber zweitens, wird es ja hiedurch nicht ausgeschlossen, daß die Bildung jener früheren Generationen in einem anderen Leben weiter fortgeführt werde. Und eben dasselbe können wir auch in Betreff des Moralisch-Abweichenden annehmen. So würde sich dann eine „Wiederbringung Aller zum Guten hin" ergeben; und dies ist allerdings z. B. mein Glaube. Aber wozu nun hiefür dieser längere Weg? diese unendlich vielen Kämpfe und Leiden? — Dies weiß ich nicht; aber eben deshalb habe ich auch keinen Grund, um dessenwillen an Gottes Heiligkeit, oder Allweisheit, oder Allgütigkeit zu zweifeln. Wir sehen ja hier nur „durch einen Spiegel in einem dunklen Wort" (1. Cor. 13, V. 13). Und wissen wir denn selbst nur einmal, was der Erschaffung von uns Menschen überhaupt als Zweck zum Grunde gelegen hat?! — Aber hievon genug. Lassen Sie mich lieber, statt in dieser Richtung weiter zu tappen, noch der überaus wichtigen praktischen Folgerungen erwähnen, welche sich aus dieser Erkenntniß ergeben.

Was also zuerst uns selber betrifft, so führt uns eine durchgreifende Erwägung der neuen Erkenntniß wirksamer, als dies bei irgend einer früheren Lehre der Fall war, zur Demuth und zu einer heilsamen Vorsicht. Alles, was wir Gutes in uns haben, und Alles, wodurch wir etwas vermögen, haben wir von Gott, der unsere Bildungsverhältnisse dafür günstig geordnet hat. Das Kind in seiner ersten Lebens-

zeit hat noch nichts und vermag noch nichts in moralischer Beziehung (vgl. hiezu Band II, S. 405); was wir moralisch haben und vermögen, ist begründet durch frühere Akte, welche darin forteristiren; und in die Bildungsverhältnisse, durch welche diese bedingt worden sind, haben wir uns nicht selbst gesetzt, sondern sind wir von Gott gesetzt worden. Und wie nun mit der Zukunft? Da der Mensch (wie wir gesehn) bei allen seinen äußeren und inneren Handlungen moralisch frei ist, diese ihrem moralischen Charakter nach nur abspiegeln, was er moralisch innerlich ist: was hat er vom Aeußeren zu fürchten? — Wir antworten: zweierlei, in Betreff dessen wir stätig wachsam sein müssen. Einmal vermag zwar das Aeußere in das jedesmal gegenwärtige Handeln, was dessen moralischen Charakter betrifft, nicht das Mindeste hineinzugeben oder nicht das Mindeste zur Erregtheit zu bringen, was nicht als Kraft in uns vorhanden ist (vgl. Band II, S. 407 f. und 410); aber es bringt gewisse Kräfte direkt zur Erregtheit, und andere nicht. Hierauf beruhen alle absichtlich von Anderen eingeleiteten Versuchungen, Verführungen, Verschlechterungen, alles Ueberreden und Berücken, hierauf unzähliges Unabsichtliche, was man unter den Ausdruck „Zufall" begreift: welcher ja in Betreff der Handlungen bei nur zu vielen Menschen eine eben so bedeutende Rolle spielt, wie in Betreff ihrer Schicksale. Also wir müssen „uns zusammennehmen", d. h. Sorge tragen, daß unsere Handlungen nicht aus diesen oder jenen Kräften heraus, wie sie eben das Aeußere zur Erregtheit bringt, sondern (wenn wir uns des überwiegenden Guten bewußt sind, und nur von solchen Menschen kann ja hier die Rede sein) aus der Gesammtheit unserer moralischen Kräfte heraus erfolgen, nicht dieses oder jenes einzelne Stück, sondern die ganze moralische Substanz unserer Seele in sich abspiegeln. Dann aber, was die Zukunft betrifft, so ist die Vorsicht noch dringender nöthig. Zwar ist bei dem ausgebildeten Menschen Dasjenige, was

durch jede einzelne Handlung und deren Erfolge gewirkt wird, höchst unbedeutend; besteht eben nur in der Ausbildung zur Erregtheit und in elementarischen Spuren: welche doch, gegenüber der großen Anzahl derjenigen, die sich bereits innerlich vorfinden, kaum zu rechnen sind. Aber wenn sich solche Einwirkungen hundert- und tausend- und mehr als tausendfach immer wieder in derselben Art wiederholen: so wird das einzeln Unbedeutende immer bedeutender, und kann zuletzt eine völlige Umwandlung des moralischen Charakters herbeiführen. Also man sei in dieser Hinsicht unablässig auf seiner Hut! Auch der Beste, wenn er „sich gehn läßt", kann zum Schlechten werden. Der Gute vermag sehr viel, ja gewissermaßen Alles über sich; aber nur wenn er nicht das Kleine für nichts hält! Doch auch hierüber habe ich bereits in einem früheren Aufsatze des Archivs ausführlicher geredet (Band II, S. 414 ff.).

Was endlich, zweitens, die praktischen Folgerungen betrifft, welche sich aus der Erkenntniß des auch für die geistige Welt streng durchgehenden Kausal-Zusammenhanges für unsere Verhältnisse zu anderen Menschen ergeben, so liegen diese, sobald wir nur die unreinen Beimischungen beseitigen, durch welche sie, namentlich bei der wahrhaft empörenden Prädestinationslehre, verunstaltet worden sind, so augenscheinlich dar, daß ich sie kaum auszuführen brauche. Diese Erkenntniß führt uns, ja sie drängt uns, wenn wir sie in ihrem vollem Umfange erwägen, dazu, daß wir Diejenigen, welche wir moralisch verachten und verabscheuen, doch auf der anderen Seite (und ohne daß dadurch die moralische Verwerfung dessen, was sie uns entgegenbringen, den mindesten Abbruch erlitte) innig bemitleiden (vgl. S. 82 ff.), also auch sie, nach Christi Beispiel, als Brüder mit Liebe umfassen; und legt uns zugleich eben so dringend die Nothwendigkeit ans Herz, mit größerem Ernste, als dies bisher geschehn ist, auf die Verbesserung der pädagogischen

und bürgerlichen Bildungsverhältnisse hinzuarbeiten, durch welche allein durchgreifender, und mit mehr gesichertem Erfolge, dem Entstehn und Um-sich-greifen des Sittlich-Abweichenden vorgebeugt werden kann. Wie ich es schon in einem früheren Aufsatze (Band I, S. 505 ff.) ausgeführt: die naturwissenschaftliche Psychologie führt weder zum Determinismus noch zum Quietismus. Wie der Mensch der äußeren Natur gegenüber durch die Erkenntniß ihrer unabänderlich wirkenden Gesetze nicht dazu geführt wird, daß er die Hände in den Schoß legt, sondern, ganz im Gegentheil, je mehr er dieser inne wird, um so mehr auch thun kann und thun soll: so auch im Gebiete des Geistigen, und namentlich im moralischen. „Eben dadurch, daß die neue Psychologie die strenge ursächliche Bedingtheit für alle Erfolge des menschlichen Seelenlebens nachgewiesen, und durchgängig klar-bestimmt angegeben, hat sie die Menschen aus der quietistischen Rathlosigkeit, mit welcher sie früher alles tiefer begründete Geschehn als außer dem Bereiche ihres Thuns liegend anzusehn, und eben nur an- oder ihm zuzusehn genöthigt waren, erlöset, und mit der Fähigkeit, regelnd und bessernd in dasselbe einzugreifen, ihnen zugleich die Verpflichtung hiezu mitgetheilt".

Druck von E. S. Mittler und Sohn in Berlin.
(Spandauer Straße 52.)

I.

Zur allgemeinen psychologischen Pragmatik.

Die Grundgesetze der Psychologie als Naturwissenschaft im Verhältniß zur Geschichte der Individuen und der Völker.

Wir haben uns im vorigen Hefte (S. 103 ff.) die Schwierigkeiten anschaulich gemacht, welche die Naturwissenschaften zu überwinden hatten, um zu ihrer wahrhaft wissenschaftlichen Feststellung zu gelangen. Wann nun ist diese gewonnen? An welchen Merkmalen ist sie zu erkennen?

Die Wissenschaft hat wesentlich zwei Grundwurzeln: sie ist Denken, und schließt als solches geistige Stärke in sich, Klarheit, Fruchtbarkeit (die letztere vermöge der Verbindungen der Begriffe in der Richtung zum Besonderen hin); und sie ist Erkennen, indem sie gewisse reale oder ideale Verhältnisse auffaßt, welche den Zusammenhang und die Beziehungen der äußeren oder der inneren Welt in sich abspiegeln*). Also die Naturwissenschaften sind als wahrhaft wissenschaftlich konstituirt anzusehn, wenn sie dies beides in höherer Vollkommenheit erreicht haben.

*) Siehe meine „Logik als Kunstlehre des Denkens", Band I, S. 44, 48 f., 102 ff., 131, 151 ff. u. 255 ff.

Man merke wohl: mit der bloßen Klarheit des Vorstellens und Denkens ist es nicht gethan. Diese, wie wir wissen, wird durch Verschmelzungen einer größeren Anzahl von gleichen Vorstellungen erworben. Aber auch solche Vorstellungen, welche in falsche Beziehungen zu einander getreten sind, können in jedem Maße gleichartig verschmelzen, und also zur Klarheit gesteigert werden. Noch weit weniger kann (was nicht selten hiemit verwechselt wird) bloße Stärke des Vorstellens, wie sie durch vielfache Reproduktionen, oder im angewachsenen Raume*), entstanden ist, als Kriterium der Wahrheit und Wissenschaft gelten. Wir haben hier eine Stärke in demselben Bildungsverhältnisse, wie es sich auch bei der fixen Idee oder der Verrückung findet. Das eigentlich Entscheidende also ist die Auffassung der realen oder idealen Verhältnisse in ihrem wahren Zusammenhange; die Klarheit wächs't uns dann, wenn dieselben in einer größeren Anzahl von Akten aufgefaßt worden sind, schon nebenbei von selber zu.

Man veranschauliche sich dies etwa zuerst an der Astronomie. Auch schon vor Copernicus und Kepler fand sich in ihr, neben vielen Träumereien, auch viel wohlbegründetes Wissen vor, aber mehr in historischem Charakter und bruchstückartig. Die Grundverhältnisse, nach welchen man sich die Bewegungen unseres Sonnensystemes konstruirte, waren erdichtete. Die Erde sollte durchaus im Mittelpunkte liegen, weil sich der Beobachter auf der Erde befindet, und sich also nicht vorstellen konnte, daß er eine untergeordnete Nebenstellung einnehme; und die Bewegungen sollten durchaus in der Form des Kreises geschehn, weil dieser die vollkommenste krumme Linie ist, und man sich demnach einbildete, der Vollkommenheit des Weltsystemes werde Abbruch gethan, wenn man die Bewegungen in einer anderen Form dächte. An die Stelle des wahren Zusammenhanges,

*) Vgl. mein „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft" (zweite Auflage), S. 93 ff.

der wahren Beziehungen also wurden falsche gesetzt, und hiedurch dann zugleich ein freier Raum gewonnen für die phantastischen astrologischen Deutungen. Aehnlich in allen anderen Naturwissenschaften. Noch häufiger kam man zu einem falschen Zusammenhange, indem man die vorliegenden Erscheinungen ohne Weiteres substantiirte, und in dieser Substantiirung als Ursachen zum Grunde legte. Man denke an die Tendenz zum Himmel hin, welche das Feuer, der Dampf rc. haben sollten, oder an die fuga vacui, oder an das Phlogiston rc. Die Astronomie, die Physik, die Chemie gelangten zu wahrhaft wissenschaftlicher Konsolidirung, als, diesen bloß gedachten Beziehungen gegenüber, die wirklichen aufgefunden und für die Erklärung der Thatsachen geltend gemacht wurden.

Eben so erhellt an diesen Beispielen leicht, wie hiemit zugleich auch eine höhere Klarheit des Denkens erworben wurde. So lange die Bewegungen der Planeten noch als ein unordentliches Umherschweifen, oder als durch die Epicyklen vermittelt gedacht wurden, deren Zahl sich zuletzt auf nicht weniger als fünf und funfzig belief, und ebenso, so lange man wähnte, daß einige Körper zur Erde, andere zum Himmel hin gezogen würden, und noch nicht dazu gekommen war, das Verbrennen des Holzes als denselben Erfolg anzusehn mit der Verkalkung der Metalle und so vielen anderen Erfolgen, welche allerdings für die unmittelbare Erscheinung einen sehr weit abstehenden Charakter haben, so lange lagen die ihrem Grundgeschehn nach gleichen Thatsachen als verschiedenartige neben einander, und konnten sie also nicht im Verhältniß der Gleichartigkeit verschmelzen, und für einander gegenseitig eine höhere Klarheit des Vorstellens bedingen. Mit der Entdeckung des gemeinsamen Grundgeschehns aber wurde zugleich auch diese vielfachere gleichartige Verschmelzung und also diese Klarheit erworben. Und eben so mit der Frucht-

barkeit. Diese wird dadurch begründet, daß bei'm Abstraktionsprocesse die besonderen Vorstellungen, obgleich ihnen die Erregtheit oder das Bewußtsein entzogen wird, doch für das innere Seelensein an den allgemeinen Vorstellungen, oder an den Begriffen, hangen bleiben: so daß also bei späterer vollerer Erregtheit auch von dem Allgemeinen aus das Besondere wieder zum Bewußtsein gebracht werden kann. So lange die Aufdeckung des gleichen Grundgeschehns, und, in Folge hievon, die bezeichneten Verschmelzungen noch nicht Statt gefunden hatten, waren die betreffenden Thatsachen gegen einander isolirt: so daß sie nicht die eine für die andere fruchtbar gemacht werden konnten. Mit der Verschmelzung der auf ein gemeinsames Grundgeschehn zurückgeführten Erfolge wurden zugleich auch diese Schranken niedergeworfen, und durch dieses, als Mittelpunkt, das in den verschiedensten Richtungen nach der Peripherie hin Liegende in eine Verbindung gesetzt, aus welcher sich dann, in gegenseitigem Hinüberwirken, mancherlei fruchtbare Beziehungen ergeben mußten.

I. Das Verhältniß der psychologischen Grundgesetze zur Geschichte der Individuen.

Man wende nun die im Vorigen gegebenen Auseinandersetzungen auf die Psychologie an. Wie steht es mit deren naturwissenschaftlicher Feststellung?

Daß die bisher geltende Psychologie noch nicht zu einer solchen gelangt war, leuchtet auf den ersten Anblick ein. Wir sehn, ganz parallel den aus der früheren Physik und Chemie angeführten Irrungen, die in der ausgebildeten Seele vorliegenden Formen substantiirt, und in dieser Substantiirung den wahrgenommenen Entwickelungen als Ursachen untergelegt. Weil der ausgebildete Mensch versteht, will, sollte er einen angeborenen Verstand, einen angeborenen Willen

haben, und alles Verstehn, alles Wollen durch diese gewirkt werden. Vermöge dieser Annahme war der wahre natürliche Zusammenhang in allen Richtungen und Beziehungen aufgehoben, und an die Stelle davon ein bloß gedachter, falscher gesetzt.

Der natürliche Zusammenhang war aufgehoben in der Richtung nach rückwärts hin. Da man die Formen der ausgebildeten Seele als ursprüngliche gesetzt hatte, so war in Hinsicht ihrer nichts weiter zu erklären; und die wissenschaftliche Erklärung also brach da ab, wo sie erst recht hätte anfangen sollen. Ueberdies waren die Beziehungen abgeschnitten zwischen den mehr elementarischen und den späteren abgeleiteten Formen. Die Gebilde, welche ein Verstehen enthalten, erwachsen großentheils aus Einbildungs- oder anderen reproducirten Vorstellungen. Aber die ersteren sollten Produkte des Verstandes, die letzteren Produkte der Einbildungskraft, des Erinnerungsvermögens &c. sein; und so wurde denn der Zusammenhang zwischen beiderlei Akten gar nicht, oder doch nicht in seiner vollen Bedeutung aufgefaßt. Das Wollen ist stets ein Begehren, welches nur eigenthümliche Hinzubildungen erhalten hat (vgl. Band I, S. 230 ff.). Aber wenn man dieses aus dem Begehrungsvermögen, jenes aus dem Willen ableitete, so konnte nicht das Wollen aus dem Begehren erklärt und begriffen werden*).

Der natürliche Zusammenhang war zweitens eben so aufgehoben in der Seitenrichtung. Hatte man die Vorstellungen

*) Es versteht sich von selbst, daß man bei specielleren Erläuterungen vielfach inkonsequent wurde, und doch Ableitungen oder Erklärungen in den angegebenen Richtungen zu geben versuchte: denn der bezeichnete Zusammenhang liegt für die unmittelbare Erfahrung gar zu augenscheinlich vor. Aber die Ableitungen geschahen dann eben ohne die erfoderliche Genauigkeit und ohne daß ihnen ihr volles Gewicht gegeben wurde. Sie blieben mehr oder weniger unwissenschaftlich, weil die Grundlagen der herrschenden Wissenschaft im Gegensatz mit ihnen festgestellt waren.

auf ein besonderes angeborenes Vorstellungsvermögen, die Gefühle auf ein angeborenes Gefühlvermögen, die Begehrungen auf ein angeborenes Begehrungsvermögen zurückgeführt: so war nun für die Akte, welche diesen verschiedenen Klassen angehören, ein steifes Nebeneinander festgestellt. Sie, oder vielmehr, wie man es faßte, die betreffenden Vermögen, konnten wohl auf und gegen einander wirken: wie denn nicht selten die von der alten Psychologie gegebenen Darstellungen, mit den einander unterstützenden, widerstrebenden, einschränkenden rc. Bethätigungen der gewissermaßen zu Personen gewordenen Vermögen, den Charakter eines plaisirlichen Romanes annehmen. Aber es gab für die verschiedenen Formen kein unmittelbares Ineinandersein an denselben Akten und Kräften, kein Ineinanderfließen, kein Sich-in-einanderverwandeln rc., wie wir dies doch in unzähligen Erfahrungen wahrnehmen. Es mußte eben bei dem steifen Außer- und Nebeneinander sein Verbleiben haben.

Und drittens war der natürliche Zusammenhang aufgehoben in der Richtung nach vorwärts oder in die Zukunft hin. In diesem Maße schief und im Widerspruche mit dem wahren Naturzusammenhange ausgebildete Grundlagen konnten sich auch nicht probehaltig erweisen: weder was die Voraussicht der Zukunft, noch was die praktische Anwendung für dieselbe betrifft. Wo man daher unter dem Regiment der alten Psychologie praktisch-fruchtbare Anwendungen machte, da geschah es nicht durch die Psychologie, sondern ungeachtet der Psychologie*). Die Psychologie blieb, wie Baco zu seiner

*) Dies gilt namentlich von der Pädagogik. Daher auch die Bestrebungen auf dem Gebiete dieser Wissenschaft und Kunst, schon von Amos Comenius her, und dann später die von Rousseau, Pestalozzi und Anderen ausgegangenen, als Vorläufer für die naturwissenschaftliche Psychologie angesehn werden können. Vgl. das in meiner „Erziehungs- und Unterrichtslehre" (zweite Auflage), Band I, S. 58 ff. und 75 f. hierüber Bemerkte.

Zeit in Betreff der Wissenschaften von der äußeren Natur zu klagen hatte, eine unfruchtbare Jungfrau.

Endlich leuchtet, alles dies zusammengenommen, ein, daß selbst die logische Klarheit bei diesen Grundvoraussetzungen nur in sehr unvollkommenem Maße erworben werden konnte. Die logische Klarheit bildet sich aus durch Verschmelzungen von vielen gleichen Vorstellungen. Die Vermögen der alten Psychologie aber waren substantiirte Vorstellungsverschiedenheiten. Diese nun, wie sich gegenwärtig ergeben hat, entstehn erst im Verfolge der Seelenentwickelung. Gehn wir zu den Faktoren zurück, und in größerer Tiefe: so zeigt sich das Verschiedenartige dem größten Theile nach in Gleichem begründet. Indem man nun also bei der alten Methode nicht zu dieser tiefer begründeten Gleichheit hingelangte, so wurde zugleich der Erwerb derjenigen logischen Klarheit abgeschnitten, welche aus dieser weitergreifenden Verschmelzung des Gleichartigen erwachsen sein würde.

Wie nun mit der Psychologie als Naturwissenschaft? — Um die Vergleichung mit dem zuletzt in Betracht Gezogenen anzufangen: dieselbe ist nicht stehn geblieben bei den in der ausgebildeten Seele vorliegenden Verschiedenheiten, sondern hat dieselben, in rückgängiger Konstruktion, zerlegt bis zu ihren tiefsten Grundfibern, ähnlich wie die Anatomie die thierischen Körper, nur ohne allen Vergleich vollkommener, weil wir es bei dieser nur mit Erscheinungen für unsere Sinne, bei dem psychischen Leben mit den Dingen und ihren Processen, wie sie in sich selber sind, zu thun haben. Vermöge dieser rückgängigen Konstruktionen nun hat sie eine durchgreifende Gleichheit gefunden, wo man bisher Verschiedenheit hatte. Die Vorstellungen, die Gefühle, die Begehrungen haben sich aus den gleichen Urvermögen hervorgehend gezeigt. Diese letzteren bilden sich zu den einen oder zu den anderen aus nach Maßgabe der verschiedenen Grade

von Affektionen und Ausfüllungen, welche für sie eintreten, und dann weiter der verschiedenen Grade des Verlustes dieser Ausfüllungen und ihres Wiederersetztwerdens (vgl. Bd. II, S. 39 ff. u. 232 ff.): so daß also nicht nur in den frühesten Grundlagen, sondern selbst in Demjenigen, was die Verschiedenheiten ihrer Ausbildung bedingt, wieder eine durchgreifende Gleichheit vorliegt. Nicht nur dies aber, sondern alle diese Processe und Bildungsformen setzen sich ins Unendliche fort. Wo die Reproduktionen des innerlich Forteristirenden durch Uebertragungen von Reizen eintreten, haben wir neue Affektionen und Ausfüllungen, welche ganz in denselben Gradverhältnissen, wie die ursprünglichen, erfolgen, und für die dadurch zur Bethätigung gebrachten Kräfte Aufbildungen in den gleichen Bildungsformen bedingen (s. Bd. I, S. 412 ff. und Band II, S. 247 ff. und 477 ff.). Also die inneren Fortbildungen, bis zu den spätesten, zeigen die gleichen Bildungsverhältnisse, wie wir sie bei den ersten sinnlichen Ausbildungen haben. Eben so aber auch in Betreff der Zusammenbildungen zwischen den Akten, und in Folge hievon zwischen den Kräften. Freundschaft und Liebe treten auseinander, wie Verschmelzung im Verhältniß der Gleichartigkeit und Ausfüllung des Aufstrebens oder Bedürfnisses. Wir haben in ihnen also keine andere Bildungsform, als die wir schon im zweiten Lebensaugenblicke zwischen der neu gebildeten sinnlichen Empfindung und der von einer früheren Ausbildung derselben Empfindung innerlich forteristirenden Spur haben. Die letztere wird von der ersteren im Verhältniß der Gleichartigkeit angezogen, und strebt dieser als Trieb entgegen*).

*) Man vergleiche die ausführlichen Erörterungen, welche ich hierüber in meiner „Pragmatischen Psychologie", Band II, S. 118 ff. gegeben habe. — Aus dem Angeführten ist es auch abzuleiten, daß mit der Freundschaft stets zugleich in einem gewissen Grade Liebe verbunden ist, aber nicht umgekehrt mit der Liebe Freundschaft,

So nun mit unzähligem Anderem. Selbstbeschränktheit und Wohlwollen beruhn nur auf verschiedenen Gruppenverbindungen (vgl. Band II, S. 284 ff.); also auf einer Form der Zusammenbildung, welche sich ebenso schon bei den ersten Schritten findet, die das Kind in seiner psychischen Ausbildung macht, nämlich zwischen den verschiedenen sinnlichen Empfindungen, welche durch die verschiedenen Eigenschaften desselben Gegenstandes zugleich erregt werden. Eben so enthält das Wollen eine Reihenverbindung, also dieselbe Form der Zusammenbildung, die sich beim Hintereinander elementarischer sinnlicher Empfindungen ebenfalls schon in der ersten Lebensstunde ausbildet: eine Erkenntniß, durch deren weitere Verfolgung und vollere Ausbeutung alle die sogenannten Unerklärlichkeiten, über die man in Betreff der Macht und der Freiheit des menschlichen Willens so vielfach geklagt hat, gehoben und zu einer vollständig klaren und durchgängig bestimmten Erkenntniß der vorliegenden Erfolge hinübergeführt werden (vgl. Band I, S. 225 ff. und Band II, S. 397 ff.).

Vermöge alles dessen also wächs't der Psychologie als Naturwissenschaft, auf der Grundlage einer ohne allen Vergleich weiter reichenden gleichartigen Verschmelzung, ein bei weitem höherer Grad von Klarheit für alle ihre Vorstellungen, Begriffe, Sätze zu. Zugleich aber wird der natürliche Zusammenhang, dessen Auffassung (wie wir gesehn) der früheren Psychologie durch die Natur ihrer Grundhypothesen entschieden unmöglich gemacht worden war, in seinem vollen Umfange aufgedeckt. Die hindernden Schranken sind gefallen, und so haben wir denn eine freie Aus- und Durchsicht nach allen Seiten hin gewonnen. Man veranschauliche sich dies noch näher in den drei angegebenen Beziehungen.

---

sondern nur, um es so auszudrucken, eine Art von Prädestination für die Freundschaft; siehe mein „Lehrbuch der pragmatischen Psychologie", S. 123 f.

Von dem Zusammenhange der späteren psychischen Gebilde, bis zu den umfassendsten und höchsten hinauf, mit den früheren, mehr beschränkten und elementarischen, ist schon im Vorigen die Rede gewesen, und wir haben denselben durch mehrere specielle Beispiele erläutert. Aber wie im Einzelnen, so auch im Ganzen und Großen. Der Mensch ist, im Unterschiede von den Thieren, ein geistiges Wesen. Diese Geistigkeit leitete die frühere Psychologie von besonderen angeborenen Vermögen (dem Verstande, der Vernunft ꝛc.) ab, und stellte diesen die sinnlichen gegenüber. Wie nun die gegenwärtige? — Sie hat gefunden, daß sich der geistige Grundcharakter auch schon in den sinnlichen Entwickelungen und Vermögen findet, ja daß der geistige Charakter aller späteren Gebilde, bis zu den höchsten hin, aus diesem ursprünglichen stammt. Der Mensch hat keineswegs (wie man gewähnt hat) die Sinne mit den Thieren gemein, sondern auch die in gegenständlicher Beziehung, oder von Seiten der specifischen Reizempfänglichkeit, gleichen Sinne sind bei'm Menschen geistige, oder mit der Grundkraft des Geistigen ausgestattet, während sie bei den Thieren ungeistige sind. So zeigt sich denn auch im Ganzen und Großen, in der Richtung zum Vorangegangenen hin, die menschliche Seele als durchaus eins in ihrem Grundcharakter, und nicht (wie man angenommen hatte) musivisch zusammengesetzt aus disparaten Bestandtheilen*).

Eben so nun in der Seitenrichtung oder zwischen Dem, was neben einander liegt in der Seelenentwickelung. Wir haben schon erwähnt (S. 133 f.), daß Vorstellungen, Gefühle, Begehrungen aus denselben Urvermögen stammen, und nur in Gradverschiedenheiten auseinandertreten. Wir haben also zwischen ihnen nichts weniger als scharf bestimmte Scheidungen, sondern von vorn herein ein Zusammenfließen, ein Inein-

*) Vgl. meine „Pragmatische Psychologie", Band I, S. 20 ff.

ander. In dem höher Gesteigerten muß ja das Bildungsverhältniß des in Betreff der Ausfüllung und Affektion tiefer Stehenden noch aufbehalten sein, in diesem Letzteren das Grundverhältniß des Ersteren sich schon vorbereitet oder vorgebildet vorfinden. Vermöge dessen enthält jede Lust-, jede Ueberdrußempfindung zugleich ein Vorstellen (wir empfinden etwas mit Lust rc., welches wir insofern, und in demselben Akte zugleich auch vorstellen); und jedes Vorstellen hat zugleich auch einen affektiven oder Empfindungscharakter: trägt eine Steigerung oder Förderung unseres Seins, oder einen Werth in sich. Eben so haben wir in jedem Begehren zugleich ein Vorstellen und Empfinden*). In Folge dessen können sie dann ferner in jedem Grade mit einander verschmelzen: denn so nah Verwandtes muß ja auch zur innigsten Verbindung geeignet sein. Und was noch mehr ist: indem dieses oder jenes von den Elementen, aus welchen ein Gebilde besteht, vermindert oder hinweggenommen, oder, auf der anderen Seite, etwas hinzugethan wird, kann unmittelbar die eine Bildungsform in die andere, und also ein (überwiegendes) Empfinden in ein (überwiegendes) Vorstellen, oder umgekehrt dieses letztere in ein Empfinden, oder beide in Strebungen, oder diese in Empfindungen und Vorstellungen umgewandelt werden. So haben wir denn bei der Psychologie in ihrer naturwissenschaftlichen Behandlung durch und durch Leben, eben so wie unsere Seele, welche sie treu wiedergiebt, durch und durch Leben ist.

Man bringe sich dies noch näher durch ein Einzelnes, nehme etwa das im vorigen Hefte ausführlicher Behandelte: das Gemüth. Das Gemüth (wie wir uns überzeugt haben) hat seine Grundwurzeln in affektiven Akten oder in Empfindungen, und zwar so, daß sich in ihm der affektive Charakter möglichst rein, oder in seiner Flüssigkeit und Beweglichkeit

*) Vgl. mein „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft" (zweite Auflage), S. 52 ff. und 104—8.

erhalten zeigt (S. 52). Es ist also weder Vorstellen noch Begehren, aber gleichwohl empfindet es etwas, ist also doch Vorstellen (nur mehr zurücktretend), und bethätigt sich nicht selten in einem Grade und so unablässig praktisch, wie es kaum durch etwas Anderes geschehn möchte, so daß also auch wohl Begehrungen, und in großer Ausdehnung, darin müssen Eingang finden können (S. 47 ff. und 54 ff.). So nun in mancherlei anderen Beziehungen. „Das Gemüth streitet nicht" (S. 76), und doch war „mir die Polemik gegen die unverständigen Gemüthsanpreiser vorzugsweise durch das Gemüth diktirt worden" (S. 84). Obgleich also das Gemüth seiner Grundnatur nach Empfindung, und gewissermaßen abgeschlossene Empfindung ist, so können doch durch das Hinzutreten anderer Gebilde, welche damit in Gegensatz stehn (mögen sie nun für sich selber doktrinelle, oder ebenfalls affektive, oder praktische Formen an sich tragen), die Empfindungen in Widerstrebungen umgewandelt werden, welche dann im Grundcharakter dieser Empfindungen (oder so, daß diese letzteren ihnen gleichsam ihre Aeußerungen diktiren) fort- und entgegenwirken*). Die Seele ist eben nicht ein todter Schematismus, wo, was in dem einen Fache stände, eben deshalb nicht in dem anderen stehn könnte, sondern bis zu ihren tiefsten Grundfaktoren und nach allen Richtungen hin lebendig und beweglich.

*) Auch hier macht sich die Schwierigkeit geltend, daß die Philosophie „die Sprache der Unphilosophie reden" muß, d. h. die naturwissenschaftliche Psychologie großentheils keine andere Sprache zum Ausdruck ihrer Gedanken hat, als welche durch die frühere Psychologie einmal für den allgemeinen Gebrauch eingebürgert ist. Dem Ausdrucke „das Gemüth" liegt eine Umgränzung zum Grunde, wie sie in der Wirklichkeit nicht existirt; und so müssen denn im Verfolge solcher Erörterungen scheinbare Widersprüche entstehn, die nur gehoben werden können, wenn man die unvollkommene Sprachbezeichnung in die Sache übersetzt: sich die Faktoren und die Bildungsprocesse, um die es sich handelt, zu frischer Anschauung bringt.

Endlich, wie uns vermöge dieser naturgetreuen Auffassungen die Entwickelungen unsrer Seele von den höchsten bis zu den tiefsten und in allen Seitenbeziehungen lebendig durchsichtig werden: so werden sie uns auch in der Richtung nach der Zukunft hin und praktisch durchsichtig. Wir werden in den Stand gesetzt, zu beurtheilen, versteht sich in derjenigen Weite, welche durch die hinzukommenden äußeren Faktoren bedingt wird, was auf der Grundlage des gegenwärtig Vorliegenden später zur Ausbildung kommen wird; und wir werden in den Stand gesetzt, fördernd, vervollkommnend, verhütend, beschränkend in die Entwickelungen einzugreifen. Hievon hat die gegenwärtige Zeitschrift so mannigfache Proben gegeben, daß sie sich dabei dreist auf ihr eigenes Zeugniß berufen kann.

II. Das Verhältniß der psychologischen Grundgesetze zur Geschichte der Völker.

Wir müssen nun das im vorigen Abschnitte Auseinandergesetzte noch einen Schritt weiter verfolgen. Nicht nur die Entwickelung des einzelnen Menschen wird uns durch die naturwissenschaftliche Psychologie in den bezeichneten drei Richtungen durchsichtig gemacht, sondern eben so auch die Entwickelung der Völker und des menschlichen Geschlechtes im Ganzen. Wir haben ja hier dieselben Grundfaktoren, und vermöge dieser dieselben Prädeterminationen zu der höheren und höchsten Ausbildung in allen Formen des geistigen Lebens. Und auf der anderen Seite treten eben so für diese Ausbildung im Allgemeinen dieselben Begünstigungen und dieselben Hemmungen und Ableitungen in Betreff der Verwirklichung dieser Prädetermination ein. Die Verschiedenheit ist nur, daß sie unter ausgedehnteren und verwickelteren Verhältnissen erfolgt: daß Tausende und viele Tau-

sende von Individuen zusammenwirken, die sich einander fördern und stören, und daß die Fortentwickelung nicht ein Menschenalter, sondern Jahrhunderte und Jahrtausende dauert, wobei jede frühere Generation der folgenden ihren Erwerb als Erbtheil hinterläßt. Auch in allem diesem aber erweisen sich dieselben Entwickelungsgesetze wirksam; und so haben wir denn durch die naturwissenschaftliche Psychologie zugleich auch den Schlüssel gewonnen für die Geschichte der Menschheit, wie weit diese von Naturgesetzen abhängig ist*).

Man nehme zur genaueren Veranschaulichung sogleich ein Paar einzelne Beispiele. Man hat darüber geklagt, daß die Völker, oder daß diese oder jene Stände, nichts lernten durch politische Erfahrungen. Aber wir haben, Dem gegenüber, eben so viele Beispiele, daß sie doch lernen, und bedeutend lernen. Also wann geschieht das Eine, und wann das Andere? — Wir antworten: im Allgemeinen nach denselben Verhältnissen, wie es Kinder giebt, die nichts lernen, und dagegen andere, die wohl etwas lernen und viel lernen. Sie lernen nichts unter zerstreuten, unruhigen Umgebungen, die ihnen dann, vermöge der inneren Forteristenz der Auffassungen, allmählich auch innerlich oder zu Eigenschaften werden können. Das Lernen geschieht durch Anziehungen und Verschmelzungen im Verhältniß der Gleichartigkeit; und die Grundbedingungen sind, daß die Vorstellungen zahlreich genug erworben werden, daß sie beweglich und lebendig genug sind, um der Anziehung Folge zu leisten, und daß für diese und für die Verschmelzungen und Vergleichungen die erfoderliche Ruhe und Ungestörtheit vorhanden ist. Also die Kinder und die Stände und Völker lernen nichts, so lange ihre Erfahrungen noch vereinzelt oder sonst ärmlich sind; sie lernen nichts, wenn sie trägen Geistes sind; sie lernen nichts,

*) Wir werden die hier hinzugefügte Beschränkung im dritten Aufsatze dieses Heftes (unter No. IV) bestimmter anzugeben Gelegenheit haben.

wenn sie nach anderen Seiten hin gespannt sind, oder vielleicht gar ihre Interessen direkt der betreffenden Einsicht entgegenstreben. So könnten wir für die Politik und für die Philosophie der Geschichte geradezu das betreffende Kapitel der Logik abschreiben*); und dieses enthält wieder der Hauptsache nach Dasselbe, was sich für die Ausbildung der sinnlichen Aufmerksamkeit ergiebt, also, wenn wir noch weiter zurückgehn, was dem Allgemeinsten nach schon in den ersten Lebensaugenblicken zur Anwendung kommt, wenn es sich darum handelt, daß zu der neu gebildeten sinnlichen Empfindung die innerlich oder als Kräfte forterististirenden gleichartigen Empfindungen verstärkend hinzufließen sollen. Die einzige Verschiedenheit, in welcher alle diese Erfolge auseinandertreten, besteht darin, daß die dabei wirksamen Processe in anderen Dimensionen erfolgen. Bei den Völkern ist das Lernen schwieriger, weil das Zulernende sich über Erfolge ausdehnt, welche aus einer größeren Anzahl von Gliedern bestehn, und die weiter von einander abliegen. Und ähnlich mit den Störungen. Die Vorurtheile, die Partheiansichten und Partheibestrebungen, die sonstigen verkehrten Neigungen sind weiter verbreitet, so daß immer wieder von neuem einer den anderen stört, und vermöge dessen die erfoderliche Sammlung und Unbefangenheit schwerer zu gewinnen ist, als wo der Einzelne mit noch so starken Vorurtheilen für sich allein der Sache gegenübersteht.

Wir fügen noch ein anderes Beispiel hinzu, welches in Betreff des Verhältnisses zwischen den Individuen und den Völkern gewissermaßen das Gegentheil darbietet: das Umspringen von dem Einen zum Anderen, oft zum geradezu Entgegengesetzten, in der Wissenschaft, in der Kunst (vgl. Bd. II, S. 196), in den politischen Ansichten und Bestrebungen. Wo-

---

*) Siehe mein „System der Logik als Kunstlehre des Denkens", Th. I, S. 50 ff. und 111 ff.

her dies? — Jeder kann es unmittelbar an sich selber beobachten. Die mehrfach mit Gelingen zur Bethätigung gebrachten Kräfte verlieren ihre Spannungen; und auf der anderen Seite, die längere Zeit von der Bethätigung zurückgehaltenen gewinnen an Spannung, indem, was sie irgend von Ausfüllungen beweglich enthalten, auf Anderes überfließt und verbraucht wird. So wird denn zuletzt die Spannung so groß, und auf der anderen Seite der Widerstand, der ihnen von den Kräften, welche bisher die Erregtheit eingenommen haben, entgegengesetzt wird, so gering, daß jene den Sieg davon tragen*). Wie sich dies nun bei der Entwickelung des einzelnen Menschen wirksam erweis't, namentlich darin, daß, wer in irgend einer Richtung stätig fortschreiten will, auch immer wieder von neuem für Probleme oder sonstige Aufgaben Sorge tragen muß: so auch im Ganzen und Großen. Ist auf gewissen Grundlagen Alles geleistet worden (wissenschaftlich, künstlerisch rc.), was geleistet werden kann, und hat sich ein Volk längere Zeit hindurch in einer gewissen Richtung bethätigt: so muß die Entwickelung zu einem Anderen überspringen. Da für Jenes die Spannungen ausgefüllt sind, so werden die freien Urvermögen nicht mehr in dieser Richtung angezogen (vgl. Band I, S. 174 ff.), sondern nach den anderen Seiten hin, wo unterdeß höhere Spannungen entstanden sind. Diese Umsetzungen aber treten nun (im Unterschiede von den früher in Betracht gezogenen Erfolgen) bei größeren Massen schneller und sicherer ein. Bei dem Einzelnen, besonders wenn er sich mehr isolirt bethä-

*) In der größten Ausdehnung kommt dies zur Anwendung bei demjenigen Wechsel, welcher gewissermaßen das ganze menschliche Leben in zwei (wenn auch nicht gleiche) Hälften theilt: bei dem Wechsel zwischen dem Wachen und dem Schlafe. Auch bei diesem sehn wir zwei Erregungsmassen in den angegebenen Entwickelungsververhältnissen einander gegenüberstehn, und bald die eine bald die andere den Sieg davon tragen. Siehe hierüber mein „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft“ (zweite Auflage), S. 286 ff.

tigt, erfolgen die Befriedigungen, welche sich der Bethätigung anschließen, weniger voll und langsamer; die Kräfte also behalten im Allgemeinen ihre Spannung länger, und überdies kommen leichter Erweiterungen hinzu, welche neue Spannungen mit sich führen. Bei einer größeren Anzahl dagegen, welche sich in derselben Richtung bethätigen, werden die Ausfüllungen der Spannungen zu größerer Fülle gesteigert und beschleunigt durch die vielfach wiederholten Hinüberstrahlungen (Reflexe) der Befriedigungen, welche ins Unendliche gegenseitig von den Einen auf die Anderen hin ausgeübt werden; und der Eine hält den Anderen dabei fest: so daß also leichter Ueberdruß und jenes Raumgeben für andere Erregungen zur Ausbildung kommen.

An diesen beiden Nachweisungen, wie die Geschichte der Völker und des Menschengeschlechtes im Ganzen nicht weniger, als die der Individuen, durch die naturwissenschaftliche Psychologie durchsichtig gemacht wird, lassen wir es für jetzt genug sein. Die folgenden Aufsätze des gegenwärtigen Heftes werden dies an einigen der interessantesten und wichtigsten Produkte des menschlichen Geistes noch mehr im Einzelnen erläutern, und auch für die praktische Anwendung fruchtbar machen.

II.

Zur ästhetischen Kunstlehre.

Die Stellung des Aesthetischen in der Bildung des menschlichen Geschlechtes.

Von jeher hat man Theoretisches und Praktisches im Menschen auseinandergehalten. Etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhundertes hat man angefangen, diesen beiden ein Drittes an die Seite zu stellen: die Gefühle oder die affektiven Entwickelungen der Seele. Diese waren bisher, noch in der Wolfischen Schule, als ein dunkles Vorstellen oder Erkennen gefaßt worden; allmählich aber wurde man inne, wie ihre Natur und Bildung in mannigfachen Beziehungen so viel Eigenthümliches darbiete, daß man sie als eine besondere Gattung von psychischen Entwickelungen fassen und in Betracht ziehn müsse. Wie nun, welcher von diesen drei Gattungen gehört das Aesthetische an?

Man nehme zur näheren Veranschaulichung eine Anekdote aus Ariost's Jugend. Sein Vater, welcher fünf Söhne und fünf Töchter hatte, bestimmte ihn für das bürgerliche und kanonische Recht: der gewöhnliche Hülfsquell damals für Männer von Talent und Familie, aber unzureichendem Vermögen. Lodovico aber, der schon als Elementarschüler ein kleines Drama

aus der Geschichte von Pyramus und Thisbe verfertigt hatte, welches er durch seine Brüder und Schwestern aufführen ließ, nährte eine so überwiegende Neigung zu dichterischen Beschäftigungen, daß sie ihn immer wieder zu sich hin- und von den ernsteren Studien abzog. Er hegte gegen seinen Vater die innigste Hochachtung und Zuneigung, aber in diesem Einen Punkte bemühte er sich vergebens sie zu bethätigen; und es erschien ihm auch vielleicht nicht als eine so heilige Pflicht, seine Empfindungen und den Frieden seines Lebens der Hoffnung, sein Glück in der Welt zu machen, zum Opfer zu bringen. Einst nun warf ihm sein Vater mit besonderer Strenge die Vernachlässigung seiner Berufswissenschaft und seine Neigung zum Müßiggange vor. Lodovico schien ihm aufmerksam zuzuhören, und machte keinen Versuch sich zu vertheidigen, bis sein Vater aus dem Zimmer gegangen war, und sein Bruder Gabriel, welcher während der Scheltpredigt zugegen gewesen war, den Angriff erneuerte. Nun aber gab er diesem eine so klare Auseinandersetzung über den vorliegenden Streitpunkt, und so überzeugend, daß derselbe erstaunt fragte, warum er denn seinem Vater nicht in derselben Weise geantwortet habe. Weil (erwiederte Lodovico) während er sich ereiferte, mein Geist ganz darauf gespannt war, seine Worte und Gebehrden zu beobachten: denn in einer Scene des Stückes, mit dessen Abfassung ich jetzt beschäftigt bin, führe ich einen jungen Mann und dessen Vater eben so mit einander streitend ein*).

Welcher von jenen drei Gattungen nun gehört die Geistesthätigkeit an, die ihn so ganz für sich in Beschlag genommen hatte? — Wir haben weder ein Erkennen, noch ein Fühlen, noch ein Praktisches; und doch wieder alles Dreies zusammen. Er beobachtet ja den Vater; die Seelenentwickelungen

*) Henry Stebbing, Lives of the Italian Poets (2d. edit. Lond. 1832) Vol. II, p. 34 s.

und Aeußerungen desselben interessiren ihn von Seiten ihres affektiven oder Empfindungscharakters; und sie interessiren ihn zum Behufe einer Darstellung oder eines Thuns. Also das Aesthetische nimmt einen eigenthümlichen mittleren Raum ein zwischen diesen drei Grundgattungen: so daß es mit ihnen zum Theil zusammenfällt, zum Theil nur verwandt ist oder angränzt, und in anderen Beziehungen wieder mehr oder weniger mit ihnen auseinander, ja in Gegensatz tritt. Dies nun giebt ihm ein eigenthümliches Interesse, sowohl was die Bildung der Individuen, als was die Bildung des menschlichen Geschlechtes im Großen betrifft. Die Psychologie als Naturwissenschaft kann auch diese Entwickelungen genetisch-durchsichtig machen. Ob das Eine oder das Andere sich ausbilde, ist davon abhängig, ob und in welchem Zusammen die betreffenden Faktoren gegeben sind.

Im Allgemeinen ist uns die Natur des Aesthetischen schon aus früheren Auseinandersetzungen bekannt (vgl. Band I, S. 193 ff. und Band II, S. 185 ff.). Dasselbe wird zunächst durch affektive oder im Charakter der (Lust- rc.) Empfindung gebildete Auffassungen der Natur bedingt. Diese aber, welche demgemäß an den Bildungsformen des Empfindens und des Vorstellens zugleich Theil nehmen, wirken im Charakter der affektiven Gleichgestimmtheit fort zur Unterlegung eines Inneren, in welchem wir die Natur in ihrem eigenen affektiven Sein (ihrem affektiven An-sich), wenn auch meistentheils nur gleichnißartig, auffassen. Hieran können sich dann, im weiteren Verfolge, noch zwei andere Bildungsprocesse anschließen: weitere Anziehungen und Verschmelzungen im Verhältniß der Gleichartigkeit, und ein Emporarbeiten und eine Koncentration der höher gesteigerten affektiven Akte vermöge der ihnen inwohnenden Schwungkräfte. Vermöge des Ersteren entstehn ästhetische Stimmungen, vermöge des Zweiten entwickelt sich ein ästhetisches Schaffen. Zuletzt können

dann noch äußere Darstellungen des ästhetisch Geschaffenen (durch die Sprache, durch Töne, auf der Leinewand ꝛc.) gegeben werden: Darstellungen, welche, wenn wir alle Nebeninteressen in Abzug bringen, die in äußerer Bedingtheit gelegentlich hinzukommen, aus dem Triebe hervorgehn, für die innerlich mehr oder weniger unsicher und schwankend ausgebildeten Produktionen eine vollere und dauerndere Firirung zu gewinnen.

Es liegt uns nun die Aufgabe vor, das hier den allgemeinen Umrissen nach Angegebene in Betreff der Bildung des menschlichen Geschlechtes genauer zu den gewöhnlich angenommenen Grundgattungen der Seelenentwickelungen in Beziehung zu stellen.

I. Das Verhältniß zum Praktischen.

Die Kunst schafft Werke, wir haben also ein Thun; und so kann denn aus dem zunächst äußerlich Vorliegenden der Schein entstehn, als sei das Aesthetische seinem Grundcharakter nach am meisten mit dem Praktischen verwandt, ja als falle es theilweis mit diesem zusammen. Aber eine genauere und tiefer eingehende Untersuchung ergiebt entschieden das Gegentheil; zeigt uns, daß es beinah in jeder Hinsicht gerade vom Praktischen am weitesten abliegt, und selbst mit ihm im Antagonismus steht.

Allerdings haben beide ihre tiefsten Wurzeln in den affektiven Entwickelungen unserer Seele, oder in den Lust- oder Unlustempfindungen. Aber den ästhetischen Produktionen, oder der Kunst, liegt das Affektive zum Grunde in der Reproduktionsform des affektiven Vorstellens, dem Handeln in den Reproduktionsformen des Begehrens und Widerstrebens. Bei den letzteren sind die durch die Affektionen em-

pfangenen Ausfüllungen wieder verloren gegangen, und der reproducirte Akt strebt ihrem Wiedererwerbe zu; bei den ersteren sind dieselben überwiegend festgehalten, und somit findet sich im reproducirten Akte kein solches Zustreben.

Wir können uns diese Verschiedenheit in ein noch helleres Licht setzen durch mehrere Instanzen, welche gewissermaßen als Experimente dafür dienen können.

Man nehme ein Kunstwerk, von welcher Art man will. Dasselbe muß doch, wenn es recht wirkt, zu eben demjenigen Seelenzustande führen, aus welchem es in der Seele des Künstlers hervorgegangen ist. Aber wenn es recht wirkt, so wirkt es nicht ein Thun, oder auch nur eine Begierde, sondern, es mag einen Gegenstand haben, welchen es will, einen noch so begehrungswerthen, oder Dem gegenüber, einen noch so verächtlichen, hassenswerthen, verabscheuungswürdigen, es wirkt ein Beruhn oder ein Versenken in die Auffassung.

Man trete nun auf die andere Seite: auf die des schaffenden Künstlers. Findet sich bei ihm ein Thun in den Richtungen und Charakteren, welche er in seinen Kunstwerken zur Darstellung gebracht hat? — Nichts weniger als dies in den meisten Fällen. Die Dichtungen von Wieland, von Thümmel, von Thomas Moore, wie voll sind sie von wollüstigen Bildern; und dessenungeachtet zeigt uns ihr Leben keine Spur von einem entsprechenden Thun, waren sie zärtliche und treue Gatten und Hausväter, und ganz frei von Neigungen und Extravagenzen in Demjenigen, was sie in Bildern vorführen. Und eben so sehn wir die Bilder des Sittlich-Guten und Liebenswürdigen, welche uns in Gedichten entgegenkommen, nicht gerade immer im Wollen und Handeln des Dichters verwirklicht (vgl. das Band II, S. 214 f. Angeführte). Beiderlei Reproduktionsformen der Empfindungen liegen so weit auseinander, daß sie selbst geradezu im Gegensatze mit einander stehn: wie denn namentlich auch Göthe, in Bezug auf seinen

Werther, mehrfach die „ungeheure Differenz" hervorgehoben hat, die sich zwischen ihm und seinen jüngeren Freunden herausgestellt habe: indem er sich „durch diese Composition, mehr als durch jede andere, aus einem stürmischen Elemente gerettet, auf dem er durch eigene oder fremde Schuld, durch zufällige und gewählte Lebensweise, durch Vorsatz und Uebereilung, durch Hartnäckigkeit und Nachgeben, auf die gewaltsamste Art hin und wieder getrieben worden", und sich danach, „wie nach einer Generalbeichte", wieder „froh und frei, erleichtert und aufgeklärt" gefühlt, während sich seine Freunde daran verwirrt hätten, indem sie geglaubt, „man müsse die Poesie in Wirklichkeit verwandeln, einen solchen Roman nachspielen, und sich allenfalls selbst erschießen", wie es anfangs in seinem Kreise und dann später im großen Publikum sich ereignet habe*).

---

*) Göthe, Aus meinem Leben; Dichtung und Wahrheit; dreizehntes Buch. Man vergleiche auch die ähnlichen Bemerkungen, welche ich in meiner „Pragmatischen Psychologie", Band II, S. 230 ff. und „Archiv für die pragmatische Psychologie", Band II, S. 190 f. beigebracht habe. — Durch diesen Gegensatz zwischen den beiden Reproduktionsformen wird es jedoch nicht ausgeschlossen, daß auch die auf der praktischen Seite liegenden Akte (des Begehrens und Thuns) in Zusammenbildungen eingehn können, welche zu schöpferischen Processen führen. So bei dem großen Staatsmanne, und überhaupt bei allen ausgezeichneten Praktikern, welche nicht bloß handeln, sondern auch in Betreff des Handelns idealisiren oder sonst erfinden. Die Begehrungen kommen dann eben nicht mit ihren frischen Spannungen, sondern in den davon abgeleiteten schwunghaften Vorstellungen zur Bethätigung. — Wo sich dieses Handeln auf Kunstthätigkeiten bezieht, da entstehn eigenthümliche Mischungen, die schwer zu klassificiren sind. So wird z. B. in einer Lebensbeschreibung des Generals Rühle von Lilienstern erzählt (Neuer Nekrolog der Deutschen vom Jahre 1847, Bd. II, S. 459 ff.), daß, als er mit dem Dichter Kleist und noch zwei anderen Officieren ein Quartett gestiftet, dieses Quartett einmal „auf die Idee gekommen sei, als reisende Musikanten einen Ausflug in den Harz zu machen. Wie gedacht, so gethan. Ohne einen Kreuzer mitgenommen zu haben, wurde in Dörfern und Städten gespielt, und nur vom Ertrage der Kunst gelebt. Der Erfolg war glänzend; man kehrte von der genialen Reise neu erfrischt und gei-

Nicht nur aber in der äußeren, auch schon in der inneren Fortwirkung haben wir zwischen beiderlei Reproduktionsformen einen entschiedenen Gegensatz. Die Begehrungen, indem sie den früheren Anfängen gleich ausgebildet werden, übertragen ihre beweglichen Elemente, und wirken vermöge dessen erregend, zu dem früher Vorangegangenen hin: wodurch die Reihen, welche von den Ursachen zu den Wirkungen hin führen, umgekehrt, oder in solche verwandelt werden, welche uns von den Zwecken (den Wirkungen) her die Mittel (die Ursachen) entgegenbringen. Die Bethätigungen also, welche dem Handeln, als solchem, zum Grunde liegen, auch die inneren, sind entschieden reproduktiver Natur: geben nur frühere Auffassungen wieder, und bringen sie zur Anwendung. Dagegen wir bei'm Aesthetischen, indem es aus Empfindungen in ihrer vollen Ausbildung besteht, keine solche Erregungen nach rückwärts oder zum früher Vorangegangenen haben, sondern entweder, bei den Natur- und Kunstauffassungen, ein Beruhn in den Empfindungen, und wo die Entwickelung weiter geht, bei der ästhetischen Selbstbethätigung, Erregungen, die in der Richtung nach vorwärts hin liegen, oder produktive: vermittelt, wie wir schon angegeben haben, theils durch Anziehungen im Verhältniß der Gleichartigkeit, und theils durch die inneren Schwungkräfte der affektiven Akte, vermöge deren sich die höher gesteigerten emporarbeiten und zu idealen Gebilden koncentriren*).

---

stig belebt wieder heim". Wir haben hier kein künstlerisches Schaffen, weder ein musikalisches, noch ein poetisches, noch ein malerisches (wenn sich auch die Gruppe für einen Maler nicht als undankbares Süjet erwiesen haben möchte), noch einmal ein Schaffen im Charakter der Schauspielkunst, sondern ein Schaffen im Charakter des erfindenden Praktikers oder in der Entwerfung des eigenthümlich abenteuerlichen Plans; aber wer kann sagen, in welchem Maße zugleich künstlerisch schaffende Zusammenbildungen (vielleicht in allen vier bezeichneten Formen) dazu mitgewirkt haben mögen!

*) Man vergleiche über dieses Auseinandertreten der reproduktiven und der produktiven Entwickelungen mein „Lehrbuch der Psycho-

Was hat nun, ungeachtet aller dieser so durchgreifenden Verschiedenheiten vom Praktischen, der Schein der Verwandtschaft hervorgebracht? — Unstreitig nichts Anderes, als die äußeren Folgen: das Thun, die Hervorbringung von Werken. Aber die Bethätigung erfolgt ja in jedem Falle unmittelbar nicht durch die Begehrungen oder die Widerstrebungen, und was sich sonst noch diesen in weiter Ausbildung anschließt, durch die Wollungen 2c. Diese sind zu fest zusammengebildet, als daß sich von ihnen Elemente ablösen könnten, die dann für die Ausbildung der Kräfte zur Erregtheit oder für die Verwandlung dieser in Bethätigungen hinübergegeben würden. Die Begehrungen, Widerstrebungen, Wollungen 2c. wirken hiefür nur vermittelnd: indem sie die noch unerfüllten Urvermögen anziehn, und dann, vermöge der allgemeinen Ausgleichung der beweglichen Elemente, auf die mit ihnen in der stärksten Verbindung stehenden Angelegtheiten übertragen*). Zu dieser Anziehung sind sie besonders geeignet in Folge ihrer Formenverwandtschaft mit den noch unerfüllten Urvermögen: denn da ihnen die früher aufgenommenen Ausfüllungen überwiegend wieder verloren gegangen sind, so enthalten ja auch sie die ihnen zum Grunde liegenden Urvermögen dem größeren Theile nach unerfüllt und aufstrebend. Aber ein solches Aufstreben in Folge wieder unerfüllten Urvermögens wohnt ja (wie die naturwissenschaftliche Psychologie gezeigt hat) allen Spuren oder Kräften als solchen bei, welche Bildungsform sie auch sonst haben mögen; und wo also diese in größerer Anzahl (vielräumig) zu Einer Gesammtkraft verschmolzen

logie als Naturwissenschaft" (zweite Auflage), S. 194 ff., 200 f. und „Pragmatische Psychologie", Band I, S. 299 ff., 311 ff., 327 ff. Die äußere Kunstdarstellung erfolgt dann allerdings in der Form des Handelns; aber wenn es zu dieser kommt, ist ja auch die ästhetische Produktion bereits vollendet (vgl. oben S. 149).

*) Vgl. mein „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft" (zweite Auflage), S. 192 ff., so wie zum Folgenden ebendas., S. 29 u. 199 f.

sind, da kann, was für die Begehrungen und Widerstrebungen durch die höhere Gleichheit in der Grundform der einzelnen Kräfte bedingt wird, durch diese größere Vielfachheit (welche ja das in den einzelnen Kräften Gegebene multiplicirt) überwogen werden. Der Vorrang also, welchen jene gewöhnlich haben in Betreff der Anziehung der noch unerfüllten Urvermögen, kann ihnen entzogen werden, die Anziehung und Verwendung dieser letzteren auch von Kräften her erfolgen, welche in anderen Formen gebildet sind. So nicht nur bei'm ästhetischen Schaffen, sondern auch bei'm intellektuellen, wo doch die Bildungsform noch weiter von der praktischen absteht.

Und hiedurch ist dann ein Antagonismus bedingt, welcher sich so häufig, und streng genommen, immer geltend macht zwischen den Aufforderungen zur praktischen Thätigkeit und dem geistigen Schaffen, namentlich auch dem ästhetischen. Sie beschränken einander gegenseitig im Betreff des Verbrauches der freien Urvermögen: was für das Eine verwandt wird, das geht nothwendiger Weise für das Andere verloren. Wir haben schon mehrfach der Klagen Göthe's erwähnt, daß er durch seine Amtsgeschäfte so vielfach in seinen poetischen Produktionen beschränkt worden sei (vgl. Band I, S. 210 u. II, S. 197). Aehnlich erfährt es Jeder. Alle höheren Produktionen können nur bei einem ruhigen Gemüthe und bei'm Freisein von Sorgen und von dringenden Geschäften gedeihen.

So nun auch im Leben des menschlichen Geschlechtes im Ganzen und Großen. Man nehme Zeiten, wie die englische, die amerikanische, die französische Revolution. Unter den schwer lastenden und drohenden Wolken, mit welchen damals der Himmel umzogen war, konnten keine ästhetischen Produktionen gedeihen; auch wer nicht unmittelbar in das Drängen hineingezogen war, nahm doch an der allgemeinen Spannung Theil, und wurde hiedurch wesentlich für die künstlerische Bethätigung

verstimmt. Milton konnte damals nur politische Abhandlungen schreiben; sein Paradise lost ist erst geschaffen worden, als die Spannung vorüber, der ruhige Gang des Lebens wiederhergestellt war. Allerdings hat bis zu einem gewissen Grade Alles neben einander Platz; und wir finden daher Individuen (wovon namentlich eben Göthe ein bewunderungswürdiges Beispiel ist), deren Kräfte, abwechselnd oder auch zugleich, für beiderlei Bethätigungen ausreichen. Aber dies unterliegt, wie ja auch dieses Beispiel zeigt*), jedenfalls großen Schwierigkeiten und Beschränkungen; unterliegt denselben, wie bei Individuen, so noch weit mehr bei Völkern: wo ja, selbst wenn der Einzelne für sich allein sehr wohl die für die geistige Produktion nöthige Sammlung gewinnen könnte, doch von seinen Umgebungen her ihm fortwährend neue Anstöße kommen, welche ihn wieder darin unterbrechen.

II. Die Verhältnisse zu den Empfindungen und Gefühlen.

Das Verhältniß des Aesthetischen zum Praktischen hat sich als ein Daneben dargestellt: indem beide aus denselben Grundwurzeln hervorgehn, aber in auseinandertretenden Fortbildungen. Wenden wir uns nun zu den Empfindungen, so haben wir ein Verhältniß des Nachher. Die Empfindungen, oder die affektiven Akte, sind ja eben die Grundwurzeln, aus welchen die ästhetischen Auffassungen erwachsen (vgl. oben S. 148). Aber Demjenigen gegenüber,

*) Göthe (wie Schiller an Körner schreibt) konnte in Weimar nichts künstlerisch produciren, sondern mußte sich dafür in die Einsamkeit von Jena begeben; siehe hierüber, so wie andere bestätigende Beispiele „Pragmatische Psychologie“, Band 1, S. 336 ff.

was man gewöhnlich Empfindungen nennt, ergiebt sich von vorn herein eine zwiefache bemerkenswerthe Verschiedenheit.

Zuerst: das Aesthetische hat nicht den flüssigen und beweglichen Charakter, in welchem die Empfindungen unmittelbar erzeugt werden, und den auch ihre Reproduktionen zeigen, wenn sie den eigentlichen Empfindungscharakter rein bewahren, und wie derselbe namentlich im Gemüthlichen hervortritt (vgl. Heft I, S. 52 u. 65 ff.). Das Aesthetische hat einen bestimmter ausgeprägten, abgerundeten, gewissermaßen abgeschlossenen Charakter. Und zweitens, was hiemit im unmittelbaren Zusammenhange steht: das Aesthetische bildet sich nicht in den Verbindungen aus, in welchen die Affektionen ursprünglich geschehn, die Empfindungen ausgebildet worden sind; und statt dessen haben wir eine andere Verbindung, eine Verbindung in der Form des affektiven Gleichnisses: bei den ästhetischen Naturauffassungen im Verhältniß der Vertiefung (der Unterlegung eines gleichgestimmten An-sich), bei'm ästhetischen Schaffen, umgekehrt, im Verhältniß einer Veräußerlichung vermöge einer irgendwie vermittelten sinnlichen Darstellung, welche ebenfalls einen affektiv einstimmigen Charakter an sich trägt. Wie sich darin zeigt, daß sie Denjenigen, welcher das Kunstwerk auffaßt, zu jener vertiefenden Unterlegung veranlaßt (vgl. hiezu oben S. 150).

Woher nun diese Verschiedenheiten von den allgemein gewöhnlichen Empfindungen? Was wird erfodert, damit statt deren das Aesthetische entstehe? — Die tiefer genetische Auffassung zeigt uns zwei Momente als grundwesentliche Bedingungen dafür. Die Vermögen der Seele, durch welche die Affektionen aufgenommen werden, müssen einen so hohen Grad von Kräftigkeit haben, daß sie nicht überwältigt werden, ihnen gegenüber eine stärkere Haltung gewinnen; und auf der anderen Seite müssen doch auch die Affektionen so stark sein, daß der affektive Charakter, wie er vermöge jener

höheren Kräftigkeit der Urvermögen festgehalten worden ist, in den Produkten das Uebergewicht gewinnt, die Fortwirkung also in seiner Richtung erfolgt, nicht in denjenigen, welche durch die Gruppen- und Reihenverbindungen bedingt werden, unter welchen die Affektion eingetreten ist. Vermöge dessen also steht das Aesthetische dem reproduktiven Empfinden eben so wohl gegenüber, als dem reproduktiven Thun (vgl. oben 152). Der Zusammenhang mit der besonderen Vergangenheit, in welcher seine Bestandtheile zur Ausbildung gekommen sind, wird abgebrochen, und es bethätigt sich, hievon abgelös't, in Angemessenheit zu seinem inneren affektiven Charakter.

Insofern also könnte man das Aesthetische eben so wohl, wie das Logische, ein Abstraktes nennen. Das Negative ist in der That bei beiden dasselbe: das Bewußtsein oder die Erregtheit abgezogen von dem Vorstellen, in Verbindung mit welchem diejenigen Akte zur Ausbildung gekommen sind, in denen sie ihren Ursprung haben. Aber das Positive, welches Dem gegenübersteht, ist durchaus verschieden. Wir haben bei'm Aesthetischen nicht, wie bei'm Logischen, eine Verschmelzung zu einem Allgemeinen, wodurch die verschmolzenen Vorstellungsbestandtheile in Einen Akt koncentrirt würden, und vermöge dessen Klarheit des Vorstellens gewonnen; sondern die Abstraktion ist eine konkrete, d. h. die gleichgestimmten affektiven Akte verschmelzen lebendig-frisch im Nebeneinander: wodurch dann eben die Empfindung einen größeren Umfang oder Ausbreitung in unserer Seele erhält*). In diesem Charakter also ist

*) Das Gemeinsame (um es noch bestimmter zu bezeichnen) besteht darin, daß den bisherigen Verbindungen gegenüber neue von größerer Stärke vermittelt werden: so daß nun also der Zufluß derjenigen Elemente, durch welche das Bewußtsein bedingt wird, in dieser letzteren Richtung erfolgt, und dagegen von den früheren Verbindungen abgeschnitten wird. Für den Geist giebt es keine

das Aesthetische allerdings auch ein Abstraktes. Die poetische Erzählung ist wesentlich verschieden von der historischen Erzählung. Sie giebt uns keine Reihenfolge von Erinnerungen; sondern der Geist hat die Banden, in denen uns in der Mehrzahl der Fälle diese letzteren festhalten, abgestreift, hat sich in eine höhere Region erhoben, in welcher er sich frei von denselben bewegen kann.

Wir wenden uns nun zu den Gefühlen. Wie stellt sich das Aesthetische zu diesen? — Die Gefühle sind nichts Anderes, als das unmittelbare Bewußtsein, welches wir von den Bildungsverschiedenheiten oder Bildungsabständen zwischen unseren Seelenentwickelungen haben. Sie reichen also vermöge dessen viel weiter als das Aesthetische: wir bilden auch intellektuelle, moralische, Rechtsgefühle 2c. aus. Aber dies ist es nicht, was uns hier interessirt, sondern das Zusammentreffen von beiderlei Bildungsformen. Wir sprechen ja auch von ästhetischen Gefühlen. Auch da aber zeigt sich, bei tieferer Betrachtung, eine sehr bemerkenswerthe Verschiedenheit zwischen beiden, ja die gewissermaßen bei diesem Zusammentreffen ein völliges Auseinanderliegen bedingt. Das Aesthetische enthält eine affektive Gleichsetzung; in den Gefühlen, wie eben bemerkt, haben wir eine affektive Entgegensetzung. Allerdings ist mit dem Aesthetischen wesentlich sogar ein zwiefaches Gefühlverhältniß in Verbindung gegeben. Es erhebt sich, vermöge der in ihm enthaltenen Empfindungen, mehr oder weniger über die gewöhnliche mittlere See-

anatomischen Messer; auch bei dem Abstraktionsprocesse oder der Analysis also besteht die frühere Verbindung innerlich noch fort, und nur die Ausbildung zur Erregtheit oder zum Bewußtsein wird gehindert durch die neu gestiftete stärkere Verbindung: so daß also die Analysis in der That auf eine Synthesis zurückkommt; vgl. mein „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft" (zweite Auflage), S. 113 f. Eben so nun auch bei der eigenthümlichen Zusammenbildung, welche dem Aesthetischen zum Grunde liegt.

lenstimmung, so daß sich also unserem unmittelbaren Bewußtsein der Bildungsabstand zwischen ihm und dieser letzteren kund giebt; und es enthält einen gewissen Bildungsabstand sogar innerhalb seiner selber: indem ja der eine seiner beiden Bestandtheile sinnlicher Natur und der andere von tieferer Durchbildung ist. Aber das erste Gefühlverhältniß liegt doch außerhalb oder neben dem Aesthetischen, und das zweite, obgleich ein ihm inneres, ist von untergeordneter Bedeutung: die Verschiedenheit wird für unser Bewußtsein entschieden in den Hintergrund gedrängt durch denjenigen affektiven Charakter, welcher in beiderlei Bestandtheilen einstimmig gegeben ist. Also von den Empfindungen her, in welchen beide ihre Grundwurzeln haben, liegen uns zwei auseinandertretende Ausbildungen vor, von welchen die eine zu Gefühlen, die andere zum Aesthetischen führt. Wodurch ist nun die eine, und wodurch die andere bedingt? — Die Antwort lautet: es kommt darauf an, ob für die sich anschließende Zusammenbildung die objektive oder die subjektive Gleichheit das Uebergewicht gewinnt. Ich blicke in eine ringsum mit Schnee und Eis bedeckte Gegend hinaus, welche ich im vorangegangenen Sommer mit dem schönsten Grün bekleidet gesehn habe. Ueberwiegt nun für die Fortwirkung diese objektive Gleichheit, wird die Erinnerung an den früheren Anblick wach, so macht sich für mein unmittelbares Bewußtsein der Abstand zwischen beiderlei Auffassungen geltend, und es entsteht das Gefühl der Erstorbenheit und Oede. Dieses kann sich zugleich auch zum ästhetischen ausbilden; aber es braucht sich nicht dazu auszubilden, sondern kann auch bei der Verschiedenheit der äußeren Auffassungen stehn bleiben. Geht dagegen die Ausbildung zur Erregtheit in subjektiver Gleichgestimmtheit fort, lege ich dem erstorben und öde Erscheinenden die Empfindung der inneren Erstorbenheit und Oede unter: so erweitert und vertieft sich meine Auffassung zu

einer ästhetischen. So mit allem Anderen. Man nehme ein Beispiel aus der höheren Natur. Bei'm Eintritt in eine Familie tritt mir eine blühende Jungfrau entgegen. Ich bin in dieser Familie nicht gewesen, seitdem sie als ein sechsjähriges Mädchen tändelnd um mich herumspielte. Welch ein Abstand für das Gefühl, wenn die Erweckung in objektiver Richtung fortgeht. Aber wie ganz anders, wenn der subjektive Charakter des Eindrucks die Oberhand gewinnt: die Wahrnehmung im Charakter affektiver Gleichgestimmtheit fortwirkt, und ich mich in das Bild, welches ich vor mir habe, ästhetisch versenke! Man stelle Dem noch ein Beispiel aus der moralischen Welt entgegen. Ich werde in Kenntniß gesetzt von einer verabscheuungswürdigen Handlung. Mache ich dem Thäter Vorwürfe, setze ich ihm auseinander, was unter diesen Umständen die Pflicht von ihm gefodert haben würde, so werden in mir (und bei günstigem Erfolge auch in ihm selber) moralische Gefühle geweckt. Hält mich dagegen die Empfindung fest bei dem Grausen erregenden Bilde der moralischen Schlechtigkeit, die mir dadurch offenbar geworden ist, und wird dieses Bild vielleicht noch erweitert zur Empfindung der moralischen Fäulniß, die sich in so großer Ausdehnung auch noch in unserem, so hoher geistiger Kultur sich rühmenden Zeitalter, und selbst in den gebildetsten Ständen, durch die Welt hindurchzieht, so wird der Eindruck zu einem ästhetischen.

Was also wird erfodert, damit sich die Empfindung zum Aesthetischen ausbilde, nicht Empfindung bleibe und nicht Gefühl werde (im engeren Sinne dieses Wortes)? — Die Empfindung muß stark eingreifend gebildet sein, so daß der affektive oder subjektive Charakter entschieden und bleibend das Uebergewicht gewinnt für die Ausbildung des in mir innerlich Angelegten zur Erregtheit. Aber auf der anderen Seite müssen auch die auffassenden Ver-

mögen einen so hohen Grad von Kräftigkeit haben, daß sie entweder schon von Anfang an, oder doch hinterher, des affektiven Eindruckes Herr geworden sind: diesen festhalten in seiner vollen affektiven Eigenthümlichkeit, aber ihnen ein- oder untergeordnet, oder als ein Bild, so daß ein freier Raum gewonnen wird für ein Weitergreifen in denjenigen Formen der Zusammenbildung, welche dem Aesthetischen eigenthümlich sind. Wie es Göthe so schön und treffend ausgesprochen hat: „Die wahre Poesie kündet sich dadurch an, daß sie, als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen, uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß, die auf uns drücken. Wie ein Luftballon hebt sie uns mit dem Ballast, der uns anhängt, in höhere Regionen, und läßt die verwirrten Irrgänge der Erde in Vogelperspektive vor uns entwickelt daliegen. Die muntersten wie die ernstesten Werke haben den gleichen Zweck, durch eine glückliche, geistreiche Darstellung so Lust als Schmerz zu mäßigen". — So nun in allen Verhältnissen und Beziehungen. Man hat mit Recht bemerkt, daß die humoristischen Artikel, Bilder &c., welche der Punch so wie ähnliche Blätter, und auch sonst die Schaufenster, dem englischen Publikum fortwährend vorführen, und in denen sie allerdings den öffentlichen Charakteren, den Ministern, oder auch ganzen Ständen nicht selten starke Dosen eines sehr herben Humors herunterzuschlucken geben, eine höchst gedeihliche reinigende und heilende Wirksamkeit auf die allgemeine Stimmung ausüben; daß durch dieselben den Unruhen und der Verbitterung vorgebeugt wird, welche so vielfach sonst, wo solche humoristische Aeußerungen unterdrückt werden, die Litteratur und das Leben ungesund und unsittlich machen. Das drohende Gewitter entladet sich in unschädlichen Formen; der Geist wird der Verstimmung Herr, indem er die Kraft gewinnt, sich über die Sphäre der leidendlichen Empfindungen hinauszuheben und

in ästhetischen Kompositionen zu bethätigen. So wird die Ausbildung des Hasses abgeschnitten, und die Erinnerung verschwimmt in das Meer der Vergessenheit, vermöge der früher angegebenen abstrakt-affektiven Fortwirkungen. Aehnlich mit allen anderen Kunstprodukten. Wer den Teufel malt, fühlt keinen Schrecken mehr; und hat er auch vielleicht früher Wirkungen desselben zu erfahren geglaubt, so ist ihm doch der historische Zusammenhang mit den damals ausgebildeten Empfindungen verloren gegangen. Wer der Bewunderung, dem Erstaunen, der Entrüstung, der Niedergeschlagenheit ꝛc. einen musikalischen Ausdruck geben will, darf sie nicht mehr empfinden oder fühlen; sondern was seine Melodien aussprechen sollen, muß ihm zum ästhetischen Bilde geworden sein.

Aber es ist Zeit, daß wir uns allen diesen Negationen gegenüber zu dem Positiven wenden, welches uns als unsere hauptsächlichste Aufgabe vorliegt. Welche Stellung also nimmt das Aesthetische, was die jetzt vorliegende Beziehung betrifft, in der Entwickelung der Individuen und in der des menschlichen Geschlechtes im Ganzen ein? — Dasselbe hat (wie wir gesehn), der sinnlichen Empfindung gegenüber, sein Wesen darin, daß dieselbe vertieft wird im Verhältniß der affektiven Gleichartigkeit durch das Hinzutreten eines einstimmigen Inneren (oder An-sich). Da wird es nun darauf ankommen, daß ein solches erworben ist vermöge der bisherigen Bildung, und also die Fähigkeit zu ästhetischen Auffassungen im Allgemeinen und im Einzelnen so weit reichen, als dieser Erwerb möglich, und als er wirklich eingetreten ist. Man vergegenwärtige sich dies sogleich an einem Einzelnen, welches zur Erläuterung besonders geeignet ist, weil es die Sache gewissermaßen auf die Spitze getrieben darstellt. Kann ein Blödsinniger ästhetisch auffassen und produciren? — Wir antworten: er kann es so weit, wie eben sein eigenes

affektives Inneres reicht*). Man nehme das Beispiel eines Aquarell-Malers, welcher in den Neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Bern eines bedeutenden Rufes genoß, Gottfried Mind, „blutarmer Aeltern vernachlässigter Sohn". Sein Gesicht zeigte den dumpfen Blödsinn eines Kretins, eine Vereinigung von Bären-, Löwen- und Menschenphysiognomie, so daß nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene dadurch in Furcht gesetzt wurden. Er lernte kaum einige Worte, wie durch Dressur, lesen und schreiben, und blieb in jeder Hinsicht auf der untersten Staffel des menschlichen Wissens. Aber „die unübertreffliche Weise, womit er Katzen, einzeln und gruppirt, in den mannigfachsten Positionen und Verrichtungen, und jede durch eine eigenthümliche Charakteristik von der anderen unterschieden, mit natürlichem Kolorit und richtiger Zeichnung darstellte, erwarb ihm allgemeine Bewunderung und den Scherznamen des Katzen-Raphaels. Seine Arbeiten wurden so beliebt, daß eine Katze von seiner Darstellung in den vornehmen Häusern zu Bern zu den Artikeln des Luxus und der Mode gehörte". Gewöhnlich saß ihm, wenn er zeichnete, eine Katze auf dem Nacken oder auf der Schulter, und die er Stunden lang in der unbequemsten Stellung duldete, um sie nur nicht zu stören; oft eine zweite neben ihm auf dem Tische; zuweilen lagen noch einige Junge in seinem Schoße; und mit allen diesen Thieren sprach er auf die liebkosendste Weise, da er hingegen oftmals die Menschen um ihn her, so wie die, welche zu ihm kamen, angrunzte wie ein erzürnter Eber. Darüber hinaus hatte sein Darstellungstalent nur einen geringen Umfang; doch wußte er „Balgereien, Schlittenfahrten und Neckspiele von Kindern, mit ihren halberfrorenen, aber doch fröhlichen Gesichtern, in ihrer pauschigen, aber nicht unmalerischen

*) Es versteht sich von selbst, daß hier nicht von den allerhöchsten Graden des Blödsinnes die Rede sein kann, bei welchen ja so gut wie gar kein inneres Forterisiren Statt findet.

Tracht, Bettelbuben, den Rücken mit Lumpenkram beladen, meistens auf kleinen Blättern naiv und geistreich auszuführen"*).

Was wir in diesem extremen Falle nachgewiesen haben, gilt ganz allgemein. Echte ästhetische Auffassungen können nur eintreten, wie weit sich die inneren Empfindungen des Aufzufassenden ausgebildet haben; dann treten sie, mehr oder weniger, nothwendig ein; wo aber diese innere Empfindung fehlt, da wird, wenn anderweitige Anstöße dazu hindrängen, nur eine ärmliche Analogie, ein Schatten, eine Karikatur des Aesthetischen gewonnen. Man vergleiche die Hirtenpoesie, wie sie, im Anschluß an die alten Klassiker, bei den Engländern im Zeitalter Karls II bis zur Königin Anna hin Mode wurde, wo Corydon und Amyntas, Phyllis und Chloris, „in die englische Ländlichkeit verpflanzt, zitternd und fröstelnd dastanden wie fremde zum Verkauf gebotene Sklaven"; oder bei uns Deutschen die glorwürdige poetische Epoche von Bodmer's Noachide.

Eben so haben wir hierin auch eine Erklärung in Betreff der Reihenfolge, in welcher die verschiedenen Künste, und die verschiedenen Stile innerhalb der Künste, zur Ausbildung gekommen sind. Sie mußten zur Ausbildung kommen in der Ordnung, wie die beiden bezeichneten Grundbedingungen: die kräftige Haltung der Empfindungen und ihre Vertiefung durch ein gleichgestimmtes Inneres, zu erreichen waren. Vermöge dessen konnten sich Baukunst und Bildhauerkunst, und in der Darstellung des Erhabenen, sehr früh ausbilden. Die verschmelzende Aneinanderreihung der auffassenden Vermögen gegenüber Demjenigen, was größere Dimensionen darbot, und die Unterlegung homogener innerer Stimmungen, waren dem

*) Siehe „Erinnerungen von Friedrich von Matthisson", 5ter Band, S. 368—72. Auch vergleiche man hiezu die parallelen, in meiner „Pragmatischen Psychologie", Band II, S. 224 aus Göthe beigebrachten Bemerkungen über die Arbeiten des Thiermalers Roos.

Zeitalter der **ursprünglichen** Kraft, auch wo sich dieselbe noch eben erst aus der Rohheit losmachte, gerade angemessen. Die Auffassung und Darstellung des *eigentlich Schönen* dagegen, und die *Malerei*, erfoderten einen weiteren Fortschritt der Entwickelung, eine größere Mannigfaltigkeit und Reichthum der geistigen Bildung, eine empfänglichere und innigere Hingebung an die Natur, wie sie erst eintreten konnte, nachdem eine länger dauernde Kultur die Empfindungen und Sitten sanfter und milder gestimmt hatte. Und eben so mehr im Einzelnen. Die *Landschaftsmalerei* konnte sich erst in späterer Zeit, und sehr allmählich aus der historischen hervorbilden, welcher sie anfangs nur zur Verschönerung diente, weil die Unterlegung des Inneren unter die äußere Auffassung hier ungleich weiter ablag, also auch ungleich schwieriger war, als wo es menschliche Gestalten und Handlungen galt. Hiefür mußte, damit es wirklich zu dieser vertiefenden Unterlegung kommen konnte, die innere Bildung erst mehr Umfang, Tiefe, Zartheit gewonnen haben. Aehnlich in der Poesie in Betreff der *Tragödie*, im Vergleich mit der *Ballade* und dem *Epos*.

III. Die Verhältnisse zu den Vorstellungen und insbesondere zur Erkenntnißbildung.

Die **Grundform des Aesthetischen** ist die des **affektiven Vorstellens**. Dasselbe liegt demnach mit seiner Bildungsform in der Mitte zwischen dem Empfinden und dem Vorstellen, und also gewissermaßen **nach** jenem, und **vor** diesem. Zwischen beiderlei Affektions- und Ausfüllungsformen findet ja überhaupt nur eine **Gradverschiedenheit** Statt. Haben die Urvermögen eine höhere Kräftigkeit, oder stumpft sich die Affektion ab, so geht die **Empfindung** in ein **Vorstellen** über. Eben so nun auch mit dem **affektiven Vorstellen**,

welches dem Aesthetischen zum Grunde liegt. Ein kurzer Schritt führt dasselbe hinüber zum eigentlichen Vorstellen, wo es dann auch nach Vorstellungsverhältnissen weiter fortwirkt (vgl. oben S. 156 f.).

Außerdem aber zeigt sich zwischen dem Aesthetischen und dem eigentlichen Vorstellen, und insbesondere demjenigen, welches diese Bildungsform in ihrer höchsten Vollkommenheit darstellt, dem Erkennen, noch eine andere eigenthümliche Annäherung. Wir wissen, daß das Gleichniß eine Vorbildung des Logischen, in einer loseren oder freieren Kombinationsform, enthält, welche sowohl in der Entwickelung des einzelnen Menschen, als in der Entwickelung des menschlichen Geschlechtes und der Wissenschaften, mit der Erkenntnißbildung in einem organisch-nothwendigen Zusammenhange steht*). Die intellektuelle Bildung fängt an mit Einfällen in der Form des Witzes: Anziehungen zwischen weiter abstehenden Vorstellungen, oder in welchen, ungeachtet dieser Anziehung, die verschiedenartigen Bestandtheile im Uebergewichte gegeben sind, weshalb sie denn auch nicht selten schon im nächsten Augenblicke ein Wiederauseinanderfallen des Zusammengebrachten bedingen. Dann folgen Zusammenbildungen, wo dieselben mit den einstimmigen Bestandtheilen im Gleichgewichte stehn: so daß sie neben einander bleiben und einander gegenseitig für die Anschauung oder die Empfindung erweitern und fixiren. Wenn ich den Trost der Freundschaft den Balsam nenne, welcher den Schmerz der uns vom Schicksal geschlagenen Wunden lindere, oder wenn ich von einem Schlummern oder Erwecktwerden der Vorstellungen rede, so bleibt mein Bewußtsein beruhn in dem Zusammen der im Verhältniß des Gleichnisses kombinirten Akte; aber dieselben bleiben außer einander, indem sie für ein volleres Einswerden doch

*) Vgl. mein „System der Logik als Kunstlehre des Denkens", Bd. I, S. 143 ff.

noch zu ungleichartig sind. Erst später werden in dem Maße, wie höher einstimmige Vorstellungen in größerer Anzahl erworben werden, dieselben so zusammengebildet, daß sie innig zu Einem Vorstellungsakte mit einander verschmelzen können; und diese Verschmelzung erweis't sich dann zugleich darin wirksam, daß den verschiedenartigen Bestandtheilen, welche früher in den einzelnen Vorstellungen mit den gleichartigen in Verbindung gegeben waren, das Bewußtsein oder die Ausbildung zur Erregtheit entzogen wird. So entstehn die Begriffe, z. B. der Begriff „Affekt" aus den Vorstellungen des Zornes, des Entzückens, des Erstaunens &c. Vermöge dessen sind dann die Grundlagen gewonnen für die eigentliche Erkenntniß; und diese kann sich in der Urtheilsform ausbilden; wo wir eine Zusammenbildung in einem noch höheren Grade der Einstimmigkeit haben: indem sich ja von Seiten des Prädikates gar keine Ungleichheit des Vorstellungsinhaltes mehr findet. So kann es denn also scheinen, als sei im Aesthetischen, da es ja wesentlich ein Gleichniß enthält, unmittelbar eine Vermittelung für die Erkenntnißbildung gegeben, eine Brücke gebaut, welche geradeswegs zu dieser hinüberführe.

Aber eine genauere Untersuchung zeigt uns das Gegentheil. Nicht jedes Gleichniß ist ja ein ästhetisches, sondern hiezu wird wesentlich zweierlei erfodert: daß es ein Gleichniß ist zwischen Aeußerem und Innerem (Erscheinung und Ansich), und daß die Gleichheit eine affektive ist. Wenn ich die unter der Anführung eines Aufwieglers einem bestimmten Ziele zuströmende Volksmenge den Schafen vergleiche, die dem Leithammel folgen: so habe ich noch keine ästhetische Auffassung; wenigstens so lange nicht, als noch keine Vertiefung in Betreff des Geistigen hinzutritt. Ich habe ja zwei äußere Auffassungen in der Gleichnißform kombinirt. Und eben so habe ich keine ästhetische Auffassung, wenn ich zwei innere kombinire, z. B. in dem vorher angeführten Gleichnisse von dem Schlum-

mern und Erwachen der Vorstellungen, oder wenn ich mit Jean Paul den Scharfsinn das Gewissen des Witzes nenne. Wenn ferner eben derselbe vom Witze sagt, „gleich dem Eise gebe er zufällig Wärme, wenn man ihn zum Brennglase erhebe, und zufällig Licht oder Eisblink, wenn man ihn zur Ebene abplatte; aber vor Licht und Wärme stelle er sich eben so oft, ohne minder zu schimmern“: so habe ich zwar Gleichnisse zwischen Innerem und Aeußerem, aber die ebenfalls keine ästhetische sind, weil ihnen der affektive Charakter fehlt*).

Da ist es nun augenscheinlich, daß das eine wie das andere von diesen Erfordernissen für die Fortführung zur Erkenntnißbildung sehr ungünstig ist. Das Aeußere oder die Erscheinung steht von dem Inneren oder dem An=sich meistentheils so weit ab, daß es überaus schwer, ja großentheils für uns unmöglich ist, das Gleichartige in der Form der Erkenntniß hervorzuheben. Der ästhetische Eindruck der Rose hat sie allgemein zum Symbol der Liebe werden lassen; und es unterliegt keinem Zweifel, daß diesem Gleichnisse auch eine reale Wahrheit zum Grunde liege: daß das innere Wesen der Rose, damit sie in diesem Charakter erscheinen könne, ein anderes sein müsse, als das des Eichbaums, oder der Distel, oder der Nessel, und ein anderes sein müsse im Charakter ihrer ästhetischen Erscheinung. Aber welcher ist nun dieser Charakter? — Wir kommen, wie weit unsere Wissenschaft geht, und vielleicht wie weit sie in alle Zukunft hin gehn wird, nicht über unbestimmte Analogien und dunkle Ahnungen hinaus, vermögen diese nicht zur Form der Erkenntniß hinüberzuführen. Eben so bei dem vorher Angeführten: der Ein=

*) Allerdings sind hier die Gränzen schwer zu ziehn, da ja, streng genommen, jede Vorstellung zugleich auch einen gewissen Grad der Steigerung oder Herabstimmung, und also einen gewissen affektiven Charakter an sich trägt. Es kommt also auf das Mehr oder Weniger an.

stimmigkeit zwischen dem Balsam und dem Troste. Und wie nun in Betreff der affektiven Bestimmtheit? — Wenn wir uns mit unserer Empfindung in eine ästhetische Auffassung versenken: so ist eben diese affektive Vertiefung ein Hinderniß, daß eine größere Anzahl von gleichartigen Auffassungen hinzutrete, wie sie für den Abstraktions- oder Begriffsbildungsproceß erfodert wird, und nicht weniger ein Hinderniß für die Auffassung weiter greifender Beziehungen und Verhältnisse, wie sie uns für die Erkenntniß interessiren. Im Aesthetischen überwiegt das Qualitative des Einzelnen, oder allenfalls (wie in dem so eben angeführten Beispiele des Balsams) der Beziehungen zwischen zwei oder wenigen einzelnen. Bei'm Logischen, wo wir eine völlig gleichartige Verschmelzung haben, können die realen Verhältnisse in größerer Ausdehnung zur Auffassung kommen: indem ja die ihm zum Grunde liegende Zusammenbildung nicht damit kollidirt. Bei'm Aesthetischen dagegen haben wir eine zwiefache Kollision damit: von Seiten der eigenthümlichen Beziehung zwischen der Erscheinung und dem Inneren, und von Seiten des affektiven Charakters. Indem nun beide unser Interesse in höheren Graden für sich in Anspruch nehmen, so bleibt für die Auffassung der realen Verhältnisse und Beziehungen, wie sie für die Erkenntniß erfodert wird, nur ein sehr beschränkter Raum übrig.

In beiden Beziehungen (um dies sogleich hinzuzufügen) kann demnach das Eintreten des Einen oder des Anderen unter gewissen Umständen, der ästhetischen oder der Erkenntniß-Auffassung, als eine Art von Thermometer in Betreff der geistigen Entwickelung dienen, sowohl für den einzelnen Menschen, als für die Zeitalter und Völker.

Das Gesagte wird in ein noch helleres Licht treten, wenn wir die Vergleichung mit dem Witze hinzunehmen. Die zusammengebildeten Vorstellungen sind hier in höherem Maße ungleich, liegen also insofern weiter von der Erkenntniß-

bildung ab. Allerdings kann auch das Heterogenste in der Form des Witzes kombinirt werden: wo gar nicht daran zu denken ist, daß man es zu einer Erkenntnißbildung fortführe. Man nehme etwa Swift's Charakteristik der Weisheit: sie sei ein Käse, der, je weicher er sei, eine desto dickere, unscheinbarere und rohere Bekleidung habe, und dem für einen Kenner die Maden einen besonderen Reiz gäben; sie sei ein geronnener Sekt, den man, je tiefer man komme, desto süßer finden werde; sie sei eine Henne, deren Gackern man schätzen und beachten müsse, weil es mit einem Eie in Verbindung stehe; und sie sei eine Nuß, welche, wenn man sie nicht mit guter Beurtheilung auswähle, uns einen Zahn kosten, und mit nichts als einem Wurme bezahlen könne. Wir haben hier neben dem Gleichen so viel Verschiedenartiges, daß es uns nicht möglich ist, jenes aus diesem herauszuschälen. Dessenungeachtet nun werden die witzigen Kombinationen ungleich häufiger zu Merkzeichen und Grundlagen für die Erkenntnißbildung. Woher dies? — Wir antworten: sie bewegen sich überwiegend im Gebiete des Vorstellens im engeren Sinne des Wortes; dabei liegen die kombinirten Vorstellungen in den meisten Fällen in gleicher Höhe; und indem wir kein solches Beruhn oder Sich-versenken haben, wie bei dem Aesthetischen, so bleibt ein freierer Raum für eine größere Ausbreitung und für die Verfolgung der Verhältnisse und Beziehungen, wie sie die hauptsächlichsten Gegenstände der Erkenntniß ausmachen. Dies tritt namentlich in Jean Paul's wissenschaftlichen Werken, in seiner „Vorschule der Aesthetik" und in seiner „Levana oder Erziehungslehre" hervor. Wir haben in ihnen so gut wie gar keine eigentlichen Urtheile, sondern von Anfang bis zu Ende trägt Alles, was er ausspricht, die Form des Witzes an sich. Und dessenungeachtet enthält es einen so überaus reichen Schatz von Erkenntnißmaterialien, die wir nur weiter zu verfolgen und zu vertiefen brauchen, um zu eigentlichen wissenschaftlichen Er-

kenntnissen zu kommen. Manches dieser Art ist schon gelegentlich früher angeführt worden (S. 168). Wir könnten dies durch unzählige andere Beispiele ergänzen. Um nur noch ein Paar anzuführen, welche zugleich schätzbare Beiträge zu dem hier zur Untersuchung Vorliegenden geben: „der Witz (sagt er), das Anagramm der Natur, ist von Natur ein Geist- und Götter-Leugner; er nimmt an keinem Wesen Antheil, sondern nur an Verhältnissen; er achtet und verachtet nichts; Alles ist ihm gleich, sobald es gleich und ähnlich wird; er stellt zwischen die Poesie, welche sich und etwas darstellen will (Empfindung und Gestalt), und zwischen die Philosophie, die ewig ein Objekt und Reales sucht, und nicht ihr bloßes Suchen, sich in die Mitte, und will nichts als sich, und spielt um das Spiel — jede Minute ist er fertig, seine Systeme gehen in Commata hinein" 2c. „Gleichwohl muß gestanden werden, daß bloßer Witz, als solcher — als Abbreviatur des Verstandes — nur abmattend ergötze, sobald er auf seine bunten Spielkarten nicht etwas Wesentliches, z. B. Empfindung, Bemerkung 2c., zu gewinnen giebt" 2c.

Wie es auch schon in den so eben aus Jean Paul angeführten Sätzen angedeutet ist: die witzige Kombination, indem sie sich größtentheils an Verhältnisse und Beziehungen anschließt, giebt uns häufig nicht nur die Materialien zur Erkenntnißausbildung, sondern zugleich, eben weil dieselben nur äußerlich, oberflächlich aufgefaßt sind, einen Anstoß, ja einen Drang, zu derselben fortzugehn. Ganz anders bei'm Aesthetischen. Indem es sich affektiv vertieft, so ist es, sowohl bei der Naturauffassung als bei'm Kunstwerke, eben so wohl ein in sich Befriedigtes, und insofern eben so wohl ein Endpunkt, wie das Logische, und hat also keine Tendenz in sich, darüber hinaus zum Logischen fortzugehn. Wo sich an beide Fortwirkungen anschließen, da zeigen dieselben ganz verschiedene Charaktere: erfolgen sie bei'm Logischen vermöge der Anziehungen im Verhältniß der objektiven Gleichartigkeit, wo

sich also den Begriffen zunächst Urtheilbildungen, dann Erklärungen, Eintheilungen, allgemeine Urtheile 2c. bis zum gegenständlich umfassenden und erschöpfenden Systeme entwickeln; und erfolgen sie bei'm Aesthetischen im Verhältniß der subjektiven oder affektiven Gleichartigkeit und vermöge der inneren Schwungkräfte zur Erzeugung von Stimmungen und zu ästhetischen Produktionen (vgl. oben S. 148 u. 157 f.).

Hiedurch wird es indeß freilich nicht ausgeschlossen, daß in einzelnen Fällen allerdings auch ästhetische Kombinationen zu Erkenntnissen hinübergeführt werden können, und so auch für sie das früher (S. 166) bezeichnete Verhältniß der Vorbereitung der streng logischen Begriff- und Urtheilbildung durch die freiere und losere Kombination des Gleichnisses eintrete. Man denke etwa an den Mythus, durch welchen Plato seine Ideenlehre unterbaut hat, oder an den anderen, in welchem er seine Auffassung des sittlichen Lebens versinnlicht. Wir haben eben in diesen Fällen ästhetische Gleichnisse, die mehr nach der Vorstellungsseite hin liegen (vgl. S. 167 f.), und wo also auch die Verhältnisse und Beziehungen, deren Bestimmung die Aufgabe für das Erkennen bildet, in einigermaßen größerer Ausdehnung mithineingezogen werden.

In den Fällen nun, wo das Aesthetische und das Logische in eine solche nähere Verbindung mit einander treten, ist es das Natürlichste, und deshalb auch das Häufigste, daß das Aesthetische vorangeht. Wie in den Individuen, so auch in der Entwickelung des menschlichen Geschlechtes, ist den Bedingungen für die freieren und loseren Kombinationen, welche dem Gleichnisse zum Grunde liegen, früher zu genügen, als den strengeren und auf eine bestimmtere Fassung gehenden, wie sie für die wissenschaftliche Beurtheilung erfodert werden. Aber unter Umständen kann sich auch das Verhältniß umkehren, die freiere Kombination des ästhetischen Auffassens und Schaffens irgendwie einen frischen Anstoß und größere Ausbreitung gewinnen,

nachdem die strengere logische schon eine mehr oder weniger bedeutende Ausbildung erworben hatte. So bei Individuen. In Jean Paul's Jugendaufsätzen finden wir eine so plane, nüchtern logische Auffassung, wie etwa bei Garve, so gut wie keine Spur von poetischen und von witzigen Kombinationen; wie er denn auch von sich selber einmal sagt: die Philosophie sei bei ihm früher gewesen als die Dichtkunst*). Und eben so, und noch mehr, in der Entwickelung des menschlichen Geschlechtes im Ganzen und Großen. Ist einmal Erkenntniß gewonnen, so mischt sich diese, wo daneben und vielleicht überwiegend ästhetische Produktionskräfte ausgebildet sind, in mannigfachen Formen in deren Bethätigung ein; legt sie sich ihnen, in Betreff des Vorstellungsinhaltes und oft auch modificirend für die Form, regelnd unter. Ganze Klassen von Dichtungen tragen diesen Charakter an sich, wie namentlich die Fabeln, die Parabeln, die Allegorien. Die Fabel hat eine „Lehre", und diese ist nicht erst aus der Dichtung abgezogen, in welcher sich ja dieselbe meistentheils nur mehr oder weniger ungenügend begründet vorfindet, sondern sie hat zuerst existirt, und ist dann nur hinterher dichterisch verkörpert worden. Nicht selten sehn wir auch ungehörig Anfoderungen in diesem Charakter sich geltend machen, und denselben genügt werden. Wie jener Mathematiker, nachdem er sich ungern zum Hören einer Oper hingegeben hatte, die Frage aufwarf, was denn dadurch bewiesen werde: so haben in den weiter vorliegenden Zeitaltern der menschlichen Kulturentwickelung häufig Philosophen und Gelehrte von dem Dichter verlangt, daß er in ihrem Interesse und Charakter arbeiten solle. Ein sehr merkwürdiges Beispiel hievon liegt

*) Weiteres über diese interessante Umsetzung der geistigen Entwickelung habe ich schon in meiner „Pragmatischen Psychologie", Band I, S. 378 f. vgl. 386 mitgetheilt.

uns bei Tasso's Gerusalemme liberata vor*). Nicht nur, daß er der Gesellschaft von Gelehrten gegenüber, welcher er, der damals herrschenden Sitte gemäß, sein Gedicht zur Kritik übergeben hatte, dasselbe in hundert Einzelnheiten vertheidigen mußte: aus dem Pythagoras, dem Plato, dem Aristoteles, dem heiligen Thomas 2c. den Beweis führen, daß Urania als Muse angerufen werden könne, daß es auch im Himmel Töne gebe 2c.: ein Geistlicher, Silvio Antoniano, trug gar darauf an, daß er Alles ausmerzen solle, was sich irgend auf Liebe oder auf Magie beziehe; und besonders dringend und streng machte sich die Zeitanfoderung geltend, daß sein Gedicht, wenn es auf eine höhere Geltung Anspruch machen wolle, eine Allegorie in sich darstellen müsse. Innerlich seufzend unterwarf sich Tasso, und faßte, im Interesse davon, seine Allegoria della Gerusalemme liberata ab. Die christliche Armee, welche verschiedene Fürsten und Soldaten in sich fasse, bedeute den natürlichen Menschen, der aus Seele und Leib bestehe, aus einer Seele, welche in viele und verschiedene Vermögen getheilt sei. Jerusalem, eine starke Stadt, auf einem felsigen Bergzuge gelegen, und auf welche das vorzüglichste Bestreben des Heeres gerichtet sei, bedeute das bürgerliche und öffentliche Glück; während Gottfried selbst den herrschenden Verstand darstelle, Rinaldo, Tankred und Andere die niederen Vermögen des Geistes, und die Soldaten den Körper. Die Eroberung, mit welcher das Gedicht ende, sei ein Emblem des bürgerlichen Glükkes. Aber da dies nicht der letzte Zweck eines christlichen Mannes sein solle, so schließe das Gedicht mit dem Gebete Gottfrieds: wodurch bezeichnet werde, daß der Verstand, nachdem er sich in öffentlichen Bestrebungen ermüdet, zuletzt Ruhe suchen

*) Siehe **Henry Stebbing, Lives of the Italian Poets (2d ed. London 1832), Vol. III, p. 51 ss. u. 63 ss.**

solle in der Betrachtung der Segnungen eines glückseligen ewigen Lebens.

Aber genug von dieser Ausführung. Aehnliche Anfoderungen und ein ähnliches Anbequemen an dieselben haben wir ja nur zu vielfach auch in unserer Zeit, namentlich in den bei den Engländern so beliebten Lehrgedichten und Tendenzromanen. Dabei leuchtet in die Augen, wie unter dergleichen doktrinellen Einmischungen das poetische Schaffen, welches (wie wir gesehn) ganz andere Grundfaktoren hat, immer mehr oder weniger leiden muß: wie es auch einmal Bulwer offen eingesteht, daß in Folge der einsamen Beschäftigung mit philosophischen Studien und Untersuchungen, während deren er seine beiden letzten Romane (The Disowned und Devereux) geschrieben, die dramatische Färbung, welche der Dichtung angehöre, zu oft vernachlässigt worden sei; der Arbeiter (wie er fortfährt) sei noch nicht hinreichend Meister seiner Kunst, um sich der Eitelkeit zu entschlagen, die Räder des Mechanismus zur Schau zu stellen, und lenke die Aufmerksamkeit zu gern auf die zarten und langwierigen Operationen, durch welche die Maschine in Bewegung gesetzt und das Resultat gewonnen werde.

Unbedenklicher, und wenn auch nicht gerade für dieselben Individuen, doch für das menschliche Geschlecht im Ganzen mit Nothwendigkeit als Aufgaben bedingt, sind zwei andere Formen der Fortbildung, in denen das Aesthetische Grundlage von Erkenntnissen werden kann, und welche die bisher betrachtete ergänzen.

Zuerst nämlich können die ästhetischen Zusammenbildungen selber, sowohl die ursprünglichen (die Unterlegungungen des Inneren unter die affektiven Auffassungen) als die später sich anschließenden (das Entstehn von Stimmungen und die ästhetischen Produktionen, die zu Kunstdarstellungen führen), Gegenstände der Erkenntniß werden. Vermöge dessen also entsteht die Wissenschaft, welche den Namen „Aesthetik“

führt. Diese logische Ausbildung ist (wohl zu merken) in keiner Art eine mit der specifischen Natur des Aesthetischen in Verbindung stehende: indem ja dieselbe ganz eben so für das Moralische, für das Religiöse, für das Logische selber, kurz für alle Bildungsprocesse und Bildungsprodukte unserer Seele eintritt.

Aber dieses Eintreten ist, wie die Geschichte der Philosophie zeigt, für die verschiedenen Gattungen der psychischen Entwickelungen zu sehr verschiedenen Zeiten und in sehr verschiedenen Vollkommenheiten erfolgt, jenachdem die Bildungsformen des Zuerkennenden dafür günstigere oder ungünstigere Charaktere darboten. Die Aesthetik ist bekanntlich die jüngstgeborene unter allen philosophischen Wissenschaften, und noch immer die bei weitem am unvollkommensten ausgebildete. Die Gründe hievon sind nicht schwer anzugeben. Nicht nur, daß der Umfang der Aufgabe bedeutende Schwierigkeiten darbot: indem Derjenige, welcher das Aesthetische in seiner ganzen Ausdehnung behandeln wollte, in allen Kunstsphären wenigstens so weit einheimisch sein mußte, daß er ihre Produkte mehr innerlich zu erfassen und zu würdigen im Stande war; sondern eben so große Schwierigkeiten, wie in der Peripherie, waren auch im Mittelpunkte zu überwinden. Man nehme die ersten Grundbestimmungen über das Aesthetisch-Schöne: „dunkel oder sinnlich erkannte Vollkommenheit", wie dasselbe von Demjenigen, welchen man gewöhnlich als Gründer dieser Wissenschaft ansieht, von Alexander Baumgarten bestimmt wurde; „Nachahmung der schönen Natur", wie Batteux die Kunst charakterisirte; „Zweckmäßigkeit ohne Vorstellung eines Zweckes", was Kant als Definition des Naturschönen aufstellte: wie überaus unvollkommen ist alles dies!*) — Woher diese Unvollkommenheit? — Unstreitig, weil

*) Wir werden sogleich im folgenden Aufsatze hierauf zurückzukehren, und dann das hier allgemein Angegebene bestimmter zu charakterisiren Gelegenheit haben.

beiderlei Individualitäten, die philosophische und die ästhetische, in bestimmt fixirten Formen und zu weit auseinanderliegen, als daß in jenen früheren Zeiten ein tiefer greifendes lebendiges Hinüberversetzen aus der ersten in die zweite möglich gewesen wäre. Die geistige Welt mußte erst noch beweglicher, oder, um es bestimmt zu bezeichnen, auch in formaler Beziehung mehr encyklopädisch gestimmt werden in Folge der mannigfachen Reflexe verschiedenartiger Ausbildungen, schon von der frühesten (noch mehr flüssigen) Bildung her, und in Verbindung hiemit die Wissenschaft von diesen verschiedenartigen Ausbildungen, die Psychologie, mehr vertieft. Erst dadurch konnte von den philosophischen Denkern die Gewandtheit erworben werden, welche sie befähigte, die zwischen ihnen und den Künstlern liegende Kluft mit Sicherheit zu überspringen.

Die zweite, oder vielmehr die dritte Beziehung, in welcher das Aesthetische zur Grundlage für die Ausbildung von Erkenntnissen werden kann, liegt uns darin vor, daß die in den ästhetischen Darstellungen dargebotenen Bilder aus der Natur und Menschenwelt mit ihnen ähnlichen Vorstellungen zu Begriffen rc. verarbeitet werden können. Während also bei der zuerst in Betracht gezogenen Verarbeitung die Aufgabe dahin ging, die im Aesthetischen selber vorliegende gleichnißartige Beziehung unmittelbar in eine logische zu verwandeln, bei der zweiten Verarbeitung das Aesthetische als Produkt unseres Geistes oder subjektiv mit anderen einstimmigen Produkten zusammengefaßt wurde, so wird dagegen hier das Aesthetische in seine beiden Bestandtheile aufgelös't, und diese, jede für sich, wie alle anderen Vorstellungen, mit objektiv einstimmigen in Gruppenverbindungen gebracht, die dann zu Begriffs- und anderen logischen Auffassungen führen. In dieser Weise schöpft der Philosoph fortwährend aus naturtreuen Dicht- und anderen Kunstwerken eben so, wie aus der Wirklichkeit und den sich dieser unmittelbar anschließenden Darstellungen (aus Selbstbiographien,

Briefsammlungen rc.). Die lebendige Anschaulichkeit der dargebotenen Bilder, die Abstreifung von unwesentlichem Nebenwerk, welches so oft bei der Wirklichkeit einer reinen und scharfbestimmten Auffassung hinderlich ist, geben dem Aesthetischen sogar einen gewissen Vorzug für die wissenschaftliche Forschung; und was für jene beiden ersten Klassen von logischen Verarbeitungen, aus der Grundnatur des Aesthetischen heraus, so bedeutende Schwierigkeiten bedingte, fällt hier weg: wo wir ja das von den ästhetischen Darstellungen Entgegengebrachte erst dann logisch verarbeiten, nachdem wir es der ästhetischen Form entkleidet, aus derjenigen Zusammenbildung, welche dieser Form eigenthümlich ist, herausgenommen und abgelös't haben. Daher ist es denn auch abzuleiten, daß diese Art von logischer Verarbeitung von jeher bei Individuen und bei Zeitaltern in so großer Ausdehnung zur Ausbildung gekommen ist, daß sie gewissermaßen als Regel, als durchgreifendes Entwickelungsgesetz angesehn werden kann. Durch Milton rc. wurde für Locke, durch Addison, Pope rc. für die englischen Moralphilosophen der Weg geebnet; und bei uns Deutschen ist auf die poetische Periode von Klopstock und Wieland die Blüthe der Psychologie unter der eklektischen Philosophie in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhundertes gefolgt, und ist durch das Zeitalter von Göthe rc. die gegenwärtig für die Psychologie eingetretene Reform bedingt worden.

Prägen wir dies noch in einigen specielleren Punkten bestimmter aus, so ist es zuerst augenscheinlich, daß sich in dieser Hinsicht die verschiedenen Künste verschieden verhalten müssen. In größerer Ausdehnung wird der Wissenschaft diese Unterstützung nur von den Kunstprodukten dargeboten, welche die Menschennatur darstellen, und unter diesen wieder vorzugsweise von den poetischen, da diese durch das Medium der Wörter erfolgen, welchen logische Auffassungen zum Grunde liegen, und die also vermöge dessen einen leichteren Uebergang zur

Erkenntniß hin darbieten. Bei den Auffassungen der äußeren Natur sind die ästhetischen Unterlegungen im Allgemeinen von zu unbestimmtem Charakter, als daß der Wissenschaft daraus bedeutende Förderungen erwachsen könnten (vgl. oben S. 168f.).

Eben so zeigen sich auch bedeutende Verschiedenheiten in Betreff der Individuen und der Zeitalter. Meistentheils sind es andere Individuen, und selbst andere Zeitalter, welche das im ästhetischen Gewande Dargebotene wissenschaftlich verarbeiten. Aber da im menschlichen Geiste, sobald nur die Faktoren in der erfoderlichen Vollständigkeit und Vollkommenheit vorhanden sind, Alles neben einander Platz hat, so ist auch nichts dagegen, daß diese Verarbeitung in demselben Individuum eintrete. Da aber zeigt sich denn eine interessante Verschiedenheit in Betreff der drei bezeichneten Gattungen der wissenschaftlichen Verarbeitung, jenachdem die Eigenthümlichkeit eines Dichters mehr nach der objektiven oder mehr nach der subjektiven Seite hinliegt (vgl. Band II, S. 203 ff.). Man veranschauliche sich dies an Göthe und Schiller. Die Erkenntnißbildung, welche bei dem Ersteren bekanntlich in großer Ausdehnung neben der dichterischen fortging, liegt fast durchaus in den beiden objektiven Richtungen der logischen Zusammenbildung, der ersten und der dritten vorher angegebenen Form. Wir finden bei ihm Versuche, die ästhetischen Zusammenbildungen selber logisch zu deuten, namentlich in seinen Studien zur Morphologie, und wir finden einen sehr großen Reichthum höchst schätzbarer Bemerkungen über menschliche Gemüthsbewegungen, Charaktere, Gesinnungen 2c.; dagegen wenig, was sich auf Aesthetik bezieht, so daß er bei allem Dem, was er in dieser Richtung zu unternehmen, namentlich im Briefwechsel mit Schiller, nicht vermeiden konnte, beinah durchgängig bei bloßen Erzählungen von Erfahrungen, die er an sich selber gemacht hatte, stehn bleibt. Dagegen Schiller, der überwiegend subjektive Dichter, sich auch vorzugsweise mit diesen auf das Subjektive

gehenden Untersuchungen beschäftigt hat, und alles Ernstes zum Aesthetiker geworden ist, während, wie Göthe in dieser, so er in jenen beiden anderen Richtungen, wo er dieselben eingeschlagen hat, meistentheils bei den ersten Schritten stehn geblieben ist.

III.

Zur Kunstlehre der religiösen Bildung.

Wie hat sich die Dogmatik zu ihren drei Grundwurzeln, zur Religion, zur Geschichte und zur Philosophie, zu stellen?

Die Beschuldigung der Gemüthlosigkeit, welche ich im vorigen Hefte (S. 75 ff.) gegen die gebräuchliche Dogmatik ausgesprochen, hat Anstoß erregt. Dieselbe sei unbillig: denn wie viele gemüthvolle Männer gebe es, und habe es von jeher gegeben unter den Dogmatikern; und sie sei schief: denn die Dogmatik sei ja eine Wissenschaft, und die Wissenschaft habe sich nicht in den Formen des Gemüthes, sondern in strengen Erkenntnißformen auszubilden.

Was das Erste betrifft, so habe ich auch nicht in einer einzigen Stelle in dem hier gebrauchten Plural gesprochen. Daß von jeher viele Dogmatiker zugleich Gemüth, und ein reiches und inniges Gemüth gehabt und selbst neben der Dogmatik in ihren Schriften ausgesprochen haben, weiß ich sehr wohl;

und ich habe das Glück gehabt, und habe es noch, mehrere, welche vermöge dessen liebenswürdig sind, selbst zu kennen. Aber gerade hiedurch wird ja die Sache, um welche es sich handelt, nur in ein um so helleres und schlagenderes Licht gesetzt. Wenn so viele von Seiten ihres Gemüthes ausgezeichnete Männer dennoch durch die Dogmatik dahin geführt worden sind, auf der einen Seite das reiche Gemüth, welches so vielfach in unseren biblischen Schriften vorliegt, zu übersehn und zu verkennen, und auf der anderen Seite eben so die Foderungen zu übersehn, welche durch die Stellung ihrer Wissenschaft für diese selber in Betreff dessen sich ergeben: so muß doch eben die ganze Tendenz dieser Wissenschaft Dem entschieden abgekehrt sein. Ich habe im Allgemeinen schon angegeben, in welcher Art dies meiner Ansicht nach bedingt worden ist: nicht durch vorübergehende Zufälligkeiten, sondern dadurch, daß sie sich zu tief mit gemüthlosen philosophischen Spekulationen eingelassen hat. Dies führt uns unmittelbar zu dem zweiten Anstoße hinüber.

Da wäre es nun in der That sehr arg, wenn ich die so verschiedenen Aufgaben, welche für die Wissenschaft, und welche für das Gemüthliche vorliegen, sollte zusammengeworfen haben. Aber eben deshalb ist es auch von vorn herein sehr unwahrscheinlich. Ueberall habe ich auf die größte Strenge und Schärfe in der Wissenschaft, und namentlich bei der Wissenschaft vom menschlichen Geiste, in allen ihren Theilen, gedrungen; habe überdies in der Logik den Unterschied zwischen dem eigentlich Logischen und den „synthetischen Grundlagen" der Erkenntniß schärfer und bestimmter, als meines Wissens irgend ein Anderer, geltend gemacht*). Aber gerade aus dieser Unterscheidung ist die Anfoderung hervorgegangen, welche der bezeichneten Anklage zum

*) Vgl. mein „System der Logik als Kunstlehre des Denkens", bes. Th. I, S. 151 ff.; auch oben S. 129 ff.

Grunde liegt. Das Logische soll in allen Wissenschaften nur Klarheit hinzugeben, durchsichtig die Grundverhältnisse und Grundcharaktere zur Darstellung bringen, welche in und an den Gegenständen der Erkenntniß vorliegen. Dies haben wir überall als die höchste Norm anzusehn; wie weit dies erreicht ist, der zu erkennende Gegenstand, in allen wesentlichen Beziehungen oder in seiner vollen Eigenthümlichkeit. zur Darstellung gebracht, so weit haben wir eine wahre Wissenschaft, oder die ihrer Bestimmung nachgekommen ist. Hat dagegen die Erkenntniß statt dessen ein Fremdes untergeschoben, oder auch nur was nicht das Wesentliche ist, ein bloßes Nebenwerk in den Vordergrund gerückt, oder will endlich das Logische selbst Alles in Allem sein, so ist sie ihrer Bestimmung nicht nachgekommen, ist sie eine irre gegangene Wissenschaft.

Man mache sich dies, ehe wir es für die Dogmatik zur Anwendung bringen, durch einige einfachere, unbedenklichere und in ihrer Fehlerhaftigkeit bereits allgemeiner erkannte und anerkannte Beispiele anschaulich. Mit vollem Rechte drang Baco darauf, daß die bisher für die Naturwissenschaften übliche Methode mit einer grundwesentlich verschiedenen vertauscht würde. Weshalb? — Weil in der scholastischen Behandlung derselben die Logik Alles in Allem sein wollte: sich einer sorgsamen Auffassung und Beobachtung der in der Natur vorliegenden Qualitäten, Beziehungen, Erfolge entschlug, a priori der Erfahrung aus ihren eigenen Formen heraus darüber entscheiden zu können glaubte. Man nehme ferner Dasjenige, was wir so eben im vorangehenden Aufsatze in ähnlicher Beziehung ins Auge zu fassen Veranlassung gehabt haben: die Bestimmungen über das Schöne, wie sie bei der ersten Begründung der Aesthetik geltend gemacht worden sind. In der Wolfischen Schule, namentlich bei Baumgarten, sehn wir dasselbe bestimmt als die sinnlich oder dunkel erkannte Vollkommenheit,

gegenüber der deutlich oder durch den Verstand erkannten, mit welcher es die Logik zu thun habe. Hier haben wir nicht jenes Zusammenwerfen mit dem Logischen; aber eben so ungehörige Unterschiebungen: denn in den ästhetischen Natur- oder Kunstauffassungen haben wir weder ein Erkennen, noch sind dieselben auf das Sinnliche beschränkt; vielmehr haben sie ja ihr Wesen, im Unterschiede mit den bloß sinnlichen Auffassungen, gerade darin, daß sie dieselben durch die Unterlegung eines affektiven Inneren (oder An-sich) vertiefen oder vergeistigen (vgl. Bd. I, S. 194 f., 196 f., 491 ff.). Aehnlich, wenn von Batteux und Anderen das Wesen der Kunst in die Nachahmung der schönen Natur gesetzt; und wenn von Kant der Geschmack am Schönen als ein Wohlgefallen ohne Interesse oder als eine Lustempfindung an der Zweckmäßigkeit ohne Vorstellung eines Zwekkes bestimmt wurde. Wir haben nicht, wie dort, ein entschieden dem zu erkennenden Gegenstande Fremdartiges; aber die zur Charakteristik gegebenen Bestimmungen gehn doch nur um den eigentlichen Gegenstand herum, mit Negationen, welche nicht die Sache selber fassen, oder in der Hervorhebung von Nebenwerk, von beiläufig damit in Verbindung Stehendem. Die Kunstwerke haben allerdings eine Aehnlichkeit mit der Natur, aber sie ahmen dieselbe nicht nach, sondern geben sie in einem eigenthümlich höheren Charakter, verinnerlicht oder vergeistigt, wieder. Das Wohlgefallen, welches bei der Auffassung des Schönen in uns gewirkt wird, hat freilich nichts in sich von dem Interesse, welches die Menschen an sinnlichen Genüssen oder sonstigen eigennützigen Förderungen empfinden, aber ist dafür von einem anderen, ungleich tiefer greifenden Interesse begleitet; und wenn es auch richtig ist, daß dabei kein Zweck vorgestellt wird, so erhalten wir doch durch diese Bestimmung keinen Aufschluß darüber, was denn wirklich dabei vorgestellt oder vielmehr empfunden werde. Nicht nur dies aber, sondern Unterschiebungen der einen oder der anderen Art wirken auch ent-

schieden nachtheilig: indem sie die Beobachtung und die Praxis von Demjenigen ablenken, was zur wahren Erkenntniß und zu fruchtbaren praktischen Anwendungen geführt haben würde.

Wie nun mit der Dogmatik? — Die Religion ist unstreitig wenigstens größtentheils Sache des Gemüthes; und da sie dies ist, so müssen wir auch entschieden die Foderung aufstellen, daß die Dogmatik, welche doch als der Mittel- und Brennpunkt der gesammten Theologie anzusehn ist, von diesem Grundcharakter der Religion Zeugniß ablege. Allerdings soll die Wissenschaft nicht in gemüthlicher Form ausgebildet werden; vielmehr in der logischen Strenge und Schärfe, welche durch die Schwierigkeit der Gegenstände, mit welchen sie zu thun hat, bedingt werden. Aber wir müssen verlangen, daß durch die logischen Formen überall die Grundlagen der Erkenntniß, oder die Grundformen, in welchen uns das Uebersinnliche ursprünglich zur Auffassung kommt, rein und unverfälscht hindurchscheinen, und Zeugniß davon ablegen, daß der Bearbeiter der Wissenschaft die Religion in lebendig frischer Anschauung oder vielmehr Empfindung vor sich gehabt habe. So findet es sich nun eben bei unserer Dogmatik nicht; und hierauf war die früher ausgesprochene Anklage gerichtet, daß diese Wissenschaft von ihrer wahren Bestimmung abgewichen sei. Es fragt sich: wie, und durch welche Verhältnisse bedingt? — In Betreff dessen soll der gegenwärtige Anfsatz den früheren zugleich rechtfertigen und ergänzen.

Auch hier, wie in den vorher angeführten Beispielen, ist die klar-bestimmte Nachweisung der begangenen Fehlgriffe nicht bloß theoretisch und historisch, sondern auch praktisch von der höchsten Wichtigkeit. Man hat mit Recht darüber geklagt und seine Verwunderung geäußert, daß das Christenthum, welches ja das Religiöse so rein und so reich zur Darstellung gebracht habe, doch nicht nur in moralischer, sondern auch in religiöser Beziehung, verhältnißmäßig von so wenig durchgreifender und

bleibender Fortwirkung gewesen sei. Die Reformation war gegen zufällig eingetretene Mißbräuche gerichtet, welche sich in dieser Hinsicht eingeschlichen hatten, und denen sie wirksam abgeholfen hat. Aber eben nur diesen zufällig eingetretenen Mißbräuchen hat sie abgeholfen; in Betreff der Hauptsache, in Betreff des eben bezeichneten Mangels an wahrhaft praktischer Wirksamkeit, ist keine bedeutende Verbesserung, ja in manchen Punkten eher eine Verkümmerung eingetreten. Ich bin ein sehr entschiedener Protestant; aber ich kann es dessenungeachtet nicht ableugnen, daß der Katholicismus ungleich mehr gemüthliche und praktische Elemente enthält. Deshalb hat man sich denn auch mehrmals, und namentlich wieder in der allerneuesten Zeit, dazu veranlaßt, ja vermöge einer inneren Nothwendigkeit, welche in der Empfindung jenes Mangels ihre Grundwurzeln hat, dazu gedrängt gesehn, zu den gemüthlicheren und praktischeren Formen des Katholicismus zurückzukehren. Ich meine die „innere Mission" und die Kirchenvisitationen in den eigenthümlichen Formen, wie sie in der letzten Zeit eingerichtet worden sind. Dies ist nichts weniger als zufällig, vielmehr in dem Charakter, welchen der Protestantismus, wir wollen nicht sagen, in seinen ersten Anfängen, aber doch sehr früh in seiner Fortbildung, und namentlich in seiner Dogmatik angenommen hat: indem er (um das πρῶτον ψεῦδος sogleich bestimmter anzugeben), der Religion und den geschichtlichen Urkunden des neuen Testamentes gegenüber, einer unvollkommenen Philosophie ein durchaus ungehöriges Uebergewicht eingeräumt hat.

Die Dogmatik hat (dies können wir wohl als allgemein zugestanden ansehn) wesentlich drei Grundwurzeln: die Religion (in ihrer allgemein-menschlichen Bedingtheit), die Geschichte und die Philosophie. Die Religion: denn die Gegenstände der Religion sind ja ebenfalls ihre Erkenntnißgegenstände. Die Geschichte: denn sie hat dieselben zu ihren

Erkenntnißgegenständen nicht im Anschluß an die Empfindungen, Gefühle, Gesinnungen, Vorstellungen ꝛc., welche durch die Grundnatur der menschlichen Seele für alle Menschen gleichmäßig prädeterminirt sind, sondern im Anschluß an bestimmte, geschichtlich vorliegende Ausbildungen derselben. Und endlich hat die Dogmatik allerdings auch die Philosophie zu ihrer Grundwurzel, inwiefern sie nämlich Wissenschaft ist, und somit die Formen der wissenschaftlichen Erkenntniß, welche sich weder in den allgemein-menschlichen noch in den ihr besonders vorliegenden geschichtlichen Ausbildungen der Religion vorfinden, nirgend anders als aus der Philosophie entlehnen kann. Da geht nun eben unsere Anklage darauf, daß die Dogmatik der Philosophie einen Einfluß auf sich gestattet hat, der weit über den so eben bezeichneten wohlberechtigten hinausgeht, und durch welchen, theoretisch und praktisch zu großem Nachtheile, die der Religion und der Geschichte gebührenden Rechte beeinträchtigt worden sind. Dies müssen wir nun mehr im Einzelnen nachweisen.

I. Das Verhältniß der Dogmatik zur Religion.

Was haben wir als die Natur der Religion anzusehn? Welche Stellung hat sie in der Entwickelung der menschlichen Seele? Welche Grundfaktoren?

Die hier aufgeworfenen Fragen habe ich schon in früheren Aufsätzen beantwortet. Da aber die Natur der Religion fortwährend von den verschiedensten Seiten verkannt wird, so müssen wir das dort Auseinandergesetzte, in bestimmter Beziehung auf das jetzt zur Betrachtung Vorliegende, wenigstens in den Hauptzügen uns vergegenwärtigen.

Zuerst also ist, im Gegensatze gegen die Vorurtheile unserer spekulativen Philosophie, namentlich der Hegelschen

Schule, und eben so im Gegensatze mit den sogenannten „Lichtfreunden“ und Anderen, welche die Lehren Jener ins praktische Leben einzuführen unternammen haben, entschieden der Satz aufzustellen: daß die Religion nicht Spekulation ist, und nicht durch diese ersetzt werden kann. Die Religion hat es überhaupt nicht mit dem Erkennen, sondern mit Empfindungen und praktischen Bedürfnissen zu thun. Gesetzt auch, daß von den spekulativen Principien jener Schulen her das Höchste, welches sie sich einbilden geleistet zu haben, und wogegen ihre wirklichen Leistungen in einem lächerlichen Maße zurückbleiben, irgendwie zu leisten wäre: eine Erkenntniß zu gewinnen aus dem Absoluten heraus von der wirklichen Weltentwickelung in ihren verschiedenen Formen und Phasen, so würde hiemit doch nicht den Bedürfnissen genügt sein, welche den Menschen zur Religion drängen. Was zu dieser drängt, sind affektive und praktische Bedürfnisse; ist, um es mit Einem Worte zu bezeichnen, die durchgehende Beschränktheit der Natur und der Stellung des Menschen in affektiver und praktischer Hinsicht. Alles Irdische, in uns eben so wohl wie um uns, und in welcher Vollkommenheit wir es auch erkennen und uns praktisch dafür ausbilden mögen, gewährt uns keinen sicheren und unter allen Umständen bleibenden Halt. Gesundheit, Wohlstand, Achtung, Ansehen und Ehre, Familie und Freunde, kurz Alles, worauf der Mensch sein Verlaß und sein Vertrauen setzen mag, können uns entrissen werden, oder sich gegen uns kehren; auch uns selber können wir verlieren durch Seelenkrankheiten. Ein sicherer, ein durchaus dauernder Halt also ist nur in Demjenigen zu finden, was über alles Irdische hinausliegt, und wohin alle Schicksalsschläge nicht hinanreichen: im Ueberirdischen, wie wir es zwar nicht im einem klar-bestimmten Erkennen, aber doch in den Ueberzeugungen des Glaubens und des Ahnens erreichen und uns aneignen können. Also die Grundwurzel der

Religion ist allerdings, wie man es genannt hat, die „absolute Abhängigkeit" des Menschen. Aber wohl zu merken, nicht die Empfindung von dieser ist schon Religion, sondern die Erhebung über dieselbe: das Einswerden mit dem Ueberirdischen, welches uns Gott als den liebenden Vater aller Menschen im Glauben erfassen läßt, und uns hiedurch, wie unvollkommen auch sonst dieses Erfassen sein mag, Trost und Beruhigung giebt*).

Eben so müssen wir uns auch gegen die Ansicht erklären, welche, wenn sie auch nicht eigentlich von Kant aufgestellt worden ist, doch im Verfolge des von ihm Aufgestellten innerhalb der Kantischen Schule ausgebildet worden ist: daß die Religion nur Bedeütung habe im Interesse der Moral, oder

*) Man vergleiche die weiteren Auseinandersetzungen, welche ich hierüber in meinem „System der Metaphysik und Religionsphilosophie" bes. S. 548 ff. gegeben habe; auch hiezu und zum Folgenden Bd. II der gegenwärtigen Zeitschrift, S. 96 ff. — Will man sich das hier im Allgemeinen Angegebene an einem einzelnen Beispiele gewissermaßen kompendiarisch veranschaulichen, so nehme man das folgende von Wilhelm von Humboldt, welcher doch bekanntlich sonst eben nicht wegen seiner religiösen Richtung gerühmt wurde. In Rom war ihm sein ältester Sohn schnell an einem bösartigen Fieber hingerafft worden. „Ich schreibe Ihnen (heißt es in einem Briefe an Schiller) mit wehmüthigem Herzen. Ich kann sagen, daß mich, seit ich lebe, jetzt das erste Unglück betroffen hat. Aber der erste Schlag ist auch fast der härteste, der mich je hätte treffen können .... Dieser Tod hat mir auf der einen Seite alle Sicherheit des Lebens genommen. Ich vertraue nicht meinem Glücke, nicht dem Schicksale, nicht der Kraft der Dinge mehr. Wenn dies rasche, blühende, kraftvolle Leben so auf einmal untergehn konnte, was ist denn da noch gewiß? Und auf der anderen Seite habe ich wieder auf einmal so eine unendliche Sicherheit mehr gewonnen. Ich habe den Tod nie gefürchtet, und nie kindisch am Leben gehangen; aber wenn man ein Wesen todt hat, was man liebt, so ist die Empfindung doch durchaus verschieden. Man glaubt sich einheimisch in zwei Welten." — Dasselbe wird sich, durch diese oder jene Mittelglieder hindurch, bei allem Anderen, was dem Menschen theuer ist, Aeußerem und Innerem, bethätigen.

inwiefern dadurch die moralische Vervollkommnung der Menschen gefördert werde. Die Bedürfnisse, die zur Religion führen, haben einen bei weitem größeren Umfang; und die gelegentliche Unterstützung, welche die religiösen Ueberzeugungen für das Moralische gewähren können, sind ungleich ausgedehnter in anderer Weise zu gewinnen: durch eine auf die Thatsachen unseres Selbstbewußtseins gegründete psychologische Pragmatik, welche dann allerdings unter Anderem auch den hohen Werth anerkennen und begründen wird, welcher in dieser Hinsicht den durch die Religion dargebotenen Unterstützungen eigen ist. Ueberdies aber bildet sich ungleich ausgedehnter und zwingender das umgekehrte Verhältniß aus. Während die Religion gelegentlich für die Moral förderlich und selbst Bedürfniß wird, so bedarf auf der anderen Seite, wenn auch nicht die Moral, doch die Auffassung der moralischen Entwickelung des Menschengeschlechtes wesentlich der Religion zu ihrer Ergänzung. Alle unsere inneren und äußeren Handlungen erfolgen entschieden moralisch frei aus uns selber heraus; aber gleichwohl ist auch unsere moralische Entwickelung, ist eben die Freiheit, mit welcher wir unsere Handlungen bestimmen, ein Produkt der Bildungsverhältnisse, unter denen wir uns ausgebildet haben (siehe Band II, S. 407 ff.). Da also entsteht für den einigermaßen weiter Blickenden, und der zugleich auch mit seinem Gemüthe und Interesse die übrigen Menschen umfaßt, noch mehr als in Betreff der Zustände oder der Glückes und Unglückes, das Bedürfniß einer Beruhigung von höherem Charakter. Dieser Ekel und Abscheu erregenden Masse von sittlicher Verderbtheit gegenüber, die uns aber zugleich zu innigem Mitleid stimmt und tief erschüttert, vermögen wir, da alle unsere Bemühungen zur Abhülfe doch jedenfalls nur einen unbedeutenden Beitrag dazu leisten können, lediglich im Glauben an eine göttliche Vorsehung Beruhigung zu gewinnen: einer göttlichen Vorsehung, welche auch dies Alles in einer von uns

nur in unbestimmten Ahnungen zu erfassenden Weise zum Guten hinüberführen wird (vgl. Heft I des gegenwärtigen Jahrganges, S. 123 ff.).

Die Religion also (wenn wir es nun zusammenfassen) ist weder Sache der theoretischen noch der praktischen Philosophie, sondern Sache des Gemüthes. Außerdem auch des Gefühls, aber in anderer Art. Die Gefühle, welche sich auf Gott und das sonstige Ueberirdische beziehn, sind allerdings auch religiöse, aber die doch schon mehr nach der Erkenntnißseite oder nach dem Metaphysischen hin liegen (vgl. Heft I, S. 65).

In Christus nun, wie uns die Evangelien sein Bild erhalten haben, liegt diese Ausbildung der Religion in der reichsten Fülle und in bewunderungswürdiger Reinheit vor. Aber wie viel, oder vielmehr wie überaus wenig giebt uns hievon die Dogmatik in ihrer gewöhnlichen Gestalt wieder! — Man vergleiche etwa Dasjenige, was einen so großen Raum darin einnimmt, und was einen eben so ausgedehnten, leider, in der Geschichte der Kirche eingenommen, und den Geist christlicher Bruderliebe vergiftet hat: die Bestimmungen über die beiden Naturen in Christo, namentlich wie sie in den monophysitischen und monotheletischen Streitigkeiten festgestellt worden sind. Für das Gemüth und für die praktische Bildung ist daraus nicht das Mindeste zu nehmen: denn diesen liegen sie gänzlich zur Seite. Und (wie wir sogleich hinzufügen können) für die Erkenntniß auch nichts: denn die menschliche Vernunft ist viel zu beschränkt, als daß sie von Gottes innerem Wesen und seinen Verhältnissen zur menschlichen Natur irgendwie ein Wissen zu erwerben vermöchte. Also was haben wir dann? — Im Anschluß an einzelne Wörter, welche man aus ihrem natürlichen Zusammenhange herausgerissen, hat man sich in metaphysischen Spitzfindigkeiten umhergedreht, bei welchen, eben jener Beschränktheit der menschlichen Vernunft

wegen, nichts für das Denken zu gewinnen, und eben so wenig etwas zu empfinden, oder die Triebe zum Guten zu beleben und zu stärken waren. Man vergleiche nun hiemit Christi eigene Aussprüche über sich und sein Verhältniß zu Gott und zur menschlichen Natur. Findet sich von allem Dem wohl auch nur eine Spur? — Er sagt allerdings: „Ich und der Vater sind Eins" (Joh. X, 30); aber er sagt dies in Verbindung damit, daß (wie es im Vorangehenden heißt) seine Schafe seine Stimme hören und ihm folgen, und er ihnen durch seine Lehre das ewige Leben geben werde, so daß sie niemand aus seiner und seines Vaters Hand zu reißen vermöge. Er sagt eben so: „Wer mich siehet, der siehet den Vater", und „glaubet mir, daß ich im Vater bin, und der Vater in mir ist" (Joh. XIV, 9 u. 11). Aber er sagt es wieder lediglich in gemüthlicher und praktischer Beziehung: in Beziehung darauf, daß (V. 17 u. 20) er ihnen den Geist der Wahrheit geben wolle, daß sie dann inne werden sollten, daß eben so auch sie in ihm und er in ihnen sei. Also keine Spur von einer metaphysischen Theorie, wie dieselbe in der Dogmatik vorliegt, recht eigentlich und allein im Grundcharakter der Religion. Seine Einheit mit Gott soll auch sie zur Einheit mit Gott führen, für sie Ursache einer höheren inneren Vollkommenheit und Haltung, den Versuchungen und den Unbilden der Welt gegenüber, werden: wie er es an einer anderen Stelle ausspricht: „Darum sollt ihr vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist (Matth. V, 48). Wollte man hierüber noch irgend einen Zweifel hegen, so nehme man die Stellen hinzu, wo sich Christus, aus derselben Gesinnung heraus, über sein Nicht-Eins-sein mit seinem Vater ausspricht. „Was heißest du mich gut? (erwidert er Dem, welcher ihn „guter Meister" genannt hatte). Niemand ist gut denn der einige Gott" (Matth. XIX, 17, Luc. XVIII, 19). Und in Verbindung damit, daß er sie nach Gottes Rathschluß ver-

lassen müsse, tröstet er sie mit den Worten, „der Vater ist größer denn ich“, und dieser werde ihnen also in anderer Weise, und noch vollkommener, als er selber vermöge, die Haltung im Höheren zu geben wissen, welche sie bisher an ihm gehabt hätten (Joh. XIV, 28, vgl. 26 f. u. 31). Wie schön ergiebt sich hier, für das begrifflich oder metaphysisch Widersprechende, die tiefere Einstimmigkeit dem lebendig aus der Fülle seiner Liebe heraus sich bethätigenden religiösen Gemüthe! Aber welch ein Abstand zwischen diesen Aussprüchen und den dogmatischen Lehrsätzen über die beiden Naturen in Christo! — Diese haben ihre Grundwurzeln eben nicht in Christi Aussprüchen, sondern in den zur Zeit ihrer Ausbildung herrschenden philosophischen Spekulationen. Was die Dogmatiker so oft denjenigen Philosophen vorwerfen, welchen sie sich als Gegner gegenüberstellen, daß sie sich zu sehr mit Dem beschäftigen, wovon doch einmal die menschliche Beschränktheit kein Wissen zu erwerben im Stande ist, und was eben deshalb auch nicht noth thut, und darüber Das in den Hintergrund stellen, was der Mensch erwerben kann, und was noth thut, das heißt (um das Moralische und das Religiöse im Einem Worte zusammenzufassen) das Heil der Seelen: Das trifft sie selber vollkommen eben so. Sie vergessen die Religion, wie sie in Christus so tief und rein ausgebildet hervorgetreten ist, über Spekulationen, welche grundwesentlich der Religion fremd sind. Weshalb sich denn auch Diejenigen, in welchen das religiöse Leben einen neuen frischen Aufschwung gewonnen hat (wie die Quäker, die Herrnhuther, die Methodisten ꝛc.) von der Dogmatik entschieden zurückgezogen haben, ja wohl geradezu mit derselben in Gegensatz getreten sind (vgl. Heft I, S. 76 ff.).

II. Das Verhältniß der Dogmatik zur Geschichte.

Mit Recht hat man erinnert, daß die christliche Kirche nicht ein philosophisches oder auch nur ein allgemein-menschliches Institut sei. Sie ist historisch begründet von einem bestimmten geschichtlichen Anfangspunkte her.

Aber eben hieraus ergiebt sich dann auch grundwesentlich die Aufgabe, diese Geschichte rein festzuhalten. Ist das nun geschehn von der Dogmatik? — Unstreitig nichts weniger. Nur zu vielfach finden wir in ihr die Geschichte aus dem ihr eigenthümlichen Zusammenhange abgelös't, und in solchen Charakteren geltend gemacht, welche mit ihr grundwesentlich im Gegensatze stehn: als Vernunft, als Idee, oder auch wohl entstellt durch ihr fremdartige Deutungen und Dichtungen.

Allerdings hat hiegegen in unserer protestantischen Kirche ein fortwährender Kampf Statt gefunden. Dieselbe ist begründet worden, indem Zwingli und Luther, solchen Deutungen gegenüber, auf ein Zurückgehn zur heiligen Schrift drangen. Aber die Urheber der Reformation sind auch schon ungleich weiter gegangen. Nicht nur, daß sie die sogenannten Apokryphen vom Kanon ausgeschlossen haben: Luther hat sich bekanntlich, vorzugsweise aus inneren, dem Inhalt entnommenen Gründen, zweifelhaft ja verwerfend über den apostolischen Ursprung des Briefes an die Hebräer, des Briefes Jacobi, Judä und der Offenbarung Johannis ausgesprochen, sie in seinen Bibelausgaben ohne Nummer hinter die von ihm für kanonisch gehaltenen zusammengestellt, und als deuterokanonische bezeichnet; ja er erklärt selbst die Epistel Jacobi für „eine recht stroherne Epistel gegen die Schriften Johannis, Pauli und Petri: denn

sie doch keine evangelische Art an ihr hat"*). Bei diesem letzten Urtheile hat er, nach meiner Ansicht, sehr Unrecht gehabt. Aber in allem Angeführten zeigt sich jedenfalls ein lobenswerthes (wenn auch immerhin im Einzelnen irre gegangenes) Streben, das traditionell Ueberkommene kritisch historisch zu würdigen und zu sichten: dem etwa fremdartig Untergeschobenen gegenüber die reine Geschichte wiederherzustellen. Erst in der späteren Zeit ist dem Protestantismus dieses Streben wieder verloren gegangen: als der Geist der Reformation zu ersterben anfing, und man die propria commenta, die scharfsinnigen künstlich erdachten Theorien, lieber gewonnen hatte, als die geschichtliche Wahrheit. Eine menschliche Schwäche, welcher man menschliche Nachsicht zu Theil werden lassen sollte, aber sie nicht für die Zukunft festhalten und heiligen!

Dem gegenüber nun geht die Aufgabe, und namentlich auch im Interesse der wahren Religion, unstreitig dahin, die Geschichte in voller Reinheit zu fassen und, wo dies nöthig ist, aufzudecken. Dies nun ist allerdings zum Theil sehr schwer, namentlich in Betreff des Ursprunges der neutestamentlichen Bücher und der ersten Begründung der Kirche, da uns ja über das erste Jahrhundert derselben so gut wie jede sichere Nachricht fehlt, und auch die Geschichte der zunächst folgenden Zeit so viele Lücken darbietet. Um so mehr aber sollte man doch an derjenigen Geschichte festhalten, welche ohne Lücken und klar bestimmt vorliegt. Unsere Dogmatik hat fortwährend das Gegentheil gethan. Man veranschauliche sich dies zuerst etwa an der Erzählung von der Einsetzung des Abendmahls, wie sie uns in den drei ersten Evangelien beinah gleichlautend, und außerdem in der von Paulus (1. Cor. XI)

*) Vgl. „Die Bibel", von Aug. Tholuck (Leipzig 1851), S. 28 f., und Luther's Vorrede auf das Neue Testament S. 105; siehe auch de Wette's Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in die kanonischen Bücher des Neuen Testamentes, 5te Aufl., S. 344.

aufbehaltenen Ueberlieferung vorliegt. Die Thatsachen und die Darstellung sind hier gleichmäßig so einfach, und dabei so natürlich, den vorliegenden Verhältnissen entsprechend, daß man kaum glauben sollte, es sei dabei irgend eine Mißdeutung möglich. Christus sieht einem schmach- und schmerzvollen Tode entgegen, und durch welchen überdies seine Einwirkung auf seine Jünger, die ihm so sehr am Herzen liegt, abgebrochen wird. Deshalb „hat ihn verlangt, das Osterlamm mit ihnen zu essen". Also ein innig empfundenes Bedürfniß seines Gemüthes, eben so natürlich als ergreifend und ehrwürdig, ist es, was ihn hiezu gedrängt hat. Dann aber nach dem Abendmahl theilt er Brot und Kelch unter ihnen, indem er sie auffodert, so oft sie von diesem Brote essen und aus dem Kelche trinken, dies zu seinem Gedächtnisse zu thun, und sich bei diesem Rückblick auf ihn zugleich zu prüfen, ob sie auch seiner würdig geblieben seien. Die in unseren heiligen Schriften vorliegenden Erzählungen also geben uns durch und durch einen reinen Abglanz von Christi tiefem Gemüthe, ohne daß sich auch nur die mindeste Andeutung einmischte von der metaphysisch-moralischen Theorie, welche Luther hineingetragen hat. Dies sehn wir denn auch zu der Zeit, als dieses lutherische Dogma entstand, eben so überzeugend als historisch und exegetisch wohlbegründet durch Zwingli nachgewiesen*). Allerdings heißt es: „das

*) Dieser seiner, selbst wenn sie falsch gewesen wäre, jedenfalls doch sehr nüchternen Auslegung der in unseren biblischen Schriften vorliegenden Erzählungen wegen, mußte sich Zwingli von Luther als einen „Schwarmgeist" schelten lassen; wie denn auch der Letztere diese „schändlichste aller Ketzereien" auf den Teufel zurückführte, obgleich Zwingli seine Ansicht, wenigstens anfangs, mit durchaus „gelassener Mäßigung und bedachtsamer und achtungsvoller Schonung seines Gegners vorgetragen hatte". Auf dem Religionsgespräche zu Marburg (1529), wo Zwingli und Oekolampadius ebenfalls, selbst mitten unter dem Streite, die gewinnendste Sanftmuth und die bescheidenste Mäßigung bewiesen hatten, wurde, als zuletzt Zwingli Luthern mit Thränen in den Augen bat, daß er sie des Einen streitigen Punktes ungeachtet als Brüder anerkennen möchte,

ist mein Leib", „das ist mein Blut"; aber es heißt auch, wie Zwingli treffend bemerkt: „ich bin ein rechter Weinstock" (Joh. XV, 1 u. 5), „der Fels war Christus" (1. Cor. X, 4), oder will man ein noch unmittelbarer sich anschließendes Beispiel: „Ich bin das Brot des Lebens" (Joh. VI, 35 u. 48). Diese Ausdrucksweise ist ja auch nicht bloß für die phantasiereichere orientalische Sprachfassung, sondern selbst für unsere logisch bestimmtere so natürlich, und liegt deshalb in so unzähligen Beispielen vor, daß ohne den Hinterhalt von spekulativen Philosophemen, welche in ganz fremdem Boden aufgewachsen waren, ein Mißverständniß geradezu unmöglich gewesen sein würde. Aber die propria commenta galten den lutherischen Theologen mehr als Christi Worte! — Wie sehr beschämen uns hierin die Quäker, welche, in treuem Anschluß an diese, jeden Genuß von Speise und Trank, bei dem sie mit frommem Herzen an Christus denken, vor Allem aber jede Erbauung durch sein Wort, für ein heiliges Mahl erklären*).

---

die angebotene Hand von Luther mit Härte zurückgewiesen. Ueberhaupt wenn man die geschichtlichen Zeugnisse lies't, welche uns von diesen Streitigkeiten vorliegen, kostet es große Mühe, sich innerhalb der Nachsicht für menschliche Schwäche zu erhalten, welche für den Christen und den Philosophen gleichmäßig Pflicht ist. Vgl. „Planck's Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung unseres protestantischen Lehrbegriffes", 2te Aufl., Band II, S. 470 f. u. 521 f. Unter Anderem behauptete Luther (siehe ebendas. S. 475), die Gegner, die in den Einsetzungsworten den Sinn „das bedeutet meinen Leib" fänden, könnten eben so wohl aus den Worten „im Anfange schuf Gott Himmel und Erde" den Verstand herauserklären: „der Kukuk fraß die Grasmücke mit Federn und Allem"!

*) Nur das in der bereits früher angeführten Stelle (Joh. VI, 26—56) von Christus bezeichnete Mahl betrachten sie als ein für alle Zeiten von ihm eingesetztes. Vgl. Thom. Clarkson, A portraiture of Quakerism as taken from a view of the moral education, discipline, peculiar customs, religious principles etc. of the Society of Friends (3 voll. Lond. 1806), Vol. II, p. 384—430, bes. p. 395 ss.

Aehnlich nun, wie mit der Geschichte Christi, ist man auch mit der späteren Geschichte, mit der Geschichte der christlichen Kirche verfahren. Die symbolischen Bücher unserer protestantischen Kirche sind augenscheinlich sämmtlich speciell historisch bedingt gewesen: Gelegenheitsschriften, theils für den Volksunterricht (wie Luther's Katechismen), theils im Drange der Umstände verfaßt, auf Veranlassung von politischen Anfoderungen (wie die Augsburgische Konfession) oder von inneren Streitigkeiten (wie die Concordienformel). In dieser Stellung betrachtet sind sie höchst schätzenswerth und ehrwürdig: als Denkmäler des Muthes, der Standhaftigkeit, der geistigen Fassungs- und Schnellkraft unter verwickelten und dringenden Umständen. Aber in der früheren Zeit wenigstens, so lange die Entwickelung der Kirche noch ein frisches Leben bewahrt hatte, sind dieselben keineswegs so gemeint gewesen, daß sie für immer als Norm gelten sollten. Melanchthon hat bekanntlich nicht das mindeste Bedenken gehabt, bei den späteren Ausgaben der Augsburgischen Konfession nach Maßgabe seiner weiter vorgeschrittenen Ansichten zu ändern, und diese Veränderungen wurden eben so unbedenklich von den Vertretern der Kirche anerkannt; wie es z. B. in der Vorrede zu der auf dem Konvente zu Naumburg (1561) unterschriebenen veränderten Augsburg'schen Konfession heißt: sie sei „in etlichen Artikeln wegen der mit dem Gegentheil gehaltenen Unterredungen und Disputationen ausführlicher gestellt worden, damit die göttliche Wahrheit um so viel mehr ans Licht komme, und der Glaube wider alle Traditionen und Satzungen rein und unverfälscht bleibe"*). So damals mit allem Anderen. Die hyperkalvinistische Prädestinationslehre, mit welcher Luther in seiner früheren Zeit dem Erasmus gegenübergetreten war (vgl.

*) Vgl. unter Anderem: „Die Augsburgische Konfession, nach den deutschen Ausgaben vom Jahre 1531 und vom Jahre 1540 herausgegeben von J. Wentzel (Breslau 1845), Vorr. S. VI ff.

Heft I, S. 120 f.) ließen er selber und seine Anhänger später, als sie zu einer besseren Einsicht gelangt waren, wieder fallen. So würde es fortgegangen sein, wenn die kirchliche Entwickelung ihr frisches Leben behalten hätte. Man würde sich wie in jener früheren Zeit, in Angemessenheit zu dem schönen Ausspruche des Apostels, „nicht geschätzt haben, daß man es ergriffen habe", sondern „vergessen haben, was dahinten ist, und sich zu Dem gestreckt, was da vorne ist" (Phil. III, 13). Aber nein, nun hatten die propria commenta eine höhere Geltung gewonnen: die Geschichte sollte aufhören Geschichte zu sein, und wurde ungehörig als Idee fixirt.

Der großen Wichtigkeit der Sache wegen führe ich noch zwei Beispiele an. Zuerst die dem Apostel Paulus (wie meine Ueberzeugung ist) fälschlich zugeschriebene „Erlösungs- und Rechtfertigungslehre". Dieselbe hat mich in einer früheren Zeit meines Lebens mehrere Jahre lang sehr angelegentlich beschäftigt. Im hiesigen theologischen Seminar, wo ich meine Auslegung der Paulinischen Briefe zuerst mittheilte, hatte dieselbe das Schicksal, von Schleiermacher und de Wette als Hinneigung zur katholischen Lehre verworfen zu werden. Ich habe dieselbe später in der Form von Briefen bekannt gemacht, welche mit warmer Begeisterung und in fester Ueberzeugung von der aufgestellten Ansicht geschrieben sind*). Diese letztere kommt (um es kurz anzugeben) darauf hinaus, daß das δικαιοῦσθαι in den Paulinischen Briefen nicht juridisch (als „Rechtfertigen"), sondern reell-psychisch zu verstehn sei: als Innerlich-gerecht-werden, oder gleichbedeutend mit ἁγιάζεσθαι, mit der inneren Kindschaft Gottes, und der Ausdruck πίστις Ἰησοῦ Χριστοῦ als der Geist des Gottvertrauens und der

*) „Versuch einer neuen Darstellung der biblischen Erlösungs- und Rechtfertigungslehre", in der von Schröter und Klein herausgegebenen Zeitschrift „Für Christenthum und Gottesgelahrtheit", Band IV, S. 535—90.

Begeisterung, welcher in Christus selbst sich bethätigt, und durch ihn auf die wahren Christen übergegangen sei, also in diesen als gleichbedeutend mit πνεῦμα χριστοῦ oder, wie es Paulus an anderen Stellen (Röm. XIII, 14; Gal. III, 27) ausdruckt, mit dem „Anziehn Christi", dem wahrhaft innerlichen Hineinleben in ihn. Ich habe, was die Bestimmung der mannigfachen einzelnen Streitpunkte betrifft, welche hiefür in Betracht kommen, jetzt kein vollkommen sicheres Urrheil mehr über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der damals vorgetragenen Auslegung, obgleich ich dieselbe allerdings noch immer für die wahrscheinlichere halte. Aber der Eine Punkt steht mir jedenfalls auch jetzt noch entschieden fest, daß (wie dies auch von mehreren unbefangenen Exegeten und Dogmatikern anerkannt wird) des Apostels Lehre in keiner Weise gewesen ist, das Sündigen und das Erlös't-werden solle in alle Zukunft eben so fortgehn, wie es bisher geschehn sei. Sondern, wie er es fortwährend mit der größten Entschiedenheit ausspricht, mit der von Christus auf seine wahren Anhänger übertragenen Kindschaft Gottes sei eine neue Epoche für das Menschengeschlecht eingetreten: so daß für die von der Knechtschaft des Gesetzes Erlös'ten, und statt dessen von Christi Geiste Erfüllten diese Erlösung sich nicht mehr zu wiederholen brauche. „So ist nun nichts Verdammliches (schreibt Paulus Röm. VIII, 1, 2) an Denen, die in Christo Jesu sind, die nicht nach dem Fleisch wandeln, sondern nach dem Geist. Denn das Gesetz des Geistes, der lebendig macht in Christo Jesu, hat mich frei gemacht von dem Gesetz der Sünde und des Todes"; und V. 15—17: „Ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß ihr euch abermals fürchten müßtet, sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen": einen Geist, der uns zugleich „Zeugniß giebt, daß wir Gottes Kinder sind, und vermöge dessen auch Gottes Erben und Miterben Christi". Aber auch hier wieder

haben die Dogmatiker das von Christus selbst und vom Apostel Paulus Ausgesprochene verkehrt: was von diesen in historischer Fassung gegeben worden war (als der Vergangenheit angehörig), fälschlich als Idee (als für alle Zeiten gültig) fixirt. Die Erlösungslehre (mag sie nun juridisch oder psychisch reell zu fassen sein) soll nach den ausdrücklichen Erklärungen des Apostels entschieden für die jetzigen Christen keine Geltung mehr haben; und dessenungeachtet wird sie von unseren Dogmatikern, im Widerspruche mit diesen Erklärungen des Apostels, fortwährend geltend gemacht, ja in den Vordergrund ihres Systems gestellt!

Ganz ähnlich dann zweitens bei einem nah verwandten Dogma: bei der Wiederkunft Christi zum Gericht. Für den Unbefangenen ist es nicht dem mindesten Zweifel unterworfen, ja es ist selbst von sonst entschieden orthodoxen Theologen zugestanden worden, daß die Apostel dieselbe noch während ihres eigenen Lebens erwartet haben (vgl. bes. 1. Cor. XV, 51 ff. und 1. Theff. IV, 15 ff.). Ihre Aussprüche darüber also haben eine historische Bedeutung, und sind in diesem Charakter zu ehren: als Aeußerungen einer für das sittliche und religiöse Heil der Welt lebendig fühlenden Begeisterung und Hoffnung. Aber die Dogmatik hat wieder das in unseren heiligen Schriften als Geschichte Vorliegende fälschlich als Idee oder als ewige Wahrheit gefaßt.

Für den tiefer Blickenden unterliegt es keinem Zweifel, daß diese Auffassungen der Dogmatik, welche gleichmäßig von dem Buchstaben und von dem Geiste der Dokumente abweichen, die uns von der Geschichte Christi und der Kirche vorliegen, auch entschieden praktisch nachtheilig gewirkt haben. Das Hinüberversetzen in die metaphysische Schneeregion hat der Empfindung die Wärme genommen, welche uns in Christi und der Apostel Leben und Aussprüchen begeistigend entgegen-

weht, und so wesentlich die Fortwirkung auf das sittliche Leben gelähmt und verkümmert.

III. Das Verhältniß der Dogmatik zur Philosophie.

Aber in welcher Art sind nun diese Abirrungen der Dogmatik eingetreten? Wodurch bedingt? Dies ergiebt sich augenscheinlich aus dem dritten Verhältnisse, welches wir nun noch in Betracht zu ziehn haben: aus dem Verhältnisse der Dogmatik zur Philosophie. Die Dogmatik hat sich in viel zu großem Umfange mit dieser eingelassen, ihr einen viel zu großen Einfluß auf sich verstattet; und ist hiedurch, da die Philosophie bisher noch immer nach einer falschen Methode bearbeitet worden ist, in sehr zu beklagender Weise in deren Irrungen hineingezogen worden.

Wir haben schon bemerkt, daß die Dogmatik der Philosophie nicht entbehren kann, indem sie die wissenschaftliche Form von ihr entlehnen muß. Diese ist den eigentlichen Gegenständen der Dogmatik fremd. Christi Aussprüche enthalten nichts weniger als Dogmatik: sind unmittelbare Reflexe des reinsten und erhabensten religiösen Gemüthes. Und eben so mit dem christlichen Leben, wie es sich in den Gemeinschaften gestaltet hat, welche Christi Geist am reinsten widergegeben haben (vgl. oben S. 192). Aber die Dogmatik ist Wissenschaft; und sollte es also überhaupt eine Dogmatik geben, so mußte sie ihre Formen allerdings von Demjenigen herübernehmen, was allgemein-wissenschaftlich Gegenstände dieser Art zu behandeln hat; und dies ist die Philosophie.

Dies nun wird auch durch das Zeugniß der gesammten Kirchengeschichte auf das Augenscheinlichste bestätigt. Die Dogmatik hat fortwährend die zur Herrschaft ge-

langte **Philosophie** in sich wiedergegeben. Man hat vielfach von einem **grundwesentlichen** Antagonismus zwischen der **Religion**, und in Folge hievon dann auch der **Dogmatik** auf der einen und der **Philosophie** auf der anderen Seite geredet. Dergleichen kann wohl **gelegentlich** eintreten, wenn die Philosophen keine Religion, oder die religiösen Menschen und Diejenigen, welche sich zu Dogmatikern aufwerfen, keine Philosophie haben. Aber im **Allgemeinen** und **dem Wesen nach** ist zu einem solchen Antagonismus gar keine Veranlassung. Unter mehrerem Anderen ist auch die Religion **Gegenstand** der Philosophie; und der wahre Religionsphilosoph also wird Alles offen und freudig sich aneignen und verarbeiten, was ihm irgendwie einen reinen und ausgezeichneten religiösen Charakter entgegenbringt: eben so wie der Logiker die wissenschaftlichen Formen der Naturwissenschaften oder irgendwelcher anderen Erkenntnißprodukte, der Moralphilosoph alle höheren moralischen Entwickelungen ꝛc. sorgsam aufzufassen und zu verarbeiten hat. Zwischen der **Philosophie** und der **Religion** also findet eben so wenig ein Gegensatz Statt, wie zwischen der **Botanik** und der **Pflanze**: wo ja ausnahmsweise auch Gegensätze entstehn können, wenn sich der Botaniker ein System erdichtet hat, welches mit der Natur im Widerspruch steht, oder wenn die Pflanze verkümmert und mißgestaltet ist. Und Dem entsprechend stehn auch die **wahre Philosophie** und die **wahre Dogmatik** nicht mit einander im Gegensatz, sondern jede nimmt dankbar von der anderen an, was sie eben nicht hat und doch bedarf.

Was man also als Kampf zwischen der **Dogmatik** und der **Philosophie** angesehn hat, ist in den bei weitem meisten Fällen nichts Anderes gewesen, als ein **Kampf zwischen der einen Philosophie und der anderen Philosophie**: der **alten**, schon eine längere Zeit hindurch zur Anerkennung und Herrschaft gelangten, und der **neu aufgekommenen**,

welche noch um dieselben zu ringen hat. Dies wird, wie gesagt, durch die ganze Kirchengeschichte hindurch auf das Augenscheinlichste bestätigt. Die Aristotelische Philosophie, die Cartesianische, die Wolfische, oder welche wir sonst nehmen mögen, sehn wir von den Dogmatikern bei ihrem ersten Bekanntwerden verdammt und verfolgt, und dann (anfangs nach ein Paar Jahrhunderten, später, als die Kulturentwickelung einen rascheren Rythmus angenommen hatte, schon nach ein Paar Jahrzehenden) gepriesen und in allen Lehrbüchern zum Grunde gelegt. Da die Religion und die Geschichte keine wissenschaftliche Form haben und geben, so konnte dieselbe eben nur von der Philosophie entlehnt werden; und die jüngeren Dogmatiker waren nun durch die gegenwärtig herrschende Philosophie gebildet worden, während sich früher die älteren nicht von der vorangegangenen losmachen konnten. Derselbe Wolf, welchem im November des Jahres 1723 „angedeutet worden war, daß er binnen 48 Stunden nach Empfang dieser Ordre die Stadt Halle und alle übrigen Königlichen Lande bei Strafe des Stranges räumen solle", wurde in eben dieses Halle im December des Jahres 1740 mit blasenden Postillionen und dem glänzendsten Komitate eingeholt*). So ist es immer ergangen, und so kann es der Natur der Sache nach nicht anders ergehn, so lange die Philosophie noch nicht als allgemeingültige und allgemeingeltende Wissenschaft festgestellt ist.

Aber nicht nur dies, sondern die Dogmatik hat sich überhaupt viel zu viel mit der Philosophie eingelassen, ihr von jeher innerhalb ihrer selber ein ungehöriges Uebergewicht eingeräumt. Es war gewissermaßen ein Unglück für das

*) Vgl. die Dokumente, welche hierüber Wuttke in seiner interessanten Schrift „Christian Wolff's eigene Lebensbeschreibung" (Leipzig 1841), S. 28 und 167 ff. beigebracht hat.

Christenthum, in Betreff der Reinheit wie in Betreff des inneren Lebens und der fruchtbaren Fortbildung der Lehre Christi, daß es sogleich im Anfange seiner Ausbildung in eine Philosophie, oder vielmehr in zwei oder auch drei Philosophien hineingerieth, welche schon seit geraumer Zeit festgestellt, und, was hiemit im Zusammenhang stand, ihren inneren Charakteren nach bereits in Verfall gerathen waren: „dogmatisch" geworden in der üblen Bedeutung dieses Wortes. Und dasselbe Unglück hat dann später den Protestantismus getroffen. Auch seine Ausbildung fiel in die Zeit der Herrschaft einer bereits verfallenden, aber in diesem verfallenden Charakter unbeschränkt herrschenden Philosophie. Daher denn die auffallende Erscheinung, daß er, ungeachtet seiner sonstigen Vorzüge, in manchen praktischen Beziehungen hinter dem Katholicismus zurückgeblieben ist (siehe oben S. 185). Insbesondere Dasjenige, was ihm die erfreulichste Förderung zu verheißen schien, sein Hervortreten auf zwei Universitäten (denn Zwingli lebte leider zu kurze Zeit, als daß sein weniger gefesselter Geist hätte ein bedeutendes Gegengewicht hineingeben können), mußte ihm, eben in Folge dieses überwiegenden Einflusses einer erstorbenen Philosophie, zum größten Nachtheil gereichen: die gemüthliche und praktische und die unbefangene historische Auffassung verkümmern.

In unmittelbarer Verbindung mit diesem ungehörigen Uebergewichte einer steif und starr gewordenen Philosophie, und gewissermaßen eine Folge davon, ist dann auch die Verkennung der freieren Auffassungsformen, welche nach den grundwesentlichen Gesetzen der menschlichen Geistesentwickelung der strengen Erkenntnißauffassung vorangehn müssen (vgl. oben S. 166 ff.). Man nehme das Dogma vom Sündenfalle. Was uns davon im dritten Kapitel der Genesis vorliegt, ist eine kindlich-naive, höchst liebenswürdig ansprechende Darstellung,

von der es jammerschade ist, daß man ihr ein solches steifes dogmatisches Gewand angezogen hat, und welche ich, ungeachtet aller Reminiscenzen an diese verhängnißvolle Umbildung, immer wieder von neuem mit Wohlgefallen lese. Allerdings ist sie als Erkenntniß gefaßt unangemessen: denn das Zuerklärende wird vorausgesetzt bei allen dreien, welche dem Willen Gottes ungehorsam sind. Aber dies kann doch der vorliegenden Erzählung in keiner Art zum Vorwurfe gerechnet werden, wenn wir das kindliche Zeitalter, welchem sie angehört, in Betracht ziehn. Es war ja nicht anders möglich bei einem Probleme, welches nach Gottes Rathschluß noch mehr als drei Jahrtausende die ausgezeichnetsten Geister immer wieder von neuem zu vergebenen Anstrengungen spannen sollte! Der Fehler also ist nur in der von der Erfahrung abgewandten Philosophie zu suchen, welche zu steif und starr war, als daß sie sich in die unmittelbar frische Auffassungsweise des kindlichen Zeitalters hätte zurückversetzen und lebendig hineinfinden können.

Eben so dann auch mit demjenigen Dogma, welches mit dem so eben erläuterten in unmittelbarer Verbindung steht: mit dem Dogma von der Erbsünde. Die Stellen, welche sich in unseren heiligen Schriften darüber finden, daß der Mensch sündige von Kindesbeinen an ꝛc., wird Jeder, welcher nur einigermaßen aufmerksam das menschliche Leben überblickt hat, aus voller Ueberzeugung unterschreiben; und eben so die Thatsache des Forterbens der Sünde von einer Generation auf die andere. Der Fehler des Dogma's liegt nur darin, daß man dem „Angeborenen" eine zu scharfe Fassung gegeben hat. Ein Angeborensein im wissenschaftlich strengen Sinne dieses Wortes ist allerdings nicht möglich; dafür hat die Natur der menschlichen Seele keine Form. Der Mensch ist, was das Angeborene betrifft, weder sittlich-gut noch sittlich-böse, weil das Sittliche in allen Modifikationen viel zu weit vorliegende Bildungsformen voraussetzt, als daß das

eine oder das andere dieser Prädikate auf Dasjenige, was die Seele bei der Geburt in sich enthält, irgend zur Anwendung kommen könnte (vgl. die früher mitgetheilte Abhandlung über die Frage „Ist der Mensch von Natur gut oder böse?", Band I, S. 301—33, und bes. S. 316 ff.). Aber das Sittlich-Abweichende, wie sich aus den Bildungsgesetzen der menschlichen Seele und aus der unmittelbaren Erfahrung gleichmäßig nachweisen läßt, entsteht so leicht, und in Folge dessen mit fast unvermeidlicher Nothwendigkeit, so früh, daß dies für den populären Sprachgebrauch dem „Angeborensein" gleichzusetzen ist. Und ähnlich mit dem Forterben. Ein solches kann, wie die Natur der menschlichen Seele von Gott geordnet ist, allerdings nicht als durch die Zeugung Statt findend angenommen werden, weil eben das Sittlich-Abweichende in allen seinen Formen wesentlich eine kürzere oder längere Reihe vorangegangener Bildungsprocesse voraussetzt. Aber allerdings findet wirklich ein Forterben der Sünde von den Aeltern auf die Kinder Statt, nämlich vermöge der von früh auf täglich und stündlich eintretenden Darstellung, Veranlassung und Nachbildung in schwächlicher Hingegebenheit ausgebildeter Lustempfindungen und Begehrungen: welche dann, indem sie innerlich forteristiren, sich immer ausgedehnter in der Seele firiren und zu Eigenschaften werden. Also wir haben Dasselbe: der praktisch-populäre Ausdruck ist vollkommen richtig; der Fehler nur, daß man die diesem zum Grunde liegende freiere und losere Fassung, indem man sie mit einer schärferen vertauschte, welche von der herrschenden Philosophie entlehnt war, falsch ausgelegt und zur Anwendung gebracht hat.

Hierin nun ist jetzt eine höchst bedeutende Veränderung eingetreten. Die Psychologie hat die früher allgemein gebräuchlichen Konstruktionen aus vorgefaßten Begriffen mit der Methode vertauscht, welche sich in den übrigen Naturwissenschaften bereits seit so langer Zeit bewährt hat: mit der Methode, welche

die vorliegenden Thatsachen, am Leitfaden strenger und vorurtheilsfreier Beobachtung, auf ihre Grundfaktoren und Grundgesetze zurückführt, und sie vermöge dessen bis zu den höchsten und umfassendsten Produkten hinauf elementarisch durchsichtig macht. Dies führt uns unmittelbar hinüber zu dem Letzten, was wir noch ins Auge zu fassen haben.

IV. Die Stellungen, welche die Psychologie als Naturwissenschaft, bei der Grundlegung der Dogmatik, zur Religiou und zur Geschichte einnimmt.

Als den Grundfehler der bisherigen Dogmatik, in ihren bei weitem meisten Gestalten, haben wir erkannt, daß sie der spekulativen oder der aus allgemeinen Begriffen heraus konstruirenden Philosophie ein ungehöriges Uebergewicht eingeräumt hat über ihre beiden anderen Grundwurzeln: über die Religion und die Geschichte. Dieser ungehörig begünstigten Philosophie nun ist (wenn es auch für ihr allgemeineres Durchdringen noch mancher Kämpfe bedürfen wird) gegenwärtig eine rein auf die Thatsachen unseres Selbstbewußtseins, oder auf die Naturwissenschaft des menschlichen Geistes gegründete Philosophie gefolgt. Es fragt sich nun, wie sich diese zu jenen beiden anderen Grundwurzeln der Dogmatik stellen wird. Macht sie auf dieselbe Stellung Anspruch, welche ihre Vorgängerinnen eingenommen haben? Will sie eben so, wie die spekulativen Philosophien, die Religion und die Geschichte nach ihren selbstgemachten Normen zuschneiden und entstellen?

Wir antworten: das kommt ihr auch nicht von weitem her in den Sinn. Sie hat vermöge ihrer Begründung,

rein auf Erfahrungen, ein viel zu klares Bewußtsein davon, was sie zu leisten vermag und was sie nicht vermag, als daß sie sich nur einen Augenblick einbilden sollte, aus sich heraus die Religion und die Geschichte übertragen zu können. Hierüber nun müssen wir noch einige Erläuterungen hinzufügen, da es, den so vielfachen früheren Fehlgriffen gegenüber, von der höchsten Wichtigkeit ist, klar-bestimmt zu unterscheiden und streng auseinanderzuhalten, was der einen und was der anderen von diesen drei Grundwurzeln zugehört: auch in dieser Hinsicht „dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, und Gott was Gottes ist".

Zuerst also ihr Verhältniß zur Religion. Die Religion hat zu ihrem Gegenstande das Uebersinnliche, welches durch keine menschliche Erkenntniß zu erreichen ist. Der Gegenstand der Psychologie, und in Folge dessen auch derjenigen Philosophie, welche sich in allen ihren Theilen auf die Psychologie als auf ihre Grundwissenschaft stützen muß, ist auf das thatsächlich unserem Selbstbewußtsein Vorliegende, und also auf das Sinnliche beschränkt in der (freilich unwissenschaftlichen) Bedeutung dieses Wortes, wo es auch die innere Wahrnehmung umfaßt. Hiezu kommt, daß die Religion auch in anderer Beziehung nicht in derselben Reihe liegt mit der Philosophie. Die letztere bildet sich aus dem Wissenstriebe heraus, die erstere aus affektiven Bedürfnissen; und während also jene zu Erkenntnissen führt, so bethätigt sich diese in den Formen des Glaubens und des Ahnens (vgl. oben S. 186 ff.). Hieraus folgt dann weiter, daß sich die Ueberzeugungen, welche in diesen letzteren Formen ausgebildet sind, auch hinterher nicht in strenge Erkenntnisse verwandeln lassen. Wie wir das Uebersinnliche ursprünglich nur im Glauben und im Ahnen zu erfassen im Stande sind, so vermögen wir auch später nicht über diese eigenthümlichen Formen der

Offenbarung hinauszukommen, durch welche allein uns ein Aufschwung zu der sonst unerreichbaren Höhe gelingen kann.

Man veranschauliche sich dies an einigen allgemein bekannten Beispielen. Wir fassen Gott in unserem Christenglauben als liebenden Vater aller Menschen auf. Darin finden wir Trost und Beruhigung bei dem Anblick, bei der Empfindung und Mitempfindung des unendlichen Elends und der vielen, uns mit Grausen erfüllenden und tief erschütternden Sünde, welche uns die tägliche Erfahrung entgegenbringt. Auch dies Alles, wie keinem Zweifel unterliegt, ist durch Gott geordnet, geordnet nach seinen weisen Rathschlüssen für höhere Zwecke. Dies verbürgt uns unser Glaube, und darin eben finden wir unsere Beruhigung. Aber welche sind nun diese Zwecke? — Mag auch unser Glaube noch so unerschütterlich begründet sein: unsere in ihrer tiefsten Grundnatur beschränkte Erkenntniß, wie weit sie sich auch ausdehne, und bis zu welcher Höhe sie sich auch anspanne, ist darüber keinen Aufschluß zu gewinnen im Stande. Nur sehr unsichere und dunkle Ahnungen vermögen wir zu bilden in Betreff des Zusammenhanges, in welchem diese Anordnungen Gottes für unser irdisches Dasein nöthig gewesen seien, und wie Das, was uns darin betrübt und erschüttert, in einem künftigen Dasein ins Gleiche gebracht werden möchte (vgl. Heft I, S. 123 f.) Ueber diese dunklen und unsicheren Ahnungen kann uns keine philosophische Spekulation, kein dogmatischer Lehrsatz hinausführen.

Man vergegenwärtige sich ein Zweites: den Glauben an Unsterblichkeit. Da es sich hier um ein Wesen handelt, welches mit einer langen Reihe von Lebensentwickelungen in den Bereich unserer Erfahrung fällt, so sind wir allerdings ungleich günstiger gestellt. Wir sind im Stande, in klar-bestimmter Erkenntniß die Einwürfe hinwegzuräumen, welche man aus oberflächlichen Auffassungen heraus gegen die Möglichkeit unserer Fortexistenz erhoben hat, und vermöge dessen

nicht nur freien Raum für deren Annahme, sondern auch einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, und zwar für die Fortexistenz im innigsten Anschluß an das gegenwärtige Leben und die in ihm erworbene innere Ausbildung zu gewinnen (vgl. Band I, S. 334 ff.). Aber hiemit sind wir auch hier an die äußerste Gränze gelangt: eben an diejenige, welche uns durch die Verarbeitung der vorliegenden Thatsachen gezogen ist. Darüber hinaus haben wir nur Glauben und Ahnen, und welche durch keine menschliche Kunst und Anstrengung in Erkennen umgesetzt werden können*).

Die Psychologie als Naturwissenschaft also enthält sich aller Streifereien in das Gebiet, welches der Religion angehört. Sie hat ja überdies ein so ausgedehntes, und in seiner ganzen Ausdehnung ihre Arbeit so reich belohnendes Gebiet für ihre Thätigkeit**), daß ihr schon deshalb ein solches Ueberschreiten nicht in den Sinn kommen kann. Auch der Dogmatik bringt sie vermöge dessen einen reichen Schatz entgegen: da nicht bloß die gesammte sittliche Entwickelung des Menschen in allen ihren Formen und Beziehungen in den Bereich der inneren Erfahrung fällt, sondern auch die gesammte re-

*) Mehr über das hier nur den äußersten Umrissen nach Angegebene findet man in der Abhandlung: „Wo und in welcher Begründung scheiden sich die Gebiete des Wissens und des Glaubens?" im zweiten Bande dieser Zeitschrift, S. 340 ff. und den dort aus früheren Schriften angeführten Stellen.

**) Man vergleiche den gegenwärtigen Zustand der Psychologie etwa mit den Aeußerungen Kant's in seiner „Architektonik der reinen Vernunft", nach welcher der empirischen Psychologie überhaupt kein Platz in der reinen Philosophie, sondern nur ein „Plätzchen in der angewandten Philosophie" verstattet werden soll, „und zwar aus ökonomischen Bewegursachen, weil sie noch nicht so reich ist, daß sie allein ein Studium ausmachen sollte", also „bloß ein so lange aufgenommener Fremdling, dem man auf einige Zeit einen Aufenthalt vergönnt, bis er seine eigene Behausung wird beziehn können," sein soll! Da wären wir denn also doch allerdings weiter gekommen!

ligiöse: inwiefern ja auch sie sich in der menschlichen Natur ausbildet, und in dieser sich nicht anders ausbilden kann, als nach den ihr eigenthümlichen, auf der Grundlage der Erfahrung zu erkennenden Gesetzen*).

Wie nun mit der Geschichte? Welche Stellung hat die Psychologie als Naturwissenschaft gegen diese bei der Begründung der Dogmatik einzunehmen? — Wir antworten: die rein auf die Erfahrungen unseres Selbstbewußtseins gegründete Philosophie will nicht die Geschichte machen, konstruiren, wie unsere spekulativen Philosophien. Allerdings, wie wir früher gesehen (vgl. oben S. 141 ff.), wird sie ihr durchsichtig bis zu den tiefsten Grundelementen durch die von ihr erkannten Gesetze der geistigen Naturentwickelung; aber nur so weit, als sie eben nach Naturgesetzen durchsichtig werden kann. Die Naturgesetze wirken zwischen Allem, was in Bereich zu einander kommt. Aber warum kommt nun Dieses und Jenes in Bereich zu einander, nicht, wie es eben so wohl denkbar gewesen wäre, unzähliges Anderes?

Ehe wir dies specieller für das hier Vorliegende ausführen, bringe man es sich näher durch einen Blick auf die Wissenschaften von der äußeren Natur, welche in dieser Hinsicht ganz in demselben Verhältnisse stehn, wie die Philosophie. Um nur bei unserer Erde stehn zu bleiben (denn in Betreff der übrigen Weltkörper ist ja schon unsere historische Kenntniß, und noch mehr also alles unser Erklären, entschieden Stückwerk): weshalb giebt es gerade diese fünf Erdtheile? Weshalb sind sie so und nicht anders zu einander gestellt? Weshalb existiren diese und keine anderen Metalle, Erdarten, allgemeiner ausgebreitete Flüssigkeiten und in diesen Maßverhältnissen der Aus-

*) Also man merke wohl: die Gegenstände der Religion vermag die Philosophie nicht in Erkenntnissen zu erfassen, aber wohl die Religion, oder deren Begründung und Ausbildung; vgl. mein „System der Metaphysik und Religionsphilosophie", bes. S. 548 ff.

breitung? — So könnten wir ins Unendliche hin fragen, ohne daß wir eine Antwort zu geben vermöchten. Alles dies also müssen wir historisch lernen. Die Naturgesetze wirken, so viel wir wissen, ewig unveränderlich, sobald ein Körper mit dem anderen in die Verhältnisse tritt, für welche diese Wirkungen bedingt sind; aber daß sie in diese Verhältnisse zu einander treten, und nicht in andere, welche abstrakt gefaßt ebenfalls denkbar wären, Das vermag die allgemeine Wissenschaft nicht zu bestimmen, sondern es muß geschichtlich von uns aufgefaßt werden.

So nun auch in der geistigen Welt. Um ganz Unbedenkliches herauszunehmen: weshalb mußte Mirabeau gerade damals sterben, als er den Vorsatz gefaßt hatte, den Dämon der französischen Revolution zu fesseln? Weshalb Corsika (sei es nun vor oder nach Napoleons Geburt) von den Genuesern an Frankreich überlassen werden: so daß Napoleon nach Brienne und dann nach Paris hin versetzt wurde? — Die geistigen Naturgesetze würden in beiden Fällen gerade eben so gewirkt haben, wenn die bezeichneten Erfolge nicht eingetreten wären; aber sie würden gleichwohl zu sehr verschiedenen Produkten geführt haben. — In dieser Weise stoßen wir überall in der Entwickelung des menschlichen Geschlechtes auf ein Unbeantwortliches, auf etwas, was uns nicht nach den Gesetzen der geistigen Natur durchsichtig werden kann, eine irrationale Größe, deren Bestimmung wir uns allenfalls in diesem oder jenem Maße nähern können, aber die wir niemals vollständig zu bestimmen im Stande sind. Im gewöhnlichen Leben bezeichnet man dies als als Zufall; aber der ernster und tiefer Denkende verehrt es als eine göttliche Schickung, welche durch die gesammte Entwickelung des menschlichen Geschlechtes hindurchgeht, und von uns als geschichtliche Offenbarung aufgenommen werden muß, wie sie gege-

ben ist. Und wohl zu merken: Beides liegt nicht außer einander, sondern wie Alles nach strengen Naturgesetzen erfolgt, auch in der geistigen Welt, so erfolgt auch Alles nach göttlicher Anordnung. Die Naturgesetze wirken ununterbrochen durch die ganze Geschichte hindurch; aber unter welchen Verschlingungen der Faktoren sie wirken, Das wird durch die ganze Geschichte hindurch nicht aus ihnen heraus bestimmt, sondern durch eine höhere Macht, deren Walten wir nicht begreifen, sondern nur historisch auffassen können.

Da kommt es nun auch hier wieder darauf an, daß wir, was dem Einen und was dem Anderen angehört, klar-bestimmt auseinanderhalten, und namentlich jede Streitfrage, die in dieser Hinsicht entstehn möchte, vor dasjenige Forum bringen, vor welches sie gehört, und vor dem sie zu einer wohlberechtigten Entscheidung kommen kann. Hierin ist, bis auf die neuesten Zeiten her, sehr viel gefehlt worden. Man nehme die Streitfrage über die Wunder. Man hat dieselbe nicht selten vor den Richterstuhl der Philosophie ziehn, aus dieser heraus entscheiden wollen, daß es dergleichen nicht geben könne. Aber die Philosophie hat darüber gar kein Urtheil. Sie macht nur den Satz geltend (und hiezu ist sie entschieden berechtigt), daß nichts, was geschieht, ohne Ursache geschehn könne. Aber niemand hat ja doch jemals Wunder angenommen, ohne daß er dafür zugleich auch eine Ursache angenommen hätte: sie entweder darauf zurückgeführt, daß Gott gewisse Personen, gewisse Dinge mit ungewöhnlichen Kräften ausgerüstet, oder ungewöhnliche Komplikationen zusammenwirkender Ursachen angeordnet habe, oder in welcher Weise sonst. Die Entscheidung über diese Streitfrage also gehört augenscheinlich zum Ressort der Geschichte: welche durch eine sorgfältige Untersuchung der in jedem besonderen Falle vorliegenden historischen Zeugnisse zu bestimmen hat, ob wir berechtigt sind, statt der allgemeiner-ge-

wöhnlichen dergleichen ungewöhnliche Ursachen, und in welcher Art, anzunehmen*).

Also die Philosophie als Naturwissenschaft maßt sich nicht an, die Geschichte machen zu wollen: wie die spekulative Philosophie sich dies stets in der einen oder der anderen Weise angemaßt, und indem sie auf die Dogmatik einen so unberechtigten Einfluß ausgeübt, auch in dieser Hinsicht deren Charakter bestimmt hat (vgl. oben S. 194 ff.). Was aber bleibt nun, der Geschichte gegenüber, für die Philosophie übrig bei der Begründung der Dogmatik? — Wir antworten: ungeachtet jener Verzichtleistung auf unberechtigt Angemaßtes, sehr viel und sehr Bedeutendes. Sie hat dem Historisch-Gegebenen die ihm zum Grunde liegenden geistigen Entwickelungen unterzubreiten und diese zu erklären, zu beurtheilen. Da wir das Geistige bei anderen Menschen nicht unmittelbar wahrzunehmen im Stande sind, so kann es auch nicht unmittelbar Geschichte werden. Die Unterlegung desselben unter die wahrgenommenen äußeren Zeichen geschieht im gewöhnlichen Leben gewissermaßen instinktartig, d. h. indem sich, nicht selten unbewußt, die Associationen geltend machen, welche sich früher bei unserer Selbstauffassung zwischen den Wahrnehmungen des Aeußeren und des Inneren gebildet haben. Aber sie geschieht sehr oft falsch, oder doch ungenau, namentlich in Betreff des höheren Geistigen; und eben so

*) Es versteht sich von selbst, daß es eben so falsch ist, diese Streitfrage (wie man ebenfalls oft gethan hat) vor das Forum der Religion ziehn zu wollen: so daß man also Denjenigen aus dem religiösen Standpunkte verdammt, welcher die Wunder nicht annimmt. Allerdings wird die Annahme von Wundern größtentheils Sache des Glaubens sein; aber sie ist Sache nicht rein, oder auch nur vorzugsweise des religiösen (aus den Grundmotiven der Religion heraus bedingten) Glaubens, sondern des historischen welchem sich dann freilich gelegentlich auch religiöse Motive einmischen können, aber eben nur gelegentlich.

auch die Erklärung und die Beurtheilung. Da also muß die Wissenschaft bessernd hinzutreten.

Dies ist ein Punkt von der höchsten, namentlich auch praktischen Wichtigkeit: indem unter der Herrschaft der spekulativen Philosophie die Dogmatik in dieser Hinsicht sehr viele Fehlgriffe gethan hat, welche dann eben auch in praktischer Richtung verderblich fortgewirkt haben. Und zwar hat sie dieselben nicht bloß in den barbarischen Zeiten des Mittelalters gethan, sondern auch in denjenigen, welche sich des neu aufgegangenen Lichtes rühmten; ja sie haben sich der Hauptsache nach bis auf die gegenwärtige Zeit fortgepflanzt, und finden sich in dieser nicht bloß bei den Altgläubigen, sondern auch bei den Neugläubigen, und bei den Neu-Ungläubigen: denn unter der Herrschaft einer der Erfahrung abgekehrten Philosophie mußte ja natürlich das bekannte Iliacos intra peccatur muros et extra bei der Lösung aller tiefer liegenden Aufgaben mannigfach zur Anwendung kommen.

Man veranschauliche sich dies an einigen einfachen Beispielen. Zuerst an den Teufelseingebungen, mit welchen namentlich Luther, seinen Gegnern gegenüber, so über alle Maßen freigebig ist (vgl. oben S. 195). Die Psychologie als Naturwissenschaft hat gezeigt, daß moralische Gesinnungen, Wollungen und wissenschaftliche Ansichten Gebilde von so weit vorliegenden Organisationsformen sind, daß an eine Eingebung derselben durch einen fremden, auch noch so mächtigen Geist in keiner Weise zu denken ist. — Oder man nehme die Verbrennung des Servet durch Calvin, weil er in einem seiner Bücher eine andere Meinung über die Dreieinigkeit geäußert hatte. Die Verhaftung und darauf folgende Verbrennung geschah bei einer bloßen Durchreise durch Genf: so daß sie also in keiner Weise als eine politische Maßregel gedeutet werden kann, sondern rein als eine von der Dogmatik diktirte angesehn werden muß. Auch ihr aber lag eine grobe Un-

kenntniß der Natur des menschlichen Geistes zum Grunde. Eine spekulative Ansicht (denn darauf kommen ja, wie wir uns überzeugt haben, die dogmatischen Ansichten der Hauptsache nach hinaus) ist in ihrer ganzen Organisation himmelweit verschieden, nicht nur von der moralischen, sondern auch von der religiösen Gesinnung. — Aber diese Fehlgriffe haben sich (wie gesagt), wenn auch nicht in dieser barbarischen Gestalt, leider bis auf unsere Zeiten her mehr oder weniger fortgepflanzt. Zwar wird niemand mehr verbrannt und (wenigstens bei uns) in das Gefängniß geworfen wegen seiner dogmatischen Ansichten; aber moralische Verdammungen, Verketzerungen und Verhetzungen, welche darin ihren Grund haben, kommen auch jetzt noch nur zu vielfach vor. Und ähnlich selbst bei der entgegengesetzten Parthei. Die Klarheit des Denkens und Erkennens ist gewiß ein sehr großes Gut, so daß man nicht eifrig und angestrengt genug dafür thätig sein kann. Aber wenn man die Sache der Aufklärung nicht selten so geführt hat, als wenn dadurch unmittelbar zugleich auch die Moralität und die religiöse Gesinnung gewirkt würden, so ist dies eben so auf eine höchst mangelhafte Kenntniß der Natur unserer Seele zurückzuführen. Die naturwissenschaftliche Psychologie hat, im Anschluß an ihre tiefer eingedrungenen Zerlegungen, den Beweis geführt, daß die Erkenntniß und die moralische und die religiöse Ausbildung schon von den ersten Processen her auf verschiedenen Bildungsformen ruhn, und daß also, wer bei sich selber, und wer bei seinen Mitmenschen die für das eine und für das andere vorliegenden erhabenen Zielpunkte erreichen will, auch von vorn herein verschiedene Wege einschlagen muß.

IV.

Zur Seelenkrankheitskunde.

Ueber Geistes-Epidemien der Menschheit.

Unter dem oben stehenden Titel hat im vorigen Jahre der Geh. Medicinalrath Carus in Dresden eine anziehende kleine Schrift herausgegeben. Die Veranlassung dazu war ihm, wie zu so vielem Aehnlichen in unserer Zeit, durch einen wissenschaftlichen Vortrag vor einem größeren geselligen Verein entgegengebracht, um welchen er im Winter 1851—52 ersucht worden war. Das Thema ist unstreitig ein höchst interessantes, und welches, aus verschiedenen Gesichtspunkten gefaßt, zu mannigfachen auch praktisch wichtigen Problemen führt. Deshalb nehmen wir es auch für eine weitere Besprechung in unserer Zeitschrift auf. Der Verfasser selbst urtheilt (S. 5 f.) mit sehr lobenswerther Bescheidenheit von seiner Abhandlung. Sie mache keinen Anspruch auf den Namen einer ausgeführten gelehrten Arbeit; man solle sie mehr als hingeworfene Gedanken nehmen; so könne ein Lichtpunkt der Wahrheit allmählich eine weitleuchtende Helligkeit erzeugen. Indeß hat er fleißig gesammelt, was in Berichten aus früheren Zeiten, und durch vorangegangene Arbeiten (namentlich die bekannte von Hecker) unserer Zeit näher gebracht, von Erzählungen vorlag, welche

in das bezeichnete Thema einschlagen. Nach kurzen einleitenden Bemerkungen, auf welche wir später noch wieder zurückkommen werden, spricht er zuerst ausführlicher (S. 13 ff.) von der Tanzwuth, welche im 14ten und 15ten Jahrhunderte einen Theil von Europa durchzog, dem sogenannten St. Veits- oder Johannestanze, und einigen damit verwandten Erscheinungen; dann (S. 29 ff.) von den Taranteltänzen Apuliens, und den noch im gegenwärtigen Jahrhunderte in Abyssinien vorkommenden ähnlichen Vorfällen; darauf (S. 39 ff.) von den Convulsionairs unter den Jansenisten, bei denen sich auch die ersten Spuren des Somnambulismus finden; ferner (S. 42 ff.) von dem Wahnsinn des Hexenglaubens und der Hexenverfolgungen, welchem zu der Zeit, als er auf seiner Höhe stand, selbst „die sonst verständigsten, wohlwollendsten Menschen, Gelehrte, höhere Richter und Geistliche jedes Standes sich nicht entziehn konnten" und (S. 51 ff.) von der, jedoch sehr lokal gebliebenen, Epidemie des Vampyrismus in Ungarn und Serbien am Anfange des 18ten Jahrhunderts. Einige Schlußworte (S. 54—58) ergänzen das Angeführte durch kurze Anwendungen auf die gegenwärtige Zeit.

Das Schlimme bei dem Allem ist nur, daß die vom Verfasser zusammengestellten Thatsachen, wir dürfen wohl sagen sämmtlich, nicht von der Art sind, daß sie zu befriedigenden Auffassungen und Erklärungen führen könnten. Sie sind wissenschaftlich stumm: vermögen nicht von Dem, was eigentlich in ihnen vorgegangen ist, Rechenschaft zu geben in der Bestimmtheit und Tiefe, welche nöthig wären, um sie entschieden über den Charakter von bloßen Anekdoten zu erheben. Diese Unvollkommenheit wird für sie durch zwei Momente bedingt.

Zuerst durch den Charakter des Wunderbaren, des Außerordentlichen, welchen sie an sich tragen. Wunderbare, außerordentliche Erscheinungen kehren zu selten wieder;

sie sind also zu wenig und von zu Wenigen aufzufassen, und es ist daher auch für ihre Auffassung nicht die Kontrolle auszuführen, wie sie wesentlich für Thatsachen erfodert wird, welche Grundlagen wissenschaftlicher Erkenntnisse werden sollen. Nicht die gehörige Kontrolle: weder des einen Beobachters durch den anderen, noch einmal für denselben Beobachter in Betreff seiner eigenen Auffassungen. Dabei (was die Hauptsache ist, indem es gewissermaßen den vorigen Punkt bedingt) sind solche außerordentliche Thatsachen zu zusammengesetzt: Produkte von sehr vielfachen Zusammenwirkungen und Verflechtungen, welche sich einander neutralisiren und verdecken: so daß der Schein entsteht, als wenn sie nach ganz anderen Gesetzen erfolgten, als das sonst in dem betreffenden Naturgebiete Geschehende.

Daß die Erkenntniß durch den Anschluß an solche zusammengesetzte und verwickelte Thatsachen nicht weiter geführt wird, ist bekanntlich keineswegs etwas der Naturwissenschaft vom Geistigen Eigenthümliches. Die Geschichte der übrigen Naturwissenschaften zeigt uns in sehr zahlreichen Beispielen, wie sehr auch sie durch Fehlgriffe dieser Art vom rechten Wege abgelenkt und aufgehalten worden sind. Hiezu bedurfte es nicht einmal einer solchen Zusammengesetztheit, und bei weitem nicht eines so seltenen Vorkommens, wie wir in den Thatsachen haben, welche in der vorliegenden Schrift angeführt werden. Die Alten nahmen zwei Klassen von Körpern an: solche, die zur Erde gezogen werden, und solche, die, umgekehrt, einen Zug nach oben oder zum Himmel hin hätten. Das Aufsteigen des Feuers, des Rauches 2c. sind eben schon so zusammengesetzter Natur, daß sie für die damalige Zeit in der angegebenen Beziehung stumm waren. Eben so später noch das Aufsteigen des Wassers in der Pumpe, welches in Folge dessen zu der berüchtigten Annahme der fuga vacui Veranlassung gab. Aehnlich mit dem Verbrennungsprocesse, den man nicht anders

als durch das jetzt eben so berüchtigte Phlogiston zu erklären wußte. Also die Physik und die Chemie, obgleich ihnen doch ungleich einfachere Erfolge für ihre wissenschaftlichen Aufgaben vorliegen, haben doch mit derselben Schwierigkeit zu kämpfen gehabt, und sind durch diese zu zahlreichen Irrthümern verleitet worden, welche sie Jahrhunderte, ja Jahrtausende lang in ihrer Ausbildung zurückgehalten haben. In der Psychologie liegt der nachtheilige Einfluß hievon besonders in ihrer letztvergangenen Blüthezeit, in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vor. Bei dem ausgedehnten, höchst lobenswerthen Eifer, welchen man ihr damals zuwandte, und den so bedeutenden Kräften, die in Büchern, Zeitschriften ꝛc. für sie aufgewandt wurden: weshalb hat sie doch so wenig geleistet? — Wir antworten: weil man sich fast ausschließlich mit den wunderbaren, außerordentlichen Erscheinungen beschäftigte: mit den Träumen, dem Nachtwandeln, den Seelenkrankheiten ꝛc., welche einmal grundwesentlich, aus den angeführten Gründen, wissenschaftlich stumm sind, für sich allein genommen unfähig, über Das, was in ihnen eigentlich geschieht, eine wissenschaftlich bestimmte Rechenschaft zu geben. Diese letztere ist nur zu erwerben durch diejenigen Thatsachen, welche täglich und stündlich vorkommen, die vermöge dessen einer ausreichenden Kontrolle in den angeführten Beziehungen unterliegen, und deren Geschehn so einfach ist, daß wir in ihnen den wahren Naturzusammenhang aufzufassen im Stande sind. Hier haben wir dieses gegenseitige Verdecken von mehreren zusammenwirkenden Erfolgen nicht, oder doch in so geringem Maße, daß die Aufdeckung keine Schwierigkeit hat; und allein indem wir diese allgemein-gewöhnlichen Erfolge, und die aus ihnen abgezogenen Gesetze, für jene ungewöhnlichen zur Erklärung anwenden, vermögen wir auch diese letzteren so elementarisch-durchsichtig zu machen, daß wir dafür ein wissenschaftliches Verständniß erwerben. Dies hat der weitere Ver-

folg bei jenen physikalischen und chemischen Lehren gezeigt; und dies ist eben so für das Gebiet des Geistigen hervorgetreten, nachdem die naturwissenschaftliche Psychologie den hier ausgesprochenen Grundsatz zu konsequenter Anwendung gebracht hatte. Die Seelenkrankheiten, auch in ihren außergewöhnlichsten Symptomen, und eben so die geistigen Erscheinungen bei den Träumen, dem Nachtwandeln, dem magnetischen Schlafe, und was man sonst noch von anscheinend Wunderbarem nehmen mag, bilden und entwickeln sich nicht, wie man früher angenommen hat, nach anderen, sondern nach ganz denselben Gesetzen, die sich in jedem Augenblicke in den alltäglichen Thatsachen unseres Seelenlebens wirksam erweisen. Was sie zu außerordentlichen Erscheinungen macht, ist lediglich die eigenthümliche Verwickelung der zusammenwirkenden Kräfte und Processe.

Die vom Verfasser zusammengestellten Thatsachen sind aber auch noch in einer zweiten Beziehung ungeeignet, Grundlagen für eine wissenschaftliche Erkenntniß zu werden: indem sie nämlich Zeitaltern und Gegenden angehören, welche nicht zu einer reinen und vollständigen Auffassung selbst des in dieser Zusammengesetztheit Vorliegenden fähig waren. Der Verf. gesteht dies selbst an mehreren Orten zu, z. B. indem er in Betreff der Tanzwuth S. 14 bemerkt: „Uebrigens trat das Uebel ohne Zweifel sehr verschiedenartig auf, und veränderte sich nach Zeit und Ort, worüber die nichtärztlichen Zeitgenossen die nöthigen Angaben nur unvollständig aufgezeichnet haben, da sie gewohnt waren, mit ihren Begriffen über die Geisterwelt die Beobachtung natürlicher Vorgänge zu verwirren"; und S. 20 „Was die eigentlichen Helfer in solchen Dingen, die Aerzte, betrifft, so scheinen sie in jenen alten, durch einige Jahrhunderte sich hinziehenden Wahnsinnsformen nur wenig ihre Kunst versucht, sondern Alles der Geistlichkeit überlassen zu haben, da freilich damals überall, weit mehr als

natürlichen Ursachen, dem Einflusse böser Geister der wesentlichste Grund des Wahnsinns überhaupt und so auch der Tanzwuth zugeschrieben zu werden pflegte". Also was in dieser zweiten Beziehung diese Thatsachen für die Wissenschaft unbrauchbar macht, ist die durchgängig sich einmischende Wundersucht. Diese ist nun allerdings selbst auch eine mitwirkende Thatsache, und als solche ein vielfach interessantes Problem für die wissenschaftliche Erklärung. Aber bei der Unvollkommenheit der vorliegenden Zeugnisse läßt sich meistentheils nicht mit auch nur einiger Bestimmtheit scheiden, was der Wundersucht der Akteure und was der Wundersucht der Berichterstatter angehört; und indem man vermöge dessen schon von vorn herein den Teufel als Maschinisten einschiebt, sehn wir die Beobachtung gerade an den Punkten abgebrochen, wo sie erst recht hätte anfangen sollen, und den natürlichen Zusammenhang der Erfolge beinah gänzlich zur Seite liegen bleiben. In Folge hievon ist es namentlich beinah unmöglich auseinanderzuhalten, was bei jener epidemischen Tanzwuth von psychischen und was von leiblichen Ursachen her bedingt gewesen ist; und eben so wenig von dem in beiderlei Beziehungen vermöge eines unwillkührlichen Anranges Bedingten scharf und bestimmt zu unterscheiden, was anderweitige, willkührliche Motive hinzugegeben haben, wie denn der Verf. S. 17 selbst erwähnt, daß „Schaaren versunkener Müßiggänger mitgezogen seien, welche Unterhalt und Abenteuer suchend, die Geberden und Zuckungen der Kranken trefflich nachzuahmen verstanden".

Wenn nun also, in den beiden angegebenen Beziehungen, Thatsachen dieser Art für die Begründung wissenschaftlicher Erkenntnisse untauglich sind: warum hat der Verfasser nicht andere, dafür taugliche zum Grunde gelegt? Oder giebt es deren nicht? — Wir können hiebei den Verfasser keineswegs von aller Schuld frei sprechen. Wir wissen schon (vgl. Bd. I dieses „Archivs rc.",

S. 515 ff.), daß er eine große Vorliebe für die „Wunder" und „Mysterien" hat, und an dem paradoxen Satze festhält, „der Schlüssel zur Erkenntniß vom Wesen des bewußten Seelenlebens liege in der Region des Unbewußtseins". Dies macht sich nun auch hier wieder in eigenthümlicher und interessanter Weise geltend, aber die sich freilich der Lösung der vorliegenden Aufgabe nicht sonderlich günstig erweisen kann.

Es macht sich zunächst darin geltend, daß die vom Verf. zusammengestellten Thatsachen fast durchaus dem Gebiete des Religiösen angehören: wo schon durch die Natur der Gegenstände, auf welche sich die Vorstellungen und Empfindungen beziehn, indem sie auf das Uebersinnliche, das für unsere Erkenntniß Unerreichbare gehn (vgl. oben S. 186 ff. u. 208) nothwendig ein gewisses Dunkel bedingt wird. Außerdem aber, wenn er nun Thatsachen aus diesem Gebiete haben wollte, warum hat er dieselben nicht aus der neueren Zeit und aus höher kultivirten Ländern genommen, wo sich also auch klarere und unbefangenere Beobachtungen erwarten ließen? Warum z. B. nicht den Erscheinungen bei den Methodisten, deren er S. 26 nur vorübergehend und kurz erwähnt, wenigstens eine eben so ausführliche Berücksichtigung, wie der Tanzwuth, zugestanden? Wir haben von diesen ausführliche Beobachtungen in englischen Zeitschriften, welche auch in deutsche übergegangen sind*). Das Uebel nahm seinen Anfang in einer methodistischen Kapelle der Stadt Redruth in Cornwallis: indem ein Mann während des Gottesdienstes mit lauter Stimme ausrief: „Was soll ich thun, um selig zu werden!" und hiebei zugleich die größte Unruhe und Beängstigung über den Zustand seiner Seele in heftigen, ergreifenden Gebehrden ausdruckte, wie sie

*) Vgl. z. B. die in Nasse's Zeitschrift für psychische Aerzte, Jahrg. 1818, S. 255 ff. (vgl. ebendas. S. 457 ff.) aus Fothergill's Medical and physical journal (Vol. 31, p. 373 ss.) mitgetheilten Berichte von J. Cornish.

bei den Methodisten, als Zeichen innerer Zerknirschung, in der damaligen Zeit gewöhnlich waren, ja gewissermaßen einen regelmäßigen Bestandtheil ihres Gottesdienstes ausmachten. Sogleich wiederholten Mehrere diesen Ausruf und diese Gebehrden; und eben so erging es vielen Hunderten, welche herbeikamen, um diese Zufälle mitanzusehn; Mehrere blieben zwei bis drei Tage und Nächte, ohne etwas zu genießen und ohne auszuruhn, in der Kapelle zusammen unter steten Zuckungen. Ja nicht dies allein, sondern dieselben Zufälle verbreiteten sich auch auf die benachbarten Städte Camborne, Heston, Truro, Penvyn und Falmouth und deren umliegende Dörfer, jedoch nur auf die Methodisten, und vor allen auf solche, deren Verstandesbildung der niedrigsten Klasse angehörte. Die innere Angst, von welcher sie sich ergriffen fühlten, druckte sich überall durch Zuckungen aus, bei Vielen außerdem durch Ausrufe über den Zorn des Allmächtigen, welcher sie zu vernichten bereit sei: „Das Geschrei der gequälten Geister fülle ihre Ohren, und sie sähen die Hölle offen zu ihrem Empfange!“ Die Zahl aller davon Ergriffenen schlägt der Berichterstatter auf nicht weniger als 4000 an; die Dauer der Anfälle war sehr verschieden, bei Manchen 70 bis 80 Stunden; kein Alter, kein Geschlecht blieb davon verschont, nur daß vorzüglich Frauen und junge Mädchen davon ergriffen wurden. Die Geistlichen, wenn sie diese Krämpfe während der Predigt ausbrechen sahen, machten die davon Befallenen, statt sie zu beruhigen, noch beängstigter durch die dringendsten Ermahnungen, ihre Sündenerkenntniß zu verstärken: „sie seien von Natur Feinde Christi; und wenn der Tod sie in ihren Sünden überrasche, werde die nie erlöschende Qual der Höllenflammen ihr Antheil sein“; Worte, welche die so Angerufenen in der höchsten Angst, als an ihr eigenes Gewissen gerichtet, wiederholten, und durch die daher ihre Zuckungen gesteigert wurden. Erst wenn diese den höchsten Grad erreicht, stellten die Geistlichen den Unglücklichen wieder die er-

barmende und beseligende Gnade Gottes vor, und suchten sie zum Vertrauen auf dieselbe zu erwecken; worauf diese dann, bei höherem Maße ihres Glaubens, zur schwärmerisch empfundenen Glückseligkeit erhoben wurden, und triumphirend ausriefen, daß ihre Banden gelöst, ihre Sünden vergeben, und sie in die wundervolle Freiheit der Kinder Gottes versetzt seien.

In dieser Berichterstattung und in ähnlichen, die über denselben Gegenstand in englischen und nordamerikanischen Zeitschriften gegeben worden sind, haben wir Thatsachen, welche geeignet sind, Grundlagen von wissenschaftlichen Erkenntnissen zu werden. Außer dem schon Angeführten auch dadurch, daß sie nicht bloß die Zuckungen, sondern auch die geistigen Akte, durch welche dieselben bedingt worden sind, bestimmter charakterisiren; während diese dagegen in den vom Verf. zusammengestellten Berichten beinah gänzlich zurücktreten, und überdies in so verwischten Zügen gegeben werden, daß sich für die Wissenschaft nichts damit anfangen läßt. Außerdem aber sind wir ja nicht auf das Gebiet des Religiösen beschränkt, sondern der Verf. hat seiner Abhandlung ein Thema von ungleich größerer Ausdehnung gegeben. Er erwähnt selbst (S. 4 u. 55 f.) der demokratischen Epidemie von 1848, wo sich mit erstaunlicher „Rapidität eine vollständig veränderte Geistesstimmung verbreitet, die Massen ruhiger Bewohner von Stadt und Land oft in Zeit von wenigen Wochen zu schwindelnden Weltverbesserern und fanatischen Helden einer meist sehr mißverstandenen Freiheit umgeschaffen, die wohlwollendsten Bürger oft ganz in wilde Bannerträger der Revolution sich umgewandelt, und Geistliche, sowie Gelehrte nicht selten mit Enthusiasmus Dinge vertheidigt, welche früher entschieden von ihnen verabscheut worden waren". Aber warum hat er dieser, wie er sie näher charakterisirt, „ungeheuren fieberhaften mit Phantasien und Delirien und theils mit wirklich periodischem Wahnsinn begleiteten, theils im Einzelnen blitzartig auch von wahrhaft großen Ideen durch-

zuckten Entwickelungskrankheit der Menschheit" nur ganz vorübergehend erwähnt: da ja doch hier so zahlreiche, in unmittelbaren eigenen Erinnerungen nahe liegende Thatsachen vorlagen, und welche überdies durch noch zahlreichere Parallelen aus der französischen Revolution ergänzt werden konnten, von denen wir sehr ausführliche und treue Berichte besitzen? — Aber auch mit diesen Thatsachen (welche, sowohl was die inneren Entwickelungen als was die Aeußerungen betrifft, in den vorher angegebenen Beziehungen noch immer viel Verwandtschaft mit den religiösen zeigen) ist der Kreis der geistigen Ansteckungen noch keineswegs abgeschlossen. Wir haben noch andere, wenigstens eben so interessante und umfangreiche, in den Gebieten der höheren Wissenschaft und Kunst, und die, theils vermöge ihrer eigenthümlichen Grundcharaktere, und theils weil die von ihnen hervortretenden Aeußerungen eine mehr indifferente Natur haben, in ihrem ganzen Verlaufe die Art und Weise der Ansteckung bestimmter aufzufassen verstatten. An Thatsachen dieser Art sind namentlich wir Deutsche sehr reich im Gebiete der Philosophie: von dem Zeitalter Wolff's her, welcher ein halbes Jahrhundert hindurch als der „Philosoph schlechtweg" galt, und von dessen 26 Quartanten seine Anhänger behaupteten, daß sie „der Dauer der Welt trotzen würden"*), bis auf Kant und Diejenigen, welche nach einander die Erbschaft seines philosophischen Scepters für sich in Anspruch genommen haben. „Von Hamburg (so schreibt Baggesen im J. 1793) gehe ich dann nach Königsberg, einzig um Messias den zweiten zu sehn"; selbst Frauen schwärmten für dessen „die Menschheit erhöhende Person"**); wer sich

*) Vgl. Christian Wolff's eigene Lebensbeschreibung, herausgegeben mit einer Abhandlung über Wolff von Wuttke (Leipzig 1841), bes. S. 98 ff. „Er hatte in Marburg Zuhörer, die in ihren Heften anmerkten: Hier lachte der Herr Regierungsrath."

**) Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes Joh. Benj. Erhardt, herausgegeben von Varnhagen von Ense (Stuttg. 1830), S. 354

nur einigermaßen in die Mysterien hineinstudirt, hielt sich berechtigt zu stolzer Erhebung über die Uneingeweihten, und trat als Apostel dafür auf, schon um die Mühe, welche er darauf verwandt hatte, nicht vergebens aufgewandt zu haben, und indem er (wie Lichtenberg einmal sagt) schon deshalb glaubte, Kant müsse Recht haben, weil er ihn verstanden habe; und Diejenigen, welche nichts davon verstanden, hingen wenigstens sein Bildniß in ihren Hörsälen auf, und suchten die Phrasen, die sie sich angeeignet hatten, so gut es gehn wollte zu verwenden*). Alle Stimmen unbefangner Denker vermochten hiegegen, und vermochten später gegen Fichte, Schelling und Hegel nichts. Die ganze deutsche Welt trieb einmal „Abgötterei mit dem „groben Kobolte, der Kantischen Philosophie"**); trotz alles „Ekels", welchen Einzelne empfanden, wurde man nicht müde, „das ewige Wiederholen und Uebersetzen aus dem idealistischen Kauderwelsch in ehrliche Menschensprache und dann aus der ehrlichen Menschensprache wieder in idealistisches Kauderwelsch" fortzusetzen***); und „der leider nicht so allgemeine Menschenverstand wurde zu einem negativen Probirstein der

und 373; vgl. auch Fernow's Leben, herausgegeben von Johanne Schopenhauer, S. 104.

*) Feder's Leben, Natur und Grundsätze, S. 120 ff. u. 128 f.

**) Worte von Kraus, dem nächsten Kollegen Kant's an der Universität zu Königsberg, und welcher, ungeachtet des hierin und sonst so entschieden ausgesprochenen Gegensatzes, ihm sein ganzes Leben hindurch eine warme Anhänglichkeit und Dankbarkeit für die geistigen Anregungen bewahrte, welche er von ihm als akademischem Lehrer empfangen hatte; vgl. Das Leben des Professors Christ. Jac. Kraus 2c. von Voigt (Königsb. 1819), S. 123 ff. u. 129 ff.

***) Jacobi in Bezug auf Fichte; vgl. „K. L. Reinhold's Leben und litterarisches Wirken 2c.", von E. Reinhold (Jena 1825), S. 254. „An Fichte wird geglaubt (schreibt Forberg um diese Zeit) wie niemals an Reinhold geglaubt worden ist. Man versteht jenen freilich noch ungleich weniger als diesen, aber man glaubt um desto hartnäckiger. Ich und Nicht-Ich sind jetzt die Symbole der Philosophie, wie es ehemals Stoff und Form waren" (Fragmente aus meinen Papieren, Jena 1796).

Systeme gemacht, so daß, was er nicht für toll erklärte, uns nicht philosophisch war"*). Selbst die ausgezeichnetsten Männer (man denke nur an Schiller, dessen Individualität doch in mehrfacher Beziehung der grassirenden Krankheit so heterogen war, und der sich später so ungern der darüber verlorenen Jahre erinnerte) konnte sich doch der Uebermacht des Ansteckungsstoffes nicht entziehn!

Aehnlich ist es dann auch mit anderen, ihrer Grundnatur nach gewissermaßen noch mehr nüchternen Wissenschaften ergangen, wenn und so lange sie — eben Mode waren. „Göthe, höre ich (so schreibt Herder 1802), hat sich in Jena die Chemie vortragen lassen: sie ist jetzt an der Tagesordnung". Und ungeachtet der Mißbilligung, die hierin liegt, sagt er in einem anderen Briefe in Bezug auf sich selber: „Böttiger will für Scherer ein chemisches Collegium zu Stande bringen; ich wünsche sehr, daß es zu Stande komme, indem ich nach dieser Wissenschaft recht eigentlich durste". Und in derselben Zeit ungefähr heißt es in einem Briefe von Göthe an Meyer: „Für uns Andere, die wir doch eigentlich zu Künstlern geboren sind, bleiben doch immer die Spekulation, so wie das Studium der elementaren Naturlehre falsche Tendenzen, denen man freilich nicht ausweichen kann, weil Alles, was einen umgiebt, sich dahin neigt und gewaltsam dahin strebt"**).

Wie erfolgen nun also Ansteckungen dieser Art? — Im Gebiete des Geistigen finden wir uns glücklicherweise nicht, wie meistentheils im Gebiete des Leiblichen, auf unbestimmte Allgemeinheiten (epidemische Stoffe, Luftstimmungen rc.) beschränkt, sondern wir sind im Stande, indem wir die vorlie-

*) Jean Paul „Clavis Fichtiana" (1801), S. 18.

**) Die zuerst angeführten Stellen finden sich in Knebel's „Litterarischem Nachlaß und Briefwechsel", Band II, S. 276 u. 289, die zuletzt angeführte in „Briefe von und an Göthe, herausgegeben von Riemer", S. 50 mitgetheilt.

genden außergewöhnlichen Thatsachen gegen die gewöhnlichen, oder täglich und stündlich erfolgenden, hin durchsichtig machen (vgl. oben S. 220 f.), auch über jene ersteren sehr bestimmte Anschauungen zu gewinnen. Geistige Uebertragungen von einem Menschen auf den anderen können nur durch Zeichen hindurch Statt finden, die von Demjenigen, welcher die Uebertragung empfängt, aufgefaßt werden. Wir haben also bei dem Letzteren zunächst diese Auffassungsakte, und diese können in zwiefacher Weise fortwirken: einmal, indem sie, vermöge der allgemein durchgehenden Anziehung im Verhältniß der Gleichartigkeit, einstimmige innere Erregungen wirken, und zweitens, indem sie die mit den Auffassungsakten associirten Kräfte zur Erregtheit bringen; also (wie wir es auch bezeichnen können) im Verhältnisse der Sympathie, und im Verhältnisse der Sprache. In beiden Fällen aber muß das Zuerregende sich innerlich angelegt vorfinden; im zweiten außerdem auch die betreffende Association oder Verknüpfung. Und wie bildet sich diese letztere? — Da der Mensch überhaupt kein anderes Innerliches aufzufassen im Stande ist, als sein eigenes, so muß sich diese **Verknüpfung ursprünglich in der Selbstauffassung ausgebildet haben.**

Man mache sich diese abstrakten Angaben, die wohl für die Meisten noch mehr oder weniger Dunkles haben möchten, sogleich durch mehr Einzelnes, allgemein Bekanntes anschaulich. Die Fortpflanzung durch Sympathie ist einfacherer Natur. Jeder, der Kinder beobachtet hat, weiß, wie der leuchtende Blick, das Lächeln, die lustigen oder die schmerzhaften und traurigen Töne ihrer Umgebungen, auch ehe sie noch Unterlegungen dafür ausgebildet haben, rein durch Fortwirkungen im Verhältniß der Gleichartigkeit Einstimmiges bei Kindern zur Erregtheit ausbilden. Desto schwieriger dagegen, und in Folge dessen meistentheils falsch gefaßt, ist die zweite Form der Ueber-

tragung. Man nehme zur Veranschaulichung die erste Ausbildung der Sprache, wie sie durch Nachahmung erfolgt. Das Kind hört von seiner Mutter, von seinen Geschwistern ꝛc. ein Wort, und spricht dasselbe nach. Wie geschieht dies? — Wir haben zunächst einen Auffassungsakt des Gehörsinnes. In diesem sind die aufgenommenen Reize oder Ausfüllungen einem Theile nach fest, einem andern Theile nach aber nur lose angeeignet oder beweglich gegeben, und werden also, nach dem allgemeinen Grundgesetze unserer Entwickelung, daß die beweglichen Elemente in jedem Augenblicke ausgeglichen werden, auf andere, seien es nun Akte oder Kräfte, übertragen. Aber warum erfolgt nun diese Uebertragung gerade auf die Sprachmuskelkräfte, welche dieses Wort hervorbringen? — Wir antworten: sie erfolgt in jedem Falle gegen Dasjenige, was mit dem Akte, von welchem die Uebertragung ausgeht, in der stärksten unmittelbaren Verbindung gegeben ist*). Eine solche also muß nach der Seite dieser Sprachmuskelkräfte hin bereits früher in dem Kinde begründet worden sein; oder (wie wir dies sogleich bestimmter ausdrucken können): diese Sprachmuskelkräfte müssen bei dem Kinde früher in der Erregung von innen her diese Laute hervorgebracht haben, die es dann zugleich gehört hat, und die vermöge dessen mit diesen Gehörauffassungen in Verbindung getreten und geblieben sind**). Auf der Grund-

*) Vgl. mein „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft" (zweite Auflage), S. 86 ff.

**) Dies geschieht, wie die mit der Psychologie als Naturwissenschaft Vertrauten wissen, vermöge eben dieses Processes der Ausgleichung der beweglichen Elemente. Indem das Kind zugleich einen Laut ausstößt (in Folge von Lust, Schmerz, oder was es sonst sein mag) und diesen Laut hört, so fließen von beiden Seiten her die beweglichen Elemente über, und werden zum Theil zwischen diesen Akten (und Dem, was von ihnen innerlich fortexistirt) fest. Die Verbindungen (Associationen) in unserem Seelensein also sind eben so wohl psychisch-substantiell,

lage dieser Verbindung erfolgt die jetzige Uebertragung der beweglich aufgenommenen Gehörreize; die entsprechenden Muskelkräfte werden zu Bethätigungen ausgebildet, und vermöge dessen wird der gehörte Laut nachgesprochen. Man präge sich dies noch bestimmter aus durch die Hinzunahme der Fälle, wo die Nachbildung nicht eintritt. Ein taubes Kind spricht keine von Anderen ausgesprochenen Wörter nach, mag es gleich immerhin dieselben Laute schon in Folge innerer Erregungen ausgestoßen haben (denn die meisten Taubstummen sind ja doch nicht stumm), und mag es auch vielleicht noch so vielfach die Bewegungen anderer Menschen nachahmen. Es mangelt ihm schon der erste Anstoß: der Auffassungsakt, von welchem die Uebertragung ausgehn sollte, mit seinen beweglichen Elementen. Ein hörendes Kind ahmt einen gehörten Laut nicht nach, wenn es denselben noch nicht selbst früher aus innerer Erregung heraus hervorgebracht hat, und auch dann nicht, wenn es ihn zwar hervorgebracht hat, aber so flüchtig, daß sich nicht, in der angegebenen Weise, eine bleibende Verknüpfung zwischen ihm und dem Hören desselben ausgebildet und erhalten hat. Mit dem Nachahmungstriebe und der Nachahmungsfähigkeit also verhält es sich wie mit allen anderen Kräften oder Vermögen, mit welchen die alte Psychologie den Menschen so freigebig ausgestattet hatte: sie sind keineswegs ein Angeborenes oder ein Allgemeines, sondern sie müssen sich in jedem Falle erst bilden, und sie bilden sich ganz speciell aus, nach Maßgabe der in jedem besonderen Falle erfoderlichen eigenthümlichen Faktoren.

Was nun in diesem elementarischen Beispiele vorliegt, Das macht sich für alle Fortpflanzungen des Geistigen durch Ansteckung geltend, bis zu den höchsten und umfassendsten hin.

---

wie die einzelnen Akte und Kräfte, und sind zugleich, vermöge der bezeichneten Regelung des Ueberfließens durch sie, selbst lebendige Kräfte.

Auch religiöse Vorstellungen und Empfindungen, philosophische Begriffe und Sätze 2c. können nur nachgebildet werden, indem äußere Auffassungen entsprechendes Inneres zur Erregtheit bringen durch Uebertragungen von beweglichen Elementen, entweder auf Einstimmiges, oder auf der Grundlage von früher gestifteten Gruppen- und Reihenverbindungen; und jedenfalls muß Dasjenige, welches zur Erregtheit gebracht werden soll, schon früher in der Art vorgebildet sein, daß es in der dargebotenen Weise zur Erregtheit gebracht werden kann. Daher denn in dem früher beigebrachten Falle (vgl. S. 224) die Nicht-Methodisten, obgleich sie Dasselbe sahen und hörten, von der Ansteckung frei blieben; und als das Fieber der Kantischen Philosophie grassirte, Diejenigen davon frei blieben, welche sich gar nicht philosophisch, oder in entschieden entgegengesetzten Richtungen ausgebildet hatten. Und so mit allem Uebrigen. Bei ausgebildeten Menschen mischen sich allerdings auch noch anderweitige Motive vermittelnd ein: Ehrgeiz, Eitelkeit, Gewinnsucht, wenn die religiöse, die philosophische, die politische 2c. Richtung, welche gerade zeitgemäß und Mode sind, Ehre, Glanz und Förderungen anderer Art in Aussicht stellen. Aber selbst da wird doch, wenn es nicht bei einer ganz äußerlichen Heuchelei bleiben soll, eine gewisse Vorbildung von entsprechend innerlich Angelegtem vorausgesetzt; und jedenfalls muß dieselbe bei anderen Individuen und in weiterem Umkreise vorhanden sein, damit eben diese Vorstellungen, Aeußerungen 2c. Ehre und Vortheile bringen können.

In dem Maße nun, wie diese Faktoren vorhanden sind, können sie nicht nur die Uebertragung wirken, sondern werden sie auch dieselbe mit Nothwendigkeit wirken, wo kein entschiedenes Hinderniß Dem entgegensteht. Hievon liegen unzählige Erfahrungen im gewöhnlichen Leben vor. Die Ansteckung erfolgt in manchen Fällen selbst da, wo wirklich ein

gewisses Widerstreben entgegenwirkt, und darüber das vollste Bewußtsein ausgebildet ist. Jemand lebt zusammen mit einem sehr umständlichen, in Bezug auf hundert Kleinigkeiten besorgten und peinlichen Menschen. Er mißbilligt diese Peinlichkeit entschieden im Hinblick auf die fortwährenden kleinen Störungen, welche dadurch für heiteren Lebensgenuß und stätig kräftige Bethätigung herbeigeführt werden. Aber findet sich nur irgend Einstimmiges bei ihm angelegt, so wird er dessenungeachtet nicht von der Ansteckung frei bleiben: wird sich, wenn auch in geringerem Umfange und Maße, nach und nach Aehnliches bei ihm ausbilden. So steckt der Zorn an, so die Vergnügungssucht 2c. Was in den Angelegtheiten Derer, welche die Ansteckung aufnehmen, anfangs zurücktrat, wird, indem es öfter zur Reproduktion kommt und fortwirkt, allmählich immer mehr verstärkt und in den Vordergrund gerückt.

Was wird nun, diesen einzelnen Ansteckungen gegenüber, dazu erfodert, damit etwas im größeren Umkreise epidemisch werde? — Unstreitig nichts Anderes, als daß sich die angegebenen Faktoren in diesem größeren Umkreise vorgebildet finden; wie es unsere Sprache mit einem sehr glücklichen Ausdrucke bezeichnet: „es muß in der Luft sein". Nur daß wir (wie bemerkt) hier die Faktoren, welche die Ansteckung aufnehmen und fortwirken lassen, in jedem besonderen Falle mit Bestimmtheit anzugeben im Stande sind. Der Verfasser der vorliegenden Abhandlung bemerkt (S. 8) sehr richtig, daß es doch immer nur einzelne, und im Verhältniß zum Ganzen kleine Abtheilungen der Menschheit seien, die von dergleichen befallen würden. Aber wer sich innerhalb dieser Kreise befindet, kann sich (wie es ja auch bei den körperlichen Epidemien der Fall ist) der Aufnahme des Ansteckungsstoffes nur sehr schwer entziehn. Der Berichterstatter über die S. 224 erwähnte methodistische Ansteckung erwähnt, daß selbst kleine Kinder, die sich noch gar nichts dabei denken konnten,



in dieselbe hineingezogen worden seien. Auf die Frage, weshalb sie denn solche Gebehrden machten, gaben sie zur Antwort: „sie könnten nicht dafür, sie müßten so thun, wie die Uebrigen". Dasselbe wiederholt sich bis zum höchsten Geistigen hin. Ließ sich doch selbst Göthe, dessen Individualität mit der Kantischen Richtung in einem so entschiedenen Gegensatze stand, wie es damals in Deutschland nur irgend denkbar war, durch Schiller's Andrängen dazu bewegen, eine neue Beobachtung, welche ihm im Gebiete der Farbenlehre gelungen war, nach der Kategorientafel zu bearbeiten: was denn freilich schlecht genug gelang!*) In dem Maße waren damals diese Auffassungsformen „in der Luft"!

Der Verf. hat (S. 51 und 57) sehr richtig bemerkt, daß solche „Entwickelungskrankheiten der Menschheit" nothwendig seien, damit „der Zeiger der Geschichte" bedeutend vorrücke, und daß sie eben deshalb der Menschheit „nicht erspart werden" konnten und können. Es wäre sehr wünschenswerth, daß einmal jemand, der mit den erfoderlichen historischen Kenntnissen einen genügenden philosophischen Tiefblick in sich vereinigte, die Geschichte des menschlichen Geschlechtes aus diesem Gesichtspunkte bearbeitete!

Dies führt uns sehr natürlich hinüber zum Letzten, was wir noch ins Auge zu fassen haben: zur Heilung dieser Geistes-Epidemien. Wie erfolgt diese? — Wie die Geschichte aller Völker und Zeiten, und wie die tiefere naturwissenschaftliche Erfassung des menschlichen Geistes gleichmäßig zeigen, wirken dazu mehrere Momente zusammen. Auf eines derselben hat der Verf. (S. 28 f.) bestimmter hingewiesen: die Abstumpfung, welche bei längerer Andauer nothwendigerweise für die zur Erregtheit gebrachten Kräfte eintritt: so daß sie nun keine neuen Reize mehr aufnehmen können. Wir haben

*) Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe, 4ter Theil, S. 33—40, 98, 103 (aus dem Jahre 1798).

diesen Erfolg schon mehrfach zum Gegenstande einer genaueren Betrachtung gemacht, und auf die tiefer dafür bedingenden Naturgesetze zurückgeführt (vgl. oben S. 143 ff. und S. 152 ff., auch Band II, S. 196). Ein anderes auf die Heilung hinwirkendes Moment findet sich im Eingange der vorliegenden Schrift angedeutet: daß nämlich (S. 9) irgendwie das bessere Selbst wieder zum Bewußtsein komme, irgendwie der Geist wieder sich sammle und der Irrthum sich zerstreue. Der letztere wird so lange durchprobirt, bis die Menschen endlich zur Ueberzeugung gelangen, daß sich damit nichts machen lasse, oder in manchen Fällen auch nur, daß sie wenigstens und für jetzt noch nichts damit machen können. So ist es mit den politischen Phantasien ergangen, welche 1848 zum Ausbruche gekommen sind. Die Zeiträume, deren man zur Gewinnung dieser Ueberzeugung bedarf, sind bei Verschiedenem, und für Verschiedene, von sehr verschiedener Länge. In dem so eben erwähnten Politischen sind wir Deutsche, weil wir so wenige Vorübungen hatten, und überdies unsere tiefste Grundeigenthümlichkeit so wenig für die Lösung der dafür vorliegenden Aufgabe gemacht ist*), in wenigen Jahren mit diesem negativen Experimentiren fertig geworden. In der Philosophie dagegen, für welche unsere tiefste Grundeigenthümlichkeit eine sehr günstige Stimmung darbietet, und sich eben deshalb die nur von Einer, der objektiven, Seite her bedingte Unangemessenheit leichter verbergen konnte, hat dieses Experimentiren desto länger gedauert. Mehr als ein halbes Jahrhundert probiren wir nun, mit einer — man weiß kaum, soll man sagen, höchst bewunderungswürdigen, oder höchst lächerlichen — Beständigkeit und Gründlichkeit, ein spekulatives System nach dem anderen durch, unter fortwährend neu ausgebil-

*) Siehe meine „Pragmatische Psychologie", Band I, S. 112 ff. und 119 ff.; vgl. die gegenwärtige Zeitschrift Band II, S. 299, 306 ff., 311 ff. und 329 ff.

deten und neu getäuschten Hoffnungen, um dann endlich inne zu werden, daß daraus weder für die Erkenntniß noch für die Praxis Frucht zu gewinnen sei. Nun wohl: für Beides ist ja gegenwärtig Hoffnung vorhanden, daß wir, in Angemessenheit zu der angegebenen Verschiedenheit in der Grundstimmung unserer Eigenthümlichkeit, nachdem wir durch jene Fehlschlagungen einmal zum Besseren hinübergedrängt sind und darin festen Fuß gefaßt haben, in der Lösung der ersten Bildungsaufgabe langsam, in der Lösung der zweiten desto rascher zu höherer Vollkommenheit der Einsicht und des Geschickes uns emporarbeiten werden!

Ein drittes, auf die Heilung von solchen geistigen Epidemien hinwirkendes Moment liegt darin vor, daß doch selbst innerhalb des davon inficirten Kreises immer einige Individuen sich finden werden, deren Natur dem Ansteckungsstoffe in dem Maße widerstrebt, daß sie davon gänzlich frei bleiben. Oder wie es Göthe einmal ausdruckt: „Gewinnt aber auch in der Wissenschaft das Falsche die Oberhand, so wird doch immer eine Minorität für das Wahre übrig bleiben; und wenn sie sich in einen einzigen Geist zurückzöge, so hätte das nichts zu sagen. Er wird im Stillen, im Verborgenen fortwaltend wirken; und es wird eine Zeit kommen, wo man nach ihm und seinen Ueberzeugungen fragt, und wo diese sich, bei verbreitetem allgemeinen Licht, auch wieder hervorwagen dürfen". So standen in unserer ersten spekulativen Epoche Friedrich Heinrich Jacobi, Aenesidemus-Schulze, Kraus und Andere der um sich greifenden Epidemie mit entschiedener Unempfänglichkeit gegenüber; und eben so hat es auch schon vom Anfange der politischen Ansteckungsepoche her nicht an Solchen gefehlt, welche durch Geschichte und Philosophie zu klar-bestimmter Einsicht gelangt waren, daß sich nicht mit Einem Schlage bei der Gesammtheit des Volkes die intellektuellen und moralischen Eigenschaften schaffen

ließen, wie dieselben für die Verwirklichung der geltend gemachten idealen Staatskonstruktionen erfodert würden. Ueberdies aber sind ja unsere gegenwärtigen Weltverhältnisse von der Art, daß die von geistigen Ansteckungsstoffen erfüllten Landstriche nicht gegen die übrigen isolirt sind, sondern fortwährend Hinüberwirkungen von diesen erfahren. Vermöge dessen also wird dann auch die geistige Atmosphäre fortwährend mehr oder weniger erneuert und gesunder gestimmt. So hat sich in den beiden specieller in Betracht gezogenen Beziehungen, in der philosophischen und in der politischen, namentlich von England her eine höchst bedeutende Heilkraft bethätigt, indem dasselbe, ungeachtet mancher anderen krankhaften Stoffe, von welchen es selbst inficirt ist, doch die hier in Frage stehenden, vermöge der eigenthümlichen Stimmung seiner intellektuellen und moralischen Konstitution, entschieden von sich fern gehalten hatte. Also der ununterbrochene und dabei so rasche und lebhafte Verkehr zwischen allen höher gebildeten Völkern, wenn er auch auf der einen Seite das Umsichgreifen von Geistes-Epidemien erleichtert, wirkt doch auf der anderen entschieden ihrer längeren Andauer entgegen. Hiezu kommt endlich, daß ja die Ausgleichung der geistigen Atmosphäre auch nicht auf das gegenwärtig daneben Gegebene beschränkt ist. Für unsere geistige Welt ist ja auch die gesammte Vergangenheit stets mehr oder weniger Gegenwart; und auch von dieser her also kann sich unsere Atmosphäre immer wieder erneuern und reinigen.

Und so ergeben sich denn, wenn wir nun zum Schlusse das einzeln namhaft Gemachte zusammenfassen, die Mittel, durch welche wir im Ganzen und Großen den Geistesepidemien jeder Art entgegenzuwirken haben, sehr einfach und entschieden. Man hat die Aufklärung vielfach ungehörig angepriesen, indem man darin ein Universalmittel zu besitzen glaubte, die Menschen sittlich zu machen. Dazu hilft dieselbe, unmittelbar wenigstens, nichts: indem Erkenntniß und Sittlichkeit großen-

theils verschiedene Grundbildungsformen haben (vgl. oben S. 216, und Heft I dieses Jahrganges, S. 73 f. u. 88 ff., so wie das dort weiter Angegebene). Aber den Geistes-Epidemien aller Art gegenüber ist allerdings wahre Aufklärung ein sehr probates, und das einzige Mittel, welches auf die Dauer dagegen sicher stellt. Um es noch bestimmter zu bezeichnen: Geschichte und Naturwissenschaft des menschlichen Geistes, in dem Maße, wie wir sie uns in größerer Ausdehnung und mit tieferem Eindringen aneignen, stumpfen die Empfänglichkeit gegen jeden Ansteckungsstoff dieser Art ab, und setzen uns demnach in den Stand, auch weit verbreiteten Epidemien ohne Gefahr entgegenzutreten, so wie Denjenigen, welche davon ergriffen sind, mit ärztlichem Beistande uns hülfreich zu erweisen!

Nachschrift

(am 29sten April).

Als ich (Anfang März) diesen Aufsatz zu Ende geführt hatte, glaubte ich nicht, daß wir schon so bald wieder eine neue Geistes-Epidemie erleben würden. Dieselbe ist eingetreten: die Epidemie des „Tischrückens“. Nachdem die sich darauf beziehende Praxis über den Ocean zu uns herübergekommen, und nachdem sie von den abenteuerlichen Zusätzen, mit welchen sie Wundersucht und Gewinnsucht ausgestattet hatten, entkleidet worden war, hat sie sich, in Folge der früher unerhörten Anzahl von Tagesblättern und der ebenfalls unerhörten Schnelligkeit der Kommunikation, mit einer Raschheit und in einem Umfange ausgebreitet, wie davon in der gesammten Geschichte bei keiner anderen Geistes-Epidemie ein auch nur einigermaßen nahekommendes Beispiel vorliegt. Ueberall, wo man hinsieht und hinhört,

in großen und in kleinen Städten, bei Leuten aller Lebensstellungen und Berufsgattungen, läßt man Tische, und läßt man, im weiteren Verfolge, eine Menge von anderen Dingen rücken.

Es versteht sich von selbst, daß ein Eingehn auf den Gegenstand, um welchen es sich hiebei zunächst handelt, auch abgesehn von der großen Ungewißheit, die noch darüber waltet, so wie davon, daß ich keine Entscheidung darüber zu geben im Stande bin, der gegenwärtigen Zeitschrift gänzlich zur Seite bleiben muß. Aber Dasjenige, was in ihr Gebiet fällt, und worüber sie ein Urtheil hat, das damit in Verbindung stehende Psychische, liegt so unmittelbar klar vor, daß ich zu dem bereits im Vorigen über die Natur und Entstehungsweise der Geistes-Epidemien Bemerkten kaum noch etwas hinzuzufügen brauche. Sowohl die darin eingehenden Einbildungs-Vorstellungen und Anschauungen, als die dafür nöthigen Bethätigungen, finden sich allgemein für eine leichte Erregung vorgebildet, so daß die Fortpflanzung der Ansteckung durch das Beispiel keinem Hindernisse unterliegt. Hiezu kommt dann der Reiz des Wunderbaren; hiezu die Geeignetheit zum Zeitvertreib und Vergnügen; hiezu die Möglichkeit die mannigfachsten Veränderungen in die Experimente einzuführen, und in Verbindung hiemit die, wenigstens für die Auffassung des Uneingeweihten, vorliegende Aussicht, daß selbst dem Laien diese oder jene Entdekkung im Einzelnen gelingen, ja vielleicht sogar das große Loos der Auffindung des Grundgesetzes zu Theil werden könne, und damit die Ehre, der Glanz, welcher diese Auffindung gewähren würde. Kurz, die vorliegende Praxis ist von der Art, daß durch alle Momente, welche der Gegenstand entgegenbringt, im Vereine mit der Natur der geistigen Ansteckung, eine so ausgedehnte und rasche Verbreitung gewissermaßen mit Nothwendigkeit prädeterminirt war*).

*) In Nordamerika hat die Epidemie eine noch viel größere Ausbreitung gewonnen. Ein darüber vor Kurzem erschienenes dickes Buch,

Und eben so kann kein Zweifel darüber sein, was zu thun ist, um die Ansteckung in die rechten Gränzen einzuschließen. Auch da haben wir im Grunde nur das früher Gesagte zu wiederholen. Schon die Abstumpfung des Reizes der Neuheit, hier ungleich früher zu erwarten gerade in Folge der blitzschnellen Ausbreitung, so wie die mannigfachen Fehlgriffe, vergebenen Bemühungen, Täuschungen werden das Ihrige thun. Außerdem aber sind dann, jenem wissenschaftlichen Scharmuziren gegenüber, die Grundsätze und Foderungen der bereits feststehenden Naturerkenntniß streng inne zu halten und energisch geltend zu machen. Man hat sich darüber gewundert, ja beklagt und getadelt, daß bei den vielfachen Stimmen, die man hin und her vernommen hat, die Männer und namentlich die Meister der Wissenschaft bisher noch fast durchaus geschwiegen haben. Aber ihr Schweigen ist sehr natürlich, weil sie nämlich aus ihrer wissenschaftlichen Erkenntniß heraus strengere Foderungen geltend machen müssen, als welchen durch die bisher angestellten und anstellbaren Versuche genügt werden könnte; und dasselbe ist sehr heilsam, damit das unstät Wogende einigermaßen zur Stätigkeit gebracht werde. Also was heilsam ist, das scheint in jeder Hinsicht schon von selber zu geschehn: so daß sich demnach dem Fort- und Ausgange der gegenwärtigen Geistes-Epidemie mit geringerer Besorgniß möchte entgegensehn lassen, als dies bei irgend einer anderen möglich war, deren wir im vorliegenden Aufsatze zu erwähnen Veranlassung gehabt haben.

---

welches eine Geschichte derselben giebt (**Sights and Sounds, or the Mystery of the Day, comprising an entire History of the American Spirit Manifestations** von Henry Spicer), schätzt die Anzahl der Media (Mittelspersonen, welche das Klopfen der Geister als Antwort auf die ihnen vorgelegten Fragen hervorzurufen unternehmen) auf nicht weniger als 30,000, von welchen allein in Philadelphia 300 thätig sein sollen; und außer zwei großen Zeitungen, welche die Hauptorgane für die Klopfgeister-Gemeine abgeben, existirt fast in jedem der 36 Staaten der Vereinigten Republik ein Blatt oder ein Blättchen, das sich ausschließlich mit den Wundergeschichten der neuen Geisterwelt beschäftigt (vgl. „Magazin für die Litteratur des Auslandes", vom 21sten April d. J.).

V.

Zur politischen Kunstlehre.

Die Gesetze als Erziehungsmittel.

I. Die wesentliche Bestimmung der Gesetze zu erziehen.

Die Anfoderuug, daß die Gesetze erziehn sollen, kann vielleicht als ein Unerhörtes, ein Curiosum erscheinen selbst für Manche, welche ihr ganzes Leben hindurch mit der Verwaltung der Gesetze zu thun gehabt haben. Aber auch abgesehn davon, daß es doch jedenfalls als höchst wünschenswerth, ja in mannigfacher Beziehung als dringend nothwendig anzusehn ist, das Volk auf eine höhere Stufe, nicht nur der intellektuellen, sondern auch der moralischen Bildung zu erheben, und daß unter Anderem jedenfalls auch die Gesetze hiezu als Mittel dienen können, ist diese Bestimmung auch schon deshalb als eine ihnen wesentlich obliegende geltend zu machen, damit hiedurch die Uebel verringert und aufgewogen werden, welche ganz allgemein von den Gesetzen als solchen untrennbar sind. Hierüber müssen wir zunächst noch einige aufklärende Bemerkungen hinzufügen.

Das Gesetz soll als Vorschrift feststellen, was dem Rechte gemäß ist. Dem Rechte gemäß aber ist, was, alle gegenwärtigen und zukünftigen Umstände zusammengenommen, nach der allgemein-gültigen Werthschätzung, das höchste Maß von Gutem und das geringste von Uebeln darbietet*). Die Erfahrung lehrt nun, daß die wirklichen Gesetze dieser Charakteristik vielfach nicht entsprechen. Die vorliegenden Umstände sind nicht vollständig oder nicht durchgängig richtig aufgefaßt. Die Folgen sind nicht in allen durch die Natur der Sache bedingten Richtungen und Beziehungen erschöpfend und der Wirklichkeit entsprechend konstruirt: wie wir denn einen Ausspruch des großen Pitt haben, welcher es geradezu für unmöglich erklärt, daß selbst der gewiegteste und weitblickendste Staatsmann bei einer neuen Maßregel alle Folgen voraussehn könne. Oder es ist auch wohl nicht die allgemeingültige Werthschätzung in ihrer vollen Höhe und Reinheit zur Anwendung gebracht: sie hatte sich noch nicht in allen Punkten genügend hervorgebildet, oder sie war durch Eigennutz, durch Partheilichkeit verfälscht rc. Aber mit allem Dem haben wir hier nicht zu thun. Die daraus hervorgehenden Störungen der allgemeinen Wohlfahrt und höheren Ausbildung sind als bloß zufällige zu betrachten. Wir nehmen an, die Gesetze seien in allen angegebenen Beziehungen durchaus tadellos ausgebildet; dessenungeachtet sind sie unvermeidlich von Uebeln begleitet, und zwar von solchen, welche durch sie selber erst eingeführt worden sind.

Unvermeidliche Uebel werden zuerst schon dadurch bedingt, daß doch die Gesetze, ihrer Natur und Bestimmung nach, in allgemeiner Fassung im Voraus festgestellt werden

---

*) Vgl. meine „Grundlinien des Naturrechts, der Politik und des philosophischen Kriminalrechtes", bes. S. 35—55.

müssen*). Sie sollen ja eben vorschreiben; und dies kann nicht anders als nach gewissen allgemeinen Kategorien geschehn; muß überdies auch deshalb nach diesen geschehn, damit man ihrer Unpartheilichkeit sicher sei, dieselbe allgemein einleuchtend vorliege. Aber bei dieser allgemeinen Feststellung im voraus wird ja gewissermaßen von denjenigen Gütern und Uebeln abgesehn, die in jedem einzelnen Falle durch die besonderen Umstände bedingt sind, unter welchen sich derselbe ausbildet, und welche doch, um für diesen zur vollen Einstimmigkeit mit dem Rechte zu gelangen, ebenfalls hätten zur Abwägung gebracht werden müssen. Demgemäß ist es denn zuweilen unmöglich, die Gesetze so zu formuliren, daß nicht in diesen oder jenen einzelnen Fällen das Uebergewicht des Guten über das Uebel auf die andere Seite der Wagschale gebracht wird. Dies ist es auch, was zu Zeiten für manche Verwaltungszweige eine gewisse diskretionelle Gewalt der Behörden nothwendig macht, wie weit, und ob überhaupt die festgesetzte Vorschrift in Ausführung zu bringen sei; dies, was auf dem Gebiete des strengeren Rechtes unter ähnlichen Umständen im Interesse der Billigkeit Begnadigungen eintreten läßt. Aber es giebt Fälle der bezeichneten Art, wo weder das Eine noch das Andere ausführbar ist, und wo also das Gesetz, welches doch das Recht vertreten soll, und in entschiedener Einstimmigkeit mit dem Rechte (oder durchaus tadellos) festgestellt worden ist, in Folge der bezeichneten Nothwendigkeit der allgemeinen Feststellung im voraus, zu Gunsten Desjenigen entscheiden muß, auf dessen Seite das Unrecht ist. Es muß den unerfahrenen jungen Mann dem Wucherer in die Hände liefern, der ihn so fein zu umstricken gewußt hat, daß ihm im Anschluß an den Buchstaben der vorliegenden Gesetze kein Vergehen nachgewiesen werden kann; es muß den Heuch-

*) Siehe a. a. O. S. 102 ff.

ler belohnen, welcher bei der Verfolgung selbstsüchtiger Zwecke die Maske des allgemeinen Wohls so geschickt vorgenommen hat, daß das blöde Auge der Mehrzahl nur die letztere sieht, und sein eigennütziges Handeln mit der gesetzlich angegebenen Kategorie zusammenfällt; und es muß den redlichen Mann verurtheilen, dessen freiere Bewegung auf der Grundlage eigenthümlicher Auffassungen der vorliegenden Verhältnisse gegen gewisse gesetzliche Bestimmungen angestoßen hat. Mit Recht hat man daher auch aus diesem Gesichtspunkte die Vorschrift aufgestellt, daß man die Gesetze nicht unnöthigerweise vermehre, vielmehr damit so sparsam als möglich sei*). Aber diese Sparsamkeit kann doch in keiner Weise so weit ausgedehnt werden, daß man die angegebenen Uebel ganz zu vermeiden im Stande wäre.

Hiezu kommt dann ein Zweites. Das Gesetz legt Zwang auf für die freie Fortwirkung von Trieben; und wenn ihm entgegengehandelt wird, so tritt die durch dasselbe bestimmte Strafe ein. Jener Zwang ist, innerhalb der so eben in Betracht gezogenen Gränzen, berechtigt, und die Strafe eine verdiente. Aber hiedurch wird es nicht aufgehoben, daß sie Uebel sind, und als solche empfunden werden. Hieran schließt sich ein Anderes, und was für das uns vorliegende Thema gewissermaßen den Hauptpunkt bildet. Wenn Diejenigen, für welche die Gesetze gegeben werden, die rechte Einsicht und den rechten Willen hätten: so wären die Gesetze unnöthig, und in

*) Hieher gehört außerdem auch die überaus wichtige Vorschrift, daß die allgemeine Bestimmung der Gesetze nicht eigentlich abstrakt, sondern kollektiv ausgeführt werde, d. h. daß man die besonderen Umstände (Güter und Uebel), welche in den unter der allgemeinen Kategorie zusammengefaßten Fällen eintreten können, wie weit sie sich mit überwiegender Wahrscheinlichkeit voraussehn lassen, ebenfalls für die allgemeine Abwägung hinzuziehe. Vgl. meine „Grundlinien des Naturrechtes, der Politik und des philosophischen Kriminalrechtes", S. 108 ff.

der vorher angegebenen Beziehung selbst schädlich. Die Gesetze also werden nur für Diejenigen gegeben, welche nicht die erfoderliche Vollkommenheit der Einsicht und des Willens haben. Von diesen aber werden sie eben deshalb nicht als wohlberechtigter Zwang, und die durch sie verhängten Strafen nicht als verdient aufgenommen; sondern es kommt zu dem Uebel, welches dieselben unmittelbar äußerlich enthalten, ein mehr innerlich bedingtes hinzu: das des Widerstrebens oder der Erbitterung. Diese letztere bildet sich, der Eigenthümlichkeit der bedingenden Verhältnisse nach, in den verschiedensten Formen und Graden aus. Aber bekanntlich hat es, ungeachtet aller unserer Kulturfortschritte, noch kein Staat dazu gebracht, daß er nicht zahlreiche Feinde innerhalb seiner selber hätte. So die Verbrecher, die ja nicht selten unmittelbar, nachdem sie ihre Strafe abgebüßt haben, und wie durch einen inneren Drang oder Stachel getrieben, zu neuem Verbrechen schreiten; und so, in noch höheren Graden und entschiedener, die politischen Partheien, jede wenn sie zur unterdrückten geworden ist. Wie also für die möglichst ausgedehnte Beseitigung der zuerst in Betracht gezogenen Klasse von Uebeln eine Art von Erziehung für die Verwalter der Gesetze sich als wünschenswerth herausstellt, damit sie die ihnen aus ihrer Stellung erwachsene diskretionelle Gewalt nicht zur unrechten Zeit und in unrechtem Maße gebrauchen: so ist es in Betreff dieser zweiten Klasse von Uebeln ein dringendes Bedürfniß, daß man darauf hinarbeite, Diejenigen, welchen gegenüber die Gesetze gegeben und verwaltet werden, immer mehr und mehr zu dem Geiste der Gesetze heraufzuziehn oder zu erziehn, damit die Uebel, von welchen sie selber in den angegebenen Rücksichten, und in weiterer Fortwirkung dann auch die übrigen dem Staate Angehörigen, in so mannigfacher und zum Theil so drückender Weise getroffen werden, in immer engere Gränzen eingeschlossen werden.

II. Die Ausführung.

Wie ist nun die Erziehung des Volkes durch die Gesetze zur Ausführung zu bringen? Machen sich dafür dieselben oder andere Vorschriften geltend, wie für die Erziehung im engeren Sinne dieses Wortes? Und wenn das Letztere, in welchem Maße und in welcher Art andere? — Allerdings muß sich hier Manches in anderer Weise stellen. Wir haben mit einer ohne allen Vergleich größeren Anzahl von Individuen zu thun; und diese sind sich in höheren Graden einander ungleich: so daß also, was den einen förderlich, den anderen nachtheilig werden kann, oder umgekehrt. Diese Individuen sind größtentheils bereits Erwachsene: so daß wir also auf eine bereits weiter vorgeschrittene, mehr konsolidirte, schwerer bewegliche Ausbildung stoßen. Auf der anderen Seite haben wir nicht mit Individuen zu thun, welche der Erziehung entwachsen; sondern was erzogen werden soll, hat gewissermaßen ein unendliches Leben: was die jetzige Generation nicht mehr zu bessern oder zu fördern vermag, kann doch vielleicht für eine spätere fruchtbringend und heilsam werden. Endlich haben wir in den meisten Fällen nicht eine solche freiwillige Unterordnung, Zuneigung, Vertrauen, wie bei den Kindern im Verhältniß zu ihren Aeltern oder sonstigen Erziehern: eine Verschiedenheit, welche wohl als der hauptsächlichste Grund anzusehn sein möchte, weshalb man überhaupt die in dieser Beziehung vorliegende Aufgabe verkannt und vernachlässigt hat*). Also wir haben allerdings höchst bedeutende Verschiedenheiten, aber die sich doch, genauer betrachtet, sämmtlich nur als Gradverschiedenheiten zeigen. Auch bei der Erziehung im allgemein-

*) Man vergleiche auch, was ich hierüber bereits im zweiten Bande dieser Zeitschrift, S. 218 ff. und bes. S. 224 ff. bemerkt habe.

gewöhnlichen Sinne dieses Wortes kann ja, namentlich für die Lehrer und Direktoren von Anstalten, eine größere Anzahl von Zöglingen gegeben sein; ihre Ungleichheit ist nicht selten ebenfalls bedeutend, und führt auch da zu manchen Verlegenheiten in Betreff kollektiver Maßregeln. Wachsen die Zöglinge heran, so haben wir ebenfalls die Schwierigkeiten einer weiter vorgeschritteneren, konsolidirteren Ausbildung zu überwinden. In Erziehungs- und Unterrichtsanstalten (ja selbst schon im häuslichen Kreise bei einer längeren Reihe von Geschwistern) haben wir auch stätig einander folgende Generationen, und deren Erziehung also in der bezeichneten Weise die eine in die andere eingreifen kann; und endlich wie oft gehn hingebende Unterordnung, Zuneigung, Vertrauen auch bei der Erziehung der Kinder verloren, oder kommen sie dem in die Familie, in die Anstalt eintretenden Erzieher von vorn herein nicht entgegen. Also wie mannigfache und zum Theil bedeutende Modifikationen auch für die Erziehung des Volkes bedingt sein mögen in Vergleich mit der Erziehung der Jugend: die dafür bedingenden Momente finden sich in geringeren Graden und Dimensionen auch schon bei der letzteren vor; und wir werden uns demgemäß auch mit unseren Vorschriften zunächst, und ziemlich eng, an die der allgemeinen Erziehungslehre anschließen können.

Zuerst also (was wir früher schon als die Grundbedingung für alles Uebrige bezeichnet haben) die Gesetze, wenn sie Eingang und bleibend Eingang bei'm Volke finden sollen, müssen sich den Sitten, oder wie wir dies sogleich in tieferer Fassung bestimmter ausdrucken können, den Empfindungen und Trieben des Volkes, wie weit dieselben richtig gebildet sind, anschließen. Gesetze, welche mit diesen in Widerspruch stehn, sind wie ein Baum, den man ohne Wurzeln eingepflanzt hat: wie schön er auch aussehn mag, in Kurzem ist er verdorrt und abgestorben. Mit Recht hat man dies zur Erklärung der so verschiedenen Schicksale geltend gemacht, welche die eng-

lische und die nordamerikanische, und welche die französische Revolution gehabt haben. Bei den beiden ersten sprachen die Gesetze nur aus, was in den Empfindungen und Trieben des Volkes bereits seit längerer Zeit tief gewurzelt war. Die Engländer verlangten nur die Freiheiten zurück, welche sie geerbt hätten, die in Folge der Indolenz und Usurpation späterer Zeiten zurückgestellt worden seien, die sie aber durch die vorgängigen Beispiele (die precedents) älterer Zeiten zu rechtfertigen im Stande waren. Bei den Nordamerikanern prägte die neue Konstitution nur bestimmter aus, was sich im früheren Zusammenleben, aus den durch die Verhältnisse erzeugten Bedürfnissen und Ansichten heraus, als Gebrauch festgestellt und geheiligt hatte. In Frankreich dagegen sollte Alles neu gemacht werden, im Widerspruch mit den aus der Individualität des Volkes und seiner bisherigen Geschichte und Bildung heraus bedingten Empfindungen, Trieben, Sitten, nach abstrakten Idealen, die wohl für den Augenblick blenden und einen oberflächlichen Enthusiasmus erregen, aber in keiner Art im Volke ein wahrhaft substantielles Leben gewinnen konnten. Deshalb war es denn natürlich und nothwendig, daß im Verlaufe weniger Jahre fünf verschiedene Konstitutionen oder Gesetzgebungen einander folgten, und die Komödie der Freiheit und Gleichheit aller Bürger in einer tyrannischen Alleinherrschaft endete.

Also wie man bei der Erziehung der Jugend an den Zögling keine andere Aufgaben stellen darf, als die seiner individuellen Natur gemäß sind, so müssen sich auch bei der Erziehung der Völker die Gesetze den aus ihrer Natur hervorgegangenen Empfindungen und Trieben anschließen. Aber wohl zu merken: nicht den vorübergehenden und zufälligen; eben so wenig wie der Erzieher der Jugend seine Erziehungsmaßregeln den Launen und wechselnden Stimmungen der Kinder anzupassen hat. In diesen letzteren Charakteren

kam die Anfoderung der Freiheit und Gleichheit aller Bürger allerdings bei dem französischen Volke zur Ausbildung; kam sie zur Ausbildung mit einem solchen Ungestüm, daß die Leiter desselben ihr nicht widerstehn zu können glaubten, und ihr, wider ihre eigene Ueberzeugung, durch die berühmte „Erklärung der Menschenrechte" nachkamen*). Aber dies waren eben nur vorübergehende Visionen, denen aller substantielle Halt, aller Halt in den Gesinnungen und Neigungen fehlte. Diese, und die aus ihnen hervorgehenden Sitten sind die einzige sichere und Stand haltende Grundlage für die Gesetze. So lange sich die letzteren nicht auf jene stützen, schwanken sie hin und her; und bei einem unvorbereiteten Volke muß (wie auch die Folgezeit erwiesen hat) die Freiheit nothwendig in Tyrannei ausschlagen.

Aber nicht bloß nachgehn, auch vorangehn sollen die Gesetze den Empfindungen, Trieben, Einsichten des Volkes. Dies führt uns tiefer in unser eigentliches Thema hinein. Sie sollen das Volk erziehn, d. h. hinaufziehn zu höheren, umfassenderen Einsichten und Neigungen, sobald die Vorbereitungen in dem Maße ausgeführt sind, daß dieses Hinaufziehn wirklich auszuführen ist vermöge der Zugkraft, welche dem in Frage stehenden Gesetze inwohnt. Allerdings muß der Gesetzgeber hierin vorsichtig sein: ein voreiliges Ziehn, so lange die Mehrzahl des Volkes noch der betreffenden Maßregel entgegen ist, kann einen so starken Widerstand aufregen, daß ihr Durchgehn für eine lange Zeit verspätet wird, während sie sonst vielleicht in wenigen Jahren ohne nachtheiligen Wi-

---

*) Vgl. das Band I dieser Zeitschrift, S. 374 f. Beigebrachte, woraus sich ergiebt, daß Dumont, ihr hauptsächlichster Redakteur, und Mirabeau, selbst zu der Zeit, wo sie dieselbe abfaßten, die Widersinnigkeit und Gefährlichkeit mancher, und gerade der durchgreifendsten Punkte sehr wohl einsahen.

verstand hätte zur Ausführung gebracht werden können*). Aber auf der anderen Seite darf auch der Gesetzgeber nicht warten, bis gar kein Widerspruch mehr zu befürchten ist.

Die Momente, durch welche die Feststellung des Rechtes und der Gesetze bedingt ist (vgl. oben S. 242): die Auffassung und Beurtheilung der vorliegenden Verhältnisse, die Konstruktion der von den neuen Bestimmungen zu erwartenden Folgen, selbst die richtige Werthschätzung der an beide geknüpften Güter und Uebel, unterliegen freilich, mehr oder weniger, einer nicht geringen Mannigfaltigkeit der Ausbildung; in dem Grade, daß zuweilen sogar die Gesetzgeber selber über die zu treffenden Entscheidungen zweifelhaft und uneins sind. Gegen den Schluß der Verhandlungen über die Konstitution der nordamerikanischen Freistaaten sagte Franklin: „Ich gebe zu dieser Konstitution meine Zustimmung, weil ich keine bessere hoffe, und weil ich nicht gewiß bin, daß sie nicht die bessere ist. Ich opfere dem allgemeinen Wohl die Meinungen, welche ich in Betreff ihrer Unvollkommenheiten geäußert habe". Und Washington schrieb einige Zeit nachher: „Ich erkenne an, daß das neue System einige Punkte enthält, welche ich niemals billigen werde; aber ich dachte damals, und ich glaube jetzt sehr fest, daß sie im Ganzen die beste Konstitution ist, welche man in dieser Zeit gewinnen kann, und daß wir nur zu wählen haben zwischen

*) Walpole (erzählt Lord Mahon) ließ die im Jahre 1733 von ihm eingebrachte Accisebill wieder fallen, weil die Aufregung im Volke dagegen zu groß war. Von Vielen ist er deshalb scharf getadelt worden. „Es ist wahr (fügt der Geschichtschreiber einsichtsvoll hinzu), daß er immer noch die Macht besaß, die Bill mit einer kleinen Majorität durchzubringen; und es ist wahr, daß diese von wohlthätigen Folgen für das Volk begleitet gewesen sein würde. Aber zu Gunsten der Wohlfahrt des Volkes allen seinen Wünschen und Meinungen geradezu ins Gesicht zu schlagen, ist eine Politik, von welcher selbst unter despotischen Regierungen zweifelhaft ist, ob sie zulässig sei, die aber für eine freie jedenfalls untergrabend wirken muß" (**History of England from the peace of Utrecht to the peace of Aix-la-Chapelle, Vol. II, p. 255**).

dieser Vereinigung oder einer Auflösung". Und in einem anderen Schreiben: „Ich sehe es beinah als ein Wunder an, daß die Abgeordneten von so vielen Staaten, die durch ihre Sitten, durch ihre Stellungen und ihre Vorurtheile verschieden sind, sich vereinigt haben, ein System nationaler Regierung zu bilden, gegen welches man so wenige gegründete Einwendungen machen kann. Ich bin jedoch davon nicht ein so enthusiastischer Verehrer, nicht so partheiisch und blind, um nicht zu sehn, daß diesem Systeme wirkliche, wenn auch nicht grundwesentliche Mängel anhangen". Dabei war es merkwürdig, daß, was der Eine einen Fehler nannte, der Andere als das größte Kleinod in der Konstitution betrachtete: in der Art, daß beinah alles Einzelne verdammt und gebilligt wurde*). Den Fällen gegenüber aber, wo sich die Beurtheilung so verwickelt und so unsicher stellt, giebt es andere, namentlich wenn es sich um die Aufhebung einzelner bestimmter Beschränkungen und Bevorzugungen handelt, wo der Gesetzgeber dessen, was unter allmählich veränderten Verhältnissen die Stimme des Rechtes fodert, vollkommen sicher sein kann; und da gilt es, dem Gegenstreben, woran es aus beschränkten Gesichtspunkten, oder auch aus selbstsüchtigen Motiven heraus, auch hier nicht mangeln wird, kühn entgegenzutreten und vorwärts zu schreiten. Das Volk wird dann schon nachkommen.

Aber wir müssen Dem noch eine größere Ausdehnung geben. Die menschliche Gesellschaft steht, genau genommen, niemals still, weder was die bürgerlichen Verhältnisse noch was die Bildungshöhe betrifft; also für die Gesetze, welche ja durch diese bedingt werden, ist nicht bloß ein gelegentliches, sondern ist wesentlich ein fortwährendes Vorwärtsgehn nothwendig. Da kommt es nun sowohl für die Ruhe des Staates und das Wohl der Bürger, als auch, und vorzugsweise,

*) Jares Sparks, The writings of George Washington etc., with a life of the author. Boston 1834.

eben für die Erziehung des Volkes darauf an, daß dieses Vorwärtsgehn zur rechten Zeit erfolge. Wann aber ist diese rechte Zeit? — Wir antworten: wenn die Empfindungen und Triebe des Volkes, durch welche seine Stimmungen und Ansichten begründet werden, für den Fortschritt zwar schon vorbereitet sind, aber erst so weit, daß sie dafür noch der Bestätigung und Bekräftigung durch die Entscheidung des Gesetzes bedürfen. Die Gesetzgebung also soll Dem nachfolgen, was durch den weiter reichenden und tiefer eindringenden Blick der erleuchtetsten Geister der Nation als das Bessere erkannt worden ist; aber sie soll der Auffassung der weniger Erleuchteten vorangehn; dann wird sie die letzteren mit sich vorwärts ziehn. Unter Umständen dieser Art darf der Gesetzgeber vor Neuerungen nicht zurückschrecken. Wenn er aus Anhänglichkeit am Alten, oder aus Trägheit, oder aus Furchtsamkeit, die rechte Zeit für dieselben versäumt, so wird er später zur unrechten Zeit dazu gezwungen werden; und so wird dann das grundwesentliche Verhältniß verkehrt werden: dem Gesetzgeber Gesetze aufgedrungen von der Masse, er von ihr fortgezogen, die seiner Stellung nach von ihm erzogen werden sollte. Dies ist um so verderblicher, da durch die heftigen Erschütterungen, wie sie unter solchen Umständen unvermeidlich sind, Alles aus den Fugen gebracht und schwankend gemacht wird: es nach dem Eintreten derselben keine Sitten mehr giebt, und also keine Gesetze möglich sind, welche sich diesen anschließen, und in ihrem Geiste fortwirkend erziehn könnten (vgl. oben S. 247.).

Neben diesen an den Fortschritt der bürgerlichen Verhältnisse und der intellektuellen und moralischen Bildung sich anschließenden Gesetzen giebt es dann andere, welche gegen ein entschiedenes Zurückbleiben und gegen Ausartungen gerichtet sind. Hier nun ist die Hauptsache aus dem erziehenden Gesichtspunkte, daß man dem vom Gesetze Festgestellten die

strengste Folge gebe. So namentlich bei den Kriminalgesetzen. Die durch sie bestimmten Strafenund Verhinderungen müssen unabänderlich eintreten, als wenn sie nicht von menschlicher Willkühr abhängig, sondern durch Naturnothwendigkeit bedingt wären. Wie bei der Erziehung der Jugend sind auch hier Nachsicht und Mitleid, wo sie nicht dringend durch außerordentliche Umstände bedingt sind, in der That die größte Grausamkeit*). Strafen und Verhinderungen, welche bald eintreten und bald nicht eintreten, wirken eben nicht verhindernd und bessernd, weil sie keine bestimmt und sicher begründete Erwartungen in Bezug auf ihr Eintreten zurücklassen. Die dadurch bezweckte (äußerliche oder innerliche) Erziehung muß daher immer wieder von vorn anfangen, muß also auch die Uebel immer wieder von neuem auflegen, deren Verhängung sie bei streng konsequenter Anwendung unnöthig gemacht haben würde. Ueberdies aber müssen auch die Verhältnisse so geordnet werden, daß sie damit zusammenwirken: die Entdeckung der Verbrechen und die Ausführung der Strafen sicher gestellt werden. Mangelhafte Aufsicht und verwirrte Gesetzgebung, indem sie den Lasterhaften die Aussicht eröffnen, ungestraft durchzukommen, lassen ihn in seinen lasterhaften Neigungen immer fester werden. Allerdings, da die Gesetze nur durch Menschen zur Ausführung kommen können, und also dabei Irrthümer möglich sind, muß es bei den gerichtlichen Verhandlungen verschiedene Instanzen geben. Aber man muß mit aller Anstrengung dahin arbeiten, daß widersprechende Entscheidungen in denselben so selten als möglich werden! — Jeder Widerspruch dieser Art schwächt das Ansehn der Gesetze, und untergräbt demnach ihre erziehende Wirksamkeit; und wo dieser Widerspruch zur Regel wird, wo es in Folge dessen als Zufall erscheint, ob jemand verurtheilt oder

*) Vgl. meine „Erziehungs- und Unterrichtslehre“ (zweite Auflage), Band I, S. 508 f.

freigesprochen wird, da wird diese erziehende Wirksamkeit geradezu null. Also die Gesetze seien klar-bestimmt, in ihren Motiven und in ihrer Fassung und ihrem Ausdruck: möglichst durchsichtig nicht nur für den Richter, sondern auch für Diejenigen, welche durch die von ihnen ausgehenden Behinderungen und Strafen getroffen werden!

Alle diese bloß auf Verhinderungen gerichteten Gesetze werden jedoch selbst diese negativen Zwecke nur sehr unvollkommen erreichen, wenn sie nicht durch solche ergänzt werden, die in der positiven Richtung liegen. Auch in dieser Hinsicht ist es wieder mit der Erziehung des Volkes wie mit der Erziehung der Jugend. Nichts hält die Kinder wirksamer ab von Begehrungen sinnlicher Genüsse, Kindereien, Zerstreuungen rc., als wenn man ihnen Geschmack und Trieb zum Lernen beibringt. Was ist nun in dieser positiven Beziehung zu thun? — Allerdings kann auch schon der Geist der Gesetze in dieser Richtung wirken. Da sie der Abglanz der höheren Schätzungen und Bestrebungen sind, mit welchen die Gesetzgeber die vorliegenden Verhältnisse aufgefaßt haben: so werden sie, wo vermöge der bisherigen affektiven und praktischen Bildung des Volkes bereits Vorbildungen genug gegeben sind, die diesen Auffassungen zum Grunde liegenden Gruppen- und Reihenverbindungen auch für diese vermitteln und fixiren können. Aber in vielen Fällen ist die Bildung noch weiter zurückgeblieben.

Auch die Empfindungen und Triebe, welche in diese Gruppen- und Reihenauffassungen eingehn müßten, sind noch nicht zur Ausbildung gekommen; und so sind denn also Gesetze nöthig, welche die Werthschätzung und das Begehren des Volkes zu jenen emporheben und erweitern. Dies nun ist durch keine Vorschriften zu bewirken.

Auch Belehrung hilft dafür direkt nicht (vgl. Band I, S. 27 ff.), sondern die Ausbildung muß eben so, wie bei dem

Knaben, der Geschmack am Lernen gewinnen soll, durch lebendig frische Empfindungen der daran geknüpften höheren Steigerungen geschehn. Wie bei den Individuen, so kann auch bei'm Volke die eigentliche Erziehung zuletzt nur begründet werden durch „Freude und Leid". Wie aber sind nun diese durch die Gesetze und die von ihnen aus vermittelten Einrichtungen so zu bewerkstelligen, daß sie eine gedeihliche Erziehung zur Folge haben?

Unmittelbar läßt sich dafür sehr wenig thun. Von den Strafen haben wir schon gesprochen. Aber wenn nichts weiter hinzukommt, halten sie nur von äußeren Vergehungen zurück; wirken sie nicht eigentlich moralisch, ja können sie moralisch nachtheilig wirken. Dem gegenüber sind die unmittelbar dargebotenen Lustempfindungen zu passiver Art: mehr geeignet, schwächliche Hingegebenheit an Sinnliches zu erzeugen, und die höheren Schätzungen und Triebe zu beschränken und zu unterdrücken. Gesetze, welche dem Volke Unterhalt und Vergnügungen (panem et Circenses) sichern, werden ihm nur selten und unter einsichtsvollen Modifikationen Gutes thun können. Vergnügungen erzeugen Vergnügungssucht, welche das Werthvollere, eigentlich Geistige abschmeckig macht, und davon ablenkt. Mit Recht hat man in dieser Hinsicht darauf gedrungen, daß die Gesetzgebung die Gelegenheit zu Vergnügungen eher einschränke; und namentlich möchte bei der in unserer Zeit vorherrschenden entschiedenen Tendenz nach dieser Seite hin die neuerlich vorgeschlagene Vergnügungssteuer nicht unzweckmäßig sein. Nur ist freilich zu fürchten, daß sie den Strom nur sehr unvollkommen in seinem Laufe aufhalten werde. Was den Unterhalt betrifft, so hat man ebenfalls neuerdings mit Recht Bedenken erhoben gegen die Gesetze, welche die Armen in dieser Hinsicht von Seiten des Staates oder der Gemeinen vermöge einer Armensteuer sicher stellen. Gestützt auf eine einsichtige Erwägung der Grundlagen der

menschlichen Natur und eine aufmerksame Beobachtung der vorliegenden speciellen Erfahrungen, ist man zu dem Ergebnisse gelangt, daß eine solche Fürsorge und Besteuerung, in der Ausdehnung namentlich, wie sie bisher in England bestand, nur Prämien gewähre für die Faulheit, die Unenthaltsamkeit, mit Einem Worte für die lasterhaften Gewohnheiten, welche als der hauptsächlichste Quell der Armuth zu betrachten sind, und demgemäß diese, und die sonst damit in Verbindung stehenden moralischen Uebel nur immer mehr ausbreite und steigere*).

Was also die Gesetze für die eigentliche Erziehung des Volkes positiv wirken können, muß großentheils mehr indirekt geschehn: indem sie demselben Gelegenheiten und Aufmunterungen darbieten für den selbstthätigen Erwerb der höheren geistigen Lustempfindungen und Triebe. Hiezu gehören die Gesetze, welche auch für die Kinder der Aermsten einen ihrer Lebensstellung angemessenen Unterricht sicher stellen; wobei man treffend bemerkt hat, daß es im Allgemeinen angemessen sei, wie weit es geschehn könne, die Aeltern eine, wenn auch nur unbedeutende Kleinigkeit von Schulgeld zahlen zu lassen, damit sie den Unterricht höher schätzen und besser benutzen. Dabei darf der öffentliche Unterricht nicht mit dem Jugendunterricht abschließen, sondern Nachhülfe- und Fortbildungsschulen und deren Benutzung müssen ebenfalls durch Gesetze sicher gestellt werden. Von eben so großer, ja noch durchgreifenderer Wichtigkeit ist Dasjenige, worauf wir schon mehrmals zurückgekommen sind (vgl. bes. Band I, S. 91 ff.): Gesetze, welche dem Eigenthum eine möglichst größere Ausbreitung verschaffen, und die, im Anschluß hieran, dem Volke Gelegenheiten bahnen, durch selbstthätige Anstrengungen un-

*) Man sehe, unter vielem Anderen, was über diesen Gegenstand neuerdings geschrieben worden ist, die schätzbaren Bemerkungen und Sammlungen, welche Bulwer in seinem **England and the English (Book II, Chapter 5)** mitgetheilt hat.

mittelbar oder auch in anderen Kanälen (durch industrielle Unternehmungen ꝛc.) dasselbe zu vermehren und zu erweitern. Durch das Eigenthum, so wie durch Ertheilung anderer Rechte, werden Erwartungsreihen begründet, welche den Strebungen größere Sicherheit, und vermöge dessen größere Stätigkeit und Energie verschaffen. In Verbindung mit Beidem haben noch andere Gesetze für die Belehrung der Erwachsenen durch öffentliche Volksbibliotheken und ähnliche Veranstaltungen Sorge zu tragen: in Verbindung mit dem Letzten, theils damit dem Volke die Kenntnisse mitgetheilt werden, welcher es für den erfolgreichen Betrieb des Ackerbaues oder industrieller Unternehmungen bedarf, und theils um ihm Geschmack einzuflößen an geistigen Genüssen, und so der Verwendung des Eigenthums eine förderliche Richtung zu geben. Zu allem Dem müssen dann endlich Gesetze kommen für den öffentlichen Gottesdienst, die sich in gleichem Maße frei halten von Indifferenz und von engherziger und auf todtes Außenwerk und Heuchelei hinwirkender Beschränktheit.

Aber an diesen Andeutungen müssen wir uns hier genügen lassen, indem wir uns vorbehalten, dieselben in einem späteren Aufsatze wieder aufzunehmen.

Druck von E. S. Mittler und Sohn in Berlin.

I.

Zur Kunstlehre des Denkens.

Was ist eine wissenschaftliche Thatsache?

I. Die Stellung und Bedeutung dieser Streitfrage in der gegenwärtigen Zeit.

Die Naturwissenschaften sind in der gegenwärtigen Zeit in einer eigenthümlichen Krisis begriffen. Bisher waren dieselben mehr vereinzelt betrieben worden; die Probleme, die Spannungen, welche von Zeit zu Zeit entstanden, überwiegend auf dasjenige Gebiet beschränkt geblieben, in welchem sie zur Ausbildung gekommen waren. Wenn sich Beziehungen zwischen den verschiedenen Naturgebieten ergaben, so geschah dies nur gelegentlich, beiläufig; und man verlor sie bald wieder aus den Augen, ohne daß sie irgend zu bedeutenden Resultaten geführt hätten. Jetzt dagegen sind die Probleme, welche auf solche Beziehungen, auf Verhältnisse der Ein- und Unterordnung der einen Naturwissenschaft unter die andere gehn, entschieden zu Hauptfragen geworden: was sich namentlich auch darin zeigt, daß beinah Alles, was sich sonst noch in den einzelnen Wissenschaften als Problem hervorbildet, mehr oder weniger in dieser Richtung fortwirkt und erweitert wird.

Wodurch ist nun diese Umwandlung bedingt worden? Und Dem gegenüber: welche Bedeutung haben wir ihr beizulegen? Wie haben wir uns dagegen zu stellen, und die mannigfach bedenklichen Verwickelungen und Verwirrungen, welche sie in ihrem Gefolge hat, zu behandeln?

Für das Eintreten dieser Umwandlung hat Mehreres zusammengewirkt, welches wir, im Interesse einer tieferen Würdigung ihres Charakters, genauer einzeln ins Auge zu fassen haben.

Zuerst, wie lange ist es her, daß überhaupt „mehrere" Naturwissenschaften neben einander bestehn! — Bis zu der Epoche, welche wir in dieser Hinsicht, wenn auch freilich in etwas weiterer Fassung, „unsere" Zeit nennen können, gab es deren eigentlich nur zwei: die Astronomie und die Physik, welche letztere gewissermaßen alle übrigen Naturwissenschaften mit umfaßte. Man nehme die interessante Schilderung, welche Brougham von dem Zustande der Chemie in der Mitte des vorigen Jahrhundertes entwirft*). In dem berühmten Discours préliminaire der französischen Encyklopädie (so berichtet er) wird der Chemie noch kaum erwähnt unter den Naturwissenschaften. Der Arbre encyclopédique bezeichnet sie als die Wissenschaft von den inneren und verborgenen Eigenschaften der Dinge, und die der Natur nachahmen, mit ihr wetteifern wolle, indem sie die Substanzen zerlege, wiederherstelle, umsetze. In diesem Charakter nehme sie unter den Naturwissenschaften eine Stellung ein, wie die Poesie unter den übrigen Zweigen der Litteratur. Ihre Produkte seien: Alchymie, Metallurgie, natürliche Magie und Chemie im engeren Sinne, d. h. Feuerwerkerkunst und Färbekunst. Die Pharmacie wird

*) In seiner Biographie des um die Fortbildung dieser Wissenschaft so hoch verdienten Black; vgl. Lives of the men of letters who flourished in the time of George III. (London 1845), p.340 ss.

nicht zu ihr, sondern zur Medicin gerechnet. — Noch interessanter sind die Angaben von Venel in Montpelier in der Encyklopädie selber, welcher überhaupt die meisten chemischen Artikel in derselben verfaßt hat, wie Morveau die Artikel in dem Supplément. Er beginnt damit, den niedrigen Stand seiner Lieblingswissenschaft zu beklagen. Sie wird (sagt er) wenig unter uns kultivirt. Sie ist nur in sehr geringem Maße selbst unter den Gelehrten verbreitet, ungeachtet des gegenwärtig herrschenden Geschmackes, daß man in allen Erkenntnißgebieten bewandert erscheinen will. Die Chemisten bilden ein Völklein für sich, wenig zahlreich; haben ihre eigene Sprache, ihre Mysterien, ihre Gesetze, und leben beinah isolirt in der Mitte des großen Gelehrtenvolkes, welches eben keine Neugier empfindet, von ihnen Kenntniß zu nehmen, und von ihrem Geschäftsfleiße nichts versteht. Darauf setzt er auseinander, wie dieser Mangel an Interesse (incuriosité), möge er nun wirklich begründet, oder nur äußerlich angenommen sein, jedenfalls höchst unphilosophisch sei, weil er zu einer voreiligen Verdammung führe; weshalb es denn auch so schwer sei, bei den darüber verbreiteten Vorurtheilen, klar und bestimmt zu sagen, was die Chemie eigentlich sei. Einige machten keinen Unterschied zwischen dem Chemisten und dem Quacksalber, welcher den Stein der Weisen suche; Andere hielten Jeden für einen Chemiker, der einen Destillirofen habe zur Bereitung von Parfümerien oder Farben; noch Andere hielten dafür, daß die ganze Kunst in der Bereitung von Apothekerwaaren bestehe. Selbst naturwissenschaftlich gebildete Männer wüßten kaum etwas von den Chemikern, z. B. von Becker oder Stahl. — So weit Brougham in seinem Berichte. Aber wie hat sich dies Alles seit noch nicht einmal hundert Jahren geändert, ja großentheils zum geraden Gegentheil umgekehrt!

Also in früherer Zeit gab es gar keine eigentliche Mehrzahl von Naturwissenschaften. Zu dem Kleeblatte der Astro-

nomie, Physik und Chemie (die zum Theil höchst bedeutenden Erweiterungen, welche diese innerhalb ihrer und welche die Naturgeschichte in ihren verschiedenen Zweigen erfahren haben, lassen wir zur Seite liegen) sind dann später die Physiologie und neuerdings die Psychologie in ihrer streng naturwissenschaftlichen Behandlung getreten. In Folge hievon also haben wir jetzt entschieden eine „Mehrzahl" von Naturwissenschaften, und welche zwar stätig aneinandergränzen, aber doch im Ganzen in weitreichenden Abständen auseinandertreten. Da kann es denn an Beziehungen, und kann es (was hiemit in gewissem Maße nothwendig verbunden ist) an mancherlei Spannungen zwischen ihnen nicht fehlen.

Zu diesen allgemeiner bedingten Spannungen aber sind dann noch specieller bedingte, namentlich bei uns in Deutschland, gekommen. Fichte war in seiner „Wissenschaftslehre" mit der Behauptung aufgetreten, daß der gesammte Inhalt des menschlichen Vorstellens und Denkens lediglich aus der absoluten Vorstellungskraft unseres Ich stamme. Was er dafür angegeben, waren freilich nur erdichtete Kräfte und Thätigkeiten; aber das Ich, der Geist, sollte Alles in Allem sein, wie in Betreff des Inhaltes und der Formen unseres Selbstbewußtseins, so auch in Betreff alles Desjenigen, was wir von der äußeren Natur vorstellen und begreifen. Diese Grundannahme nun war allerdings so über alle Maßen unnatürlich, daß die Ausführung schon bei den ersten Schritten entschieden scheitern mußte. Es trat durch Schelling eine Reaktion ein: zunächst zum gerade Entgegengesetzten, zur „Naturphilosophie" oder zur Ableitung des Geistes aus der Natur. Aber war auch der Anfangspunkt geändert, so war doch, wie später noch entschiedener in Schelling's „Philosophie des (gegen den Gegensatz des Subjektiven und des Objektiven indifferenten) Absoluten" hervortrat, die Ableitung oder die Konstruktionsweise die gleiche geblieben; und eben so blieben sie dem We-

sentlichen nach bei Hegel dieselben. Für die allmähliche Selbstbestimmung des Absolut-Leeren zum Vollen, oder zu einem bestimmten Vorstellungsinhalte, wurden Formen des Geistigen zum Grunde gelegt, auch für die materielle Natur: Formen freilich, welche die wirkliche Natur des Geistes eben so wenig kennt, als die materielle, aber die doch entschieden in dem Charakter der ersteren erdichtet worden waren. Hiegegen also mußte eine neue Reaktion eintreten; und sie ist eingetreten, entsprechend der früheren Ueberspannung nach der geistigen, in einer gleich großen Ueberspannung nach der materiellen Seite hin. Wir haben eine Epidemie des krassesten Materialismus erlebt, wie derselbe kaum jemals früher zur Ausbildung gekommen ist. Alles Geistige soll wieder abgeleitet werden aus den Faktoren und Gesetzen des Körperlichen; der Geist oder die Seele gar nichts für sich sein, sondern lediglich Produkt, Sympton des Leiblichen: der Gehirn- oder der sonstigen Nervenentwickelung.

Aber selbst hieran hat man noch nicht genug! — Bereits seit längerer Zeit sind mancherlei interessante Beobachtungen angestellt worden, welche (wir drucken uns absichtlich so allgemein aus) eine „Verwandtschaft" zwischen den physiologischen und den physikalischen und chemischen Erfolgen zu erweisen scheinen. So in Betreff der Elektricität; so später in Betreff des Magnetismus; und dann wieder in Betreff der Elektricität, nachdem diese dem letzteren näher gebracht worden war. Man setzte sich also die Aufgabe (und man glaubte dieselbe bis zu einem gewissen Punkte gelös't zu haben), alle Lebens-Vorgänge, von den bei den Pflanzen vorliegenden bis hinauf zum menschlichen Leibe und — zum menschlichen Geiste, auf elektrische zurückzuführen. Ueberdies gehn im menschlichen Körper Mischungen und Entmischungen vor, welche den chemischen parallel liegen, und auf welche man in dem Maße aufmerksamer wurde, wie sich die Chemie zu größerer Vollkommenheit ausbildete.

Es fragt sich also: wie verhalten sich alle diese Erfolge zu einander? Man hat sie früher auseinandergehalten; aber sind sie nicht vielleicht identisch? — So wollte denn die Zurückführung auf das Physiologische, und so wollte zuletzt selbst die Zurückführung auf das Chemische nicht genügen. Dieses Letztere soll, eben so wie das Physiologische oder (wie man nun sagte) die „sogenannten Lebensvorgänge", wieder auf das Physikalische, auf Druck, Zug, Stoß ꝛc., kurz auf das Mechanische zurückgebracht werden: der Ausdruck „dynamische Wirkung" nichts als ein „terminus technicus ignorantiae" sein, dessen (wie man sagt) „wir zwar vielleicht noch lange nicht werden entbehren können", den aber zu beseitigen jedenfalls die Wissenschaft als „Aufgabe" im Auge behalten müsse*).

So haben wir denn, namentlich bei uns in Deutschland, in Folge des Zusammenwirkens aller angeführten Umstände, ein beinah unbegränztes und durchaus ungeordnetes Hinübergreifen der Erklärungen über alle Naturerfolge von den tiefsten anorganischen bis zu den höchsten organischen und bis zu den höchsten geistigen, in Folge dessen dann geradezu Alles in Betreff seiner tieferen Grundlagen als problematisch erscheint. Dies tritt in höchst auffallender Weise bei Allem hervor, was irgend Problem wird, bis zum Speciellsten. Man nehme das Neueste: das „Tischrücken". Während es die Einen aus elektrischen Wirkungen erklären wollen, haben es Andere vom Nervenleben, von dessen Affektionen und Gegenwirkungen abgeleitet, und noch Andere von Einflüssen des menschlichen, oder gar (im Anschluß an die jüngst wieder aufgetauchte Schopenhauersche Ansicht) des der Welt im Ganzen zum Grunde liegenden allgemeinen oder absoluten Willens! Dies nun führt uns hinüber zu einem unmittelbar damit in Verbindung Stehenden, dessen tiefere Un-

*) Weitere Angaben hierüber habe ich im zweiten Bande dieser Zeitschrift, S. 120—138 mitgetheilt.

tersuchung und Erörterung sich der gegenwärtige Aufsatz zu seiner eigenthümlichen Aufgabe gemacht hat.

Wie beklagenswerth nämlich auch die Verwirrungen, Spaltungen, Schwankungen sein mögen, welche, nach dem so eben Angeführten, in Hinsicht der wissenschaftlichen Erklärungen eingetreten sind: Dem hat sich ein noch weit Schlimmeres angeschlossen, indem man auch in Betreff des Thatsächlichen immer mehr den festen Boden verloren hat. Niemals vielleicht hat eine größere Unsicherheit geherrscht über Das, was man überhaupt als „wissenschaftliche Thatsache" anzusehn habe. Um an das zuletzt Erwähnte anzuknüpfen: hat man es doch von mehreren Seiten her als ganz natürlich und thatsächlich keinem Zweifel unterliegend betrachtet, daß der Tisch den Willen des ordnenden „Mediums" auffasse, und demselben gehorche, und eben so als thatsächlich keinem Zweifel unterliegend, daß verstorbene Geister der ausgezeichnetsten Männer, wie man sie haben wolle, zu Beantwortungen von Fragen aller Art, und zu schlechten Gedichten, und zu gänzlich unhaltbaren wissenschaftlichen Auseinandersetzungen ꝛc. gezwungen oder sonst willig gemacht werden können!

Schon seit längerer Zeit (um hiefür einen allgemeineren Gesichtspunkt zu nehmen) stehn in dieser Hinsicht zwei Partheien einander gegenüber: die wissenschaftlich Konservativen, welche, wo sie ihre Ansicht auf die höchste Spitze treiben, Alles zurückweisen, was sich nicht aus den bisher festgestellten Naturgesetzen ohne Weiteres erklären läßt, und die wissenschaftlich Progressiven, unter welchen es die mannigfachsten Schattirungen und Grade bis zu den Revolutionären giebt, oder Diejenigen, welche in irgend einer Richtung Alles neu machen wollen, das allen bisher festgestellten Naturgesetzen Widersprechende als eben so natürlich aufführen, ja welchen dieses gerade das Liebste ist, und in dessen Ausbildung und Anwendung sie sich vorzugsweise gefallen.

Unter diesen Umständen also ist es von großem Interesse, zu untersuchen, was denn eigentlich auf den Rang und die Geltung einer „wissenschaftlichen Thatsache" Anspruch zu machen berechtigt ist.

Diese Wortverbindung trägt eine gewisse Zweideutigkeit in sich; kann bedeuten: „durch die Wissenschaft festgestellte" Thatsache (Thatsache in der fertigen Wissenschaft), und „für die Wissenschaft brauchbare" Thatsache. Im Allgemeinen möchte, oder sollte doch wenigstens, das Erstere weniger dem Zweifel unterliegen: denn da handelt es sich ja um Dasjenige, was bereits der Prüfung Vieler und vielfach wiederholt unterlegen, und sich bei dieser bewahrheitet hat. Aber dem dunklen Blicke nicht Weniger (wie die gegenwärtige Zeit einmal ist) fließen auch die Vorhöfe der Wissenschaft noch unterscheidungslos zusammen mit ihrem eigentlichen Heiligthume; und so müssen wir denn auch das zuerst Angegebene in unsere Auseinandersetzung hineinziehn. Jedenfalls aber muß dafür die Untersuchung des Zweiten vorangehn, indem es ja in der Erkenntnißbildung vorangeht. Also wir fragen zunächst, was zu einer für die Wissenschaft brauchbaren Thatsache erfodert werde, und dann weiter, was hinzukommen müsse, um dieselbe zur wissenschaftlich festgestellten Thatsache hinüberzuführen.

II. Was ist geeignet, Thatsache für die Wissenschaft zu werden, und in welcher Art wird es dazu?

Wir müssen bei der Beantwortung dieser Fragen den Anfang machen mit der Bemerkung, daß, genau genommen, die Thatsachen für sich selber in keinem Falle von uns der wissenschaftlichen Erkenntniß zum Grunde gelegt werden können, sondern stets nur unsere Auffassungen von denselben. Dies gilt selbst von den Thatsachen, welche in uns selber vor-

gehn. Wir werden und sind dieselben allerdings unmittelbar; aber wir können sie nicht den wissenschaftlichen Erkenntnissen unterlegen ohne Weiteres, inwiefern wir sie sind und werden, sondern lediglich inwiefern und wieweit wir sie auffassen in unserem Selbstbewußtsein. Wie Unzähliges geht in menschlichen Seelen vor, und ist in ihnen vorgegangen seit Jahrtausenden, ist selbst bewußt (als Bewußtes, und in jedem Grade stark Bewußtes) in ihnen vorgegangen; und die Wissenschaft hat nichts davon in Empfang genommen und in ihre Bücher einregistrirt. Nur inwieweit wir zugleich ein Bewußtsein von den in unserer Seele vorgehenden Erfolgen gewinnen, oder das in uns Seiende und Werdende zugleich auch auffassen, können sie der Wissenschaft entgegengebracht werden für ihre Verarbeitung*).

Aber in diesen Auffassungen kommen die Thatsachen in sehr verschiedenen Weisen in unsere Gewalt bei der Innenwelt und bei der Außenwelt. Hierüber müssen wir zunächst einige Erläuterungen vorausschicken, da diese Verschiedenheit, obgleich sie ihre Grundwurzeln anderweitig hat, doch auch mit der gegenwärtigen Streitfrage in manchen interessanten und auch praktisch wichtigen Beziehungen steht.

---

*) Diese Verschiedenheit zwischen dem Bewußtsein an oder in den Seelenakten und dem Bewußtsein von denselben ist schon so vielfach Gegenstand der Betrachtung in dieser Zeitschrift geworden, namentlich auch auf Veranlassung der vorjährigen Preisaufgabe, daß ich darüber nichts weiter hinzuzufügen brauche. Gelegentlich stehe hier für Diejenigen, welche sich specieller dafür interessiren, die Bemerkung, daß nun die damals gekrönten Abhandlungen sämmtlich im Druck erschienen sind: die von Ueberweg (unter dem Titel „Die Entwickelung des Bewußtseins durch den Lehrer und Erzieher") bei dem Verleger dieser Zeitschrift; die von Dittes („Das menschliche Bewußtsein, wie es psychologisch zu erklären und pädagogisch auszubilden sei") bei Klinkhardt in Leipzig; die von Börner („Die Lehre vom Bewußtsein in ihren pädagogischen und didaktischen Anwendungen, nebst einigen vorausgeschickten philosophischen Aufsätzen") bei Wolf in Freiberg.

Die Auffassungen der Thatsachen gehn theils auf die einzelnen Dinge und Erfolge (deren Qualitäten), theils auf das wesentliche (oder innerliche) Zusammen und die wesentlichen (oder innerlich bedingten) Folgen.

Die einzelnen Dinge und Erfolge vermögen wir lediglich bei der Innenwelt in voller Unmittelbarkeit und Wahrheit aufzufassen. Die Auffassungskräfte sind hier von derselben Natur, wie die aufzufassenden Gegenstände; sie bilden sich (wie die Psychologie als Naturwissenschaft gezeigt hat) aus den aufzufassenden Dingen und Erfolgen selber, oder rein durch gleichartige Verschmelzungen derselben, hervor. Das Aufzufassende geht unmittelbar und ganz in die Auffassung hinein; das Denken, das Fühlen, das Begehren, oder was es sonst sein mag, hört nicht mit seiner Auffassung auf, sondern besteht in ihr fort. Und auf der anderen Seite werden durch die auffassenden Kräfte (seien sie nun zu bestimmten inneren Sinnen ausgebildet, oder auch in weniger bestimmt ausgeprägten, mehr fließenden Formen) keine irgendwie fremdartigen Qualitäten hinzugegeben, sondern eben nur gleichartige Verstärkungen*). Wo also die innere Wahrnehmung fehlerlos ausgeführt wird, kommen die Dinge und Erfolge, wie sie in sich selber sind, in den Bereich unserer Auffassung.

Ganz anders bei der Außenwelt. Bei dieser vermögen wir die Dinge und Erfolge eben so entschieden nicht in den Bereich unserer Auffassungen zu bringen, sondern wir kommen mit diesen nicht hinaus über die Eindrücke, welche die Dinge und Erfolge auf unsere Sinne machen. Man kann sich dies zunächst am besten näher bringen durch eine tiefere Erwägung der Erfahrung, daß bei unseren Auffassungen

*) Weitere Erläuterungen hierüber siehe in meiner Schrift „Die neue Psychologie“, S. 51 ff. u. S. 192 ff.

der äußeren Naturerfolge die *Produkte* meistentheils sehr verschiedene, ja geradezu entgegengesetzte Beschaffenheiten zeigen im Vergleich mit denjenigen, welche uns in den *Faktoren* vorliegen. Zwei bittere Körper ergeben wohl verbunden einen auffallend süßen, oder umgekehrt zwei süße einen entschieden bitteren*). Das Berlinerblau entsteht, wenn wir das gelbe Eisencyanür und das rothbraune salpetersaure Eisenoxyd mischen. Oder wer wollte es unternehmen, aus der Kirschblüthe, und noch so viel Kohlenstoff, und Wärme, und Elektricität ꝛc. die Eigenschaften der reifen Kirsche zu konstruiren! — Diese Unangemessenheit der Produkte zu den Faktoren nun wäre nicht möglich, wenn auch hier die Dinge und Erfolge selber in den Bereich unserer Auffassung kämen: denn die Produkte sind und haben ja doch nichts Anderes als aus den Faktoren her. Bei den Auffassungen unseres Selbstbewußtseins haben wir daher auch zwischen beiden die vollkommenste Uebereinstimmung. Das Urtheil hat keine andere Eigenschaften und Wirkungen, als welche durch das Subjekt und das Prädikat hineingegeben sind, zwei gemischte Empfindungen keine anderen Eigenschaften, als die wir an den einzelnen wahrnehmen; und so mit allem Uebrigen. Jene Unangemessenheit bei den Auffassungen von der äußeren Natur also erklärt sich nur dadurch, daß wir bei diesen lediglich die Einwirkungen der Dinge und Erfolge auf *unsere Sinne* haben: wo dann für diese Einwirkungen in den Produkten gebunden werden kann, was in den Faktoren frei war, und umgekehrt in den Produkten frei werden, was in den Fak-

---

*) A solution of the salt called by the chemists nitrate of silver, and another of the hyposulphite of soda, have each of them separately, when taken into the mouth, a *disgustingly bitter* taste; but if they be mixed, or if one be tasted before the mouth is thouroughly cleared of the other, the sensible impression is that of *intense sweetness*. (Thomson's First principles of chemistry, Vol. II, p. 68.)



toren gebunden war. Ueber diese, dem eigentlichen Sein der Dinge und dem eigentlichen Geschehn der Erfolge äußerlich bleibenden Auffassungen vermögen wir nur durch Hypothesen hinauszukommen; aber selbst durch diese, wie einsichtsvoll und anpassend sie auch gebildet werden mögen, sind wir doch niemals im Stande, die inneren Qualitäten der Dinge und Erfolge in unseren Bereich zu bringen*).

Dieser Mangel an Innerlichkeit und innerer Wahrheit bei allen unseren Auffassungen von der äußeren Natur thut jedoch, wohl zu merken, ihrer Brauchbarkeit für die menschliche Wissenschaft, und (wie wir sogleich hinzusetzen können) auch für die menschliche Praxis, keinen Abbruch. Alle unsere Wissenschaft von der äußeren Natur ist nun einmal von dieser Art, und kann von keiner anderen Art sein. Wir können nicht in und mit dem Baume wachsen, wie wir in und mit uns selber fühlen, begehren 2c. bei unserer Selbstauffassung; nicht in und mit der Rose Blüthen bilden und entfalten 2c. Aber wir brauchen auch nichts Anderes vom Baume, von der Rose, als daß sie durch ihr Wachsen und Sich-entfalten dahin geführt werden, die Eindrücke auf uns zu machen, welche uns nützlich und ästhetisch erfreulich sind.

Aehnlich, aber doch etwas anders, verhält es sich mit dem Zweiten, was uns für die Auffassung der Thatsachen als Aufgabe vorliegt: mit den Verknüpfungen. Auch hier sind wir nicht im Stande, für unsere Auffassungen den Charakter der vollen Innerlichkeit zu gewinnen. Das eigentliche Ineinander, das eigentliche Durch des einen Erfolges im Verhältniß zum anderen vermögen wir nur bei unseren Seelenentwickelungen wahrzunehmen; bei der äußeren Natur kommt unsere Wahrnehmung nicht hinaus über die äußer-

*) Vgl. hiezu und zum Folgenden mein „System der Metaphysik 2c." S. 284 ff. und 300 ff.

lichen Verhältnisse des Zusammen und Nachher. Aber da es sich hier nicht, wie bei dem ersten Punkte, um Inneres, um Qualitäten handelt, sondern eben nur um Aeußeres, um Verhältnisse: so kann auch das Aeußere in größerer Vollkommenheit offenbarend werden für das Innere. Durch das Erstere hindurch werden wir zugleich des Letzteren gewiß: wenn auch freilich, da wir in keiner Art zur unmittelbaren Auffassung oder zur Anschauung des inneren Verhältnisses durchzudringen im Stande sind, nicht mit absoluter Gewißheit, aber doch mit einer solchen, welche, wie unser menschliches Wissen überhaupt beschaffen ist, mit jener zusammenfällt. Oder wer zweifelt daran, daß der Magnet durch das Eisen angezogen, das Holz durch das Feuer verbrannt wird &c., obgleich allerdings das menschliche Geschlecht auch nach millionenmal millionen Erfahrungen, die es von diesen und ähnlichen Erfolgen gemacht hat, von der Auffassung des eigentlichen „Durch“ noch eben so fern ist, wie nach der ersten Erfahrung.

Wir haben nun die Grundverhältnisse kennen gelernt, unter welchen wir überhaupt, in den beiden Hauptgebieten der menschlichen Erkenntniß, für die Wissenschaft brauchbare Thatsachen zu erwerben im Stande sind. Weiter hinaus dürfen wir in den Auffassungsformen, mit welchen wir jetzt zu thun haben, die Aufgaben nicht stellen. Wollen wir weiter hinaus, so müssen wir andere Erkenntnißformen zur Anwendung bringen, deren Natur wir im folgenden Abschnitte kennen lernen werden, namentlich die Erkenntnißform der Hypothesen. Aber so weit, als die aus diesen Grundverhältnissen hervorgehenden Foderungen reichen, müssen wir ihnen genügen, wenn wir unsere Erkenntniß auf einen sicheren Grund bauen wollen. So lange also das im Vorigen namhaft Gemachte noch nicht vollständig erworben ist, mögen wir immerhin Thatsachen haben, und wohl beglaubigte Thatsachen, aber wir haben noch nicht Thatsachen für die Wissenschaft. Es ist freilich ein un-

begründetes Verlangen, wenn man hiefür (wie schon erwähnt) zuweilen gefodert hat, daß sich das als thatsächlich Aufgeführte aus den bisher festgestellten Naturgesetzen müsse erklären lassen. Dasselbe kann ja auch ein neues (bisher noch unbeachtetes) Zusammen, kann eine neue Folge enthalten. Aber dieses neue Zusammen, diese neue Folge müssen erst so entschieden festgestellt sein, daß wir dafür volle Sicherheit haben; sonst können wir ihnen eben nur vorläufig und eine problematische Stelle für die Grundlegung der Wissenschaft zugestehn, und kaum dies. Es muß eben noch als problematisch angesehn werden, was eigentlich die Thatsache ist.

Man bringe sich dies durch ein Paar einfache Beispiele näher. Abercrombie erzählt in seinem Werke über die intellektuellen Kräfte*), gestützt auf einen Bericht des Dr. Prichard, von einer Dame, welche in einem Fieberdelirium plötzlich eine Sprache zu sprechen anfing, die niemand verstand. Schon glaubte man, daß sie Töne ohne alle Bedeutung aneinanderreihe, als sich zufällig jemand fand, welcher sie als die Sprache der Grafschaft Wales erkannte; und nun fand sich bei weiterer Nachforschung, daß diese Dame eine Amme aus dieser Grafschaft gehabt habe, die dem Kinde, wenn es unbeschäftigt auf ihrem Schoße saß, wiederholt Lieder rc. in ihrer Muttersprache vorgesagt hatte. Weder vor noch nachher war die Dame im Stande, auch nur das Geringste davon zu reproduciren; unter den ungewöhnlich gesteigerten Erregungsverhältnissen des heftigen Fiebers aber reichte der Fluß der die Reproduktion bedingenden Elemente bis zu dem davon innerlich Fortexistirenden hin. Eine hiemit einstimmige Thatsache ist durch Coleridge in seiner Biographia Literaria aufbehalten worden: von einer Frau in einer Stadt des katholischen Deutschlands,

*) Inquiries into the intellectual powers and the investigation of truth. By John Abercrombie, M. D., first physician of his Majesty in Scotland. Edinburgh, 1830, p. 138.

25 Jahre alt, welche nicht lesen noch schreiben konnte, und dessenungeachtet in einem Nervenfieber mit großem Pathos und deutlicher Aussprache griechische, lateinische, hebräische Stellen deklamirte. Man nehme nun an, diese beiden Erzählungen wären uns ohne die Auflösung von einem glaubwürdigen Manne als gewiß überliefert worden. Wir würden sie dann allerdings als Thatsachen anzusehn haben, aber noch nicht als Thatsachen für die Wissenschaft. Für die Letztere wäre es eben noch fraglich, worin eigentlich die Thatsache bestehe, d. h. in welchem wesentlich bedingten Zusammen und in welchem wesentlich bedingten Nachher der doch zunächst nur in äußerlich zufälligen Verknüpfungen vorliegenden Erfolge. Ich habe schon erwähnt, wie man im ersten Falle glaubte, die Delirirende reihe Laute ohne alle Bedeutung aneinander. Hätte sich nicht zufällig jemand gefunden, welcher die Wälische Sprache gekannt hätte, so würde man bei dieser Annahme geblieben, also fortwährend etwas ganz Anderes für Thatsache gehalten worden sein, als was wirklich die Thatsache, oder was die „Thatsache für die Wissenschaft" war. Der zweite Fall traf in die Zeit, wo die Erzählungen von den Wundern des magnetischen Schlafes die Köpfe zu erhitzen begonnen hatten. Man war also sogleich mit der Hypothese bereit, die Frau sei in irgend einer Weise mit einem großen Sprachgelehrten in „Rapport" gesetzt worden, so daß ihr dessen Kenntnisse zu Gebote ständen. Dies also war für ihre damaligen Umgebungen die Thatsache; war dies so lange, bis die wirkliche Thatsache ans Licht kam. Die Frau, wie es sich später ergab, war als ein kleines Kind zur Waise, und aus Mitleid von einem alten protestantischen Prediger der Umgegend in sein Haus aufgenommen worden. Der gewöhnliche Aufenthalt des meistentheils ganz unbeschäftigten Kindes war in der Küche. Zwischen dieser und der Studirstube des Predigers nun lag ein Gang, in welchem der alte Mann, der nicht mehr viel ausgehn konnte

oder wollte, mehrere Stunden lang täglich hin- und herzugehn, und dabei aus seinen Lieblingsschriftstellern mit großem Pathos Dies oder Jenes herzulesen pflegte. Das Kind, durch die ungewohnten Töne aufmerksam geworden, horchte zu; Manches mochte sich täglich wiederholen; und in Folge hievon also prägten sich ihr einige Stellen so ein, daß, obgleich auch sie weder vor noch nach der Krankheit der Erinnerung daran Herr werden konnte, doch vermöge der ungewöhnlich starken Aufregung des Nervenfiebers die noch nicht entschwundenen Spuren wieder zur Erregtheit gebracht wurden. Dies also war die „Thatsache für die Wissenschaft", ohne daß es dafür des „magnetischen Rapport's" bedurft hätte. Hierin lag nun, eben so wie in dem ersten Falle, gewissermaßen eine neue Thatsache vor: denn vor der Psychologie als Naturwissenschaft hatte man ja überhaupt nur sehr unvollkommene Vorstellungen von der Vollkommenheit und Dauer der inneren Forteristenz der früheren Seelenakte. Aber die vorher angenommenen Thatsachen schoben ein anderes Zusammen und andere Folgen unter; und so lange also diese letzteren noch nicht mit Sicherheit festgestellt sind, können dergleichen Thatsachen höchstens in den Vorhöfen der Wissenschaft, aber nicht für die Grundlegung derselben eine Stelle erhalten. Doch wir müssen uns die Erfodernisse, welche dafür vorliegen, noch mehr im Einzelnen anschaulich machen.

Zuerst also die einzelnen Glieder, aus welchen die Thatsachen zusammengesetzt sind. Auch wo dieselben erst der Wissenschaft zur Verarbeitung übergeben werden sollen, fassen wir sie doch, wie Alles, was wir auffassen, in Subjekten und Prädikaten auf. Aber jedes Ding (oder Subjekt) hat mehrere Prädikate, und auf der anderen Seite, jede Eigenschaft, jeder Erfolg (also was als Prädikat aufgeführt wird), kann auf mehrere Subjekte bezogen werden. Auch schon in Betreff der einzelnen Glieder also, welche in der

Auffassung der Thatsache verbunden werden, können mehrfache Fehlgriffe Statt finden; und haben, wie die Geschichte aller Naturwissenschaften zeigt, zahlreiche Fehlgriffe Statt gefunden. Bei der ersten Entdeckung der elektrischen Konduktoren durch Grey (um 1729) schrieb dieser, daß ein seidener Faden, statt eines hanfenen angewandt, nicht die Elektricität ableite, zuerst der geringeren Dicke der Seide zu, durch welche ja nicht so viel von der elektrischen Kraft abgeführt werden könne, bis er später von dieser Erklärung fortgedrängt wurde durch die Beobachtung, daß die Anwendung eines Metalldrahtes, welcher noch dünner war, dennoch die Wirkung aufhob. Erst hiedurch wurde er zu der Erkenntniß geführt, daß die Nicht-Ableitung der Elektricität von dem Stoffe des Fadens abhange*). Man hatte also den vorliegenden Erfolg auf ein unrichtiges Prädikat bezogen. Dem gegenüber sind in anderen Fällen unrichtige Subjekte untergelegt worden. So von Aristoteles, wo es sich um die Erklärung der bekannten Erscheinung handelte, daß, wenn das Sonnenlicht durch eine Oeffnung geht, das Sonnenbild, falls es in einer einigermaßen bedeutenden Entfernung von der Oeffnung gesammelt wird, statt die Figur der letzteren wiederzugeben, stets rund ist. Er will die Erklärung hievon aus der Thatsache ableiten, daß das Licht der Sonne eine kreisartige Natur habe, welche sich immer kund zu geben strebe.

Außerdem kommt es dann, den einzelnen Gliedern gegenüber, auf die Auffassung ihres Zusammens an: auf dessen Vollständigkeit, daß nichts Wesentliches ausgelassen, und auf dessen Reinheit, daß nichts unrichtig hineingetragen werde. Meistentheils wirken beiderlei Verfälschungen zusammen;

*) Man vergleiche hierüber History of the inductive sciences, from the earliest to the present times, by Will. Whewell etc. (London 1837), Vol. III, p. 7 ss., so wie zum Folgenden ebendas. Vol. I., p. 72 ss.

und beide können theils mehr leidendlich vermittelt werden, theils mehr selbstthätig.

Daß wesentliche Glieder für die Auffassung fehlen, findet anfangs so ziemlich überall Statt: indem uns ja beinah nirgend in der Natur (wie wir später genauer anzuführen Veranlassung haben werden) das elementarische Geschehn gegeben ist; dieses Letztere durchgängig tiefer liegt, als daß es unmittelbar von uns wahrgenommen werden könnte. Oder wer vermöchte wohl bei dem Aufsteigen des Wassers in der Pumpe, des Quecksilbers in der Thermometerröhre ꝛc. den Druck der umgebenden Luft wahrzunehmen, in welchem doch das eigentliche Grundgeschehn besteht?

Was nun zuerst die selbstthätige Beseitigung dieser oder jener Momente, welche uns für die Auffassung vorliegen, und das selbstthätige Einschieben nicht vorliegender Glieder betrifft, so brauchen dieselben nicht immer gerade bewußt und absichtlich zu geschehn. Für das Bewußtsein darüber und für das Absichtliche oder Unabsichtliche giebt es unendlich viele verschiedene Grade und Mischungen. Vermöge dessen aber können Mehrere dieselben Erfolge vor sich haben, und es entstehn ihnen dessen ungeachtet fortwährend verschiedene Auffassungen von Thatsachen. So (um ein Beispiel aus meiner eigenen Erfahrung anzuführen) hatte ich vor etwa fünf und zwanzig Jahren Gelegenheit hier in Berlin den magnetischen Schlafzuständen einer Verwandten beizuwohnen, welche von einem der damals berühmtesten Magnetiseure geleitet wurden. Derselbe war, nach meiner Ueberzeugung, ein durchaus redlicher Mann, und der sich wissentlich nie erlaubt haben würde, Andere oder sich selber zu täuschen. Und dennoch täuschte er sich fortwährend; und indem wir beide Dasselbe sahen und hörten, sah und hörte er beständig Bestätigungen, sah und hörte ich Widerlegungen seiner Ansichten. So, um ein Einzelnes anzuführen, fragte er die Schlafende gleich das erste Mal, wer

zugegen sei. Sie nannte Diejenigen, welche gewöhnlich zugegen waren, und nannte mich nicht; und erst nachdem er weiter fragte, wer denn „sonst noch" zugegen sei, wurde ich ebenfalls genannt: was sich nun, in Verbindung damit, daß schon öfter in ihren gewöhnlichen Zuständen davon die Rede gewesen war, ich werde auch einmal zugegen sein, sehr natürlich machte. Aber während er nun über die Richtigkeit ihrer Antworten erfreut war, konnte ich nicht anders, als entgegengesetzt urtheilen: denn er hatte ja die erste Frage ganz allgemein gestellt, hatte ihr zur vollständigen Beantwortung volle Zeit gelassen, und diese war dessenungeachtet nicht vollständig erfolgt. So war es überhaupt merkwürdig, daß, wenn er der Schlafenden eine Frage vorlegte, die sie auch im gewöhnlichen Wachen natürlicherweise hätte beantworten können, die Antwort sogleich da war; handelte es sich aber um eine Frage, in Betreff deren sie sich sonst für inkompetent erklärt haben würde, so mußte er zwei, drei, auch mehrere Male fragen, also sie erst gewissermaßen einschüchtern in Betreff des Bewußtseins dieser Inkompetenz. Wie durch solche Auslassungen und Einschiebungen, auch wo sie frei von aller unredlichen Absicht geschehn, Wunder entstehn können, ist leicht einzusehn. Man bringe sich auch dies durch ein einzelnes Beispiel näher. Der Magnetiseur, welcher in der großen Stadt, wo die Sache damals Mode war, sehr vielfach in Anspruch genommen wurde, fühlte sich durch seine Kuren angegriffen; er hatte also eine Maschine zusammengesetzt, durch deren Anwendung mehrere Personen zugleich in magnetischen Schlaf versetzt werden konnten. Einmal nun fragt er die Schlafende, ob er die Zusammensetzung dieser Maschine bekannt machen solle. Sie antwortet, er möge nur die Schrift, welche er darüber angefangen, zu Ende führen. Er hatte ihr niemals von einer solchen Schrift gesagt; dieselbe war aber wirklich von ihm angefangen worden; also das Wunder war fertig: sie mußte seine Gedanken unmittelbar wahrgenommen

haben; und so wurde ihm dann zugleich ihre Aeußerung zum Orakelspruche. Das Wunder dauerte etwa vier Wochen. Da ergab sich, als ich zufällig mit einem Manne zusammenkam, welcher eben so wie ich mit der Kranken verwandt war, daß der Arzt diesem und dieser der Kranken von der angefangenen Schrift erzählt habe.

In ähnlicher Weise bilden sich dann sowohl Unterschiebungen als Auslassungen auch mehr im Großen aus. Die Geschichte der Medicin berichtet uns mehrere Beispiele, wo man Jahrhunderte lang eine heilende Wirkung gewisser Arzneimittel in gewissen Krankheiten angenommen hatte, bis sich ergab, daß die Wendung zum Besseren aus ganz anderen Ursachen (aus der natürlichen Fortentwickelung der Krankheit selber oder sonstwie) erfolgt, und für die angewandten Mittel nur deshalb der Schein der Wirksamkeit entstanden sei, weil man sie zufällig gerade zu der Zeit jener anderweitigen Wirkungen anzuwenden pflegte. Auf der anderen Seite hat es mehr als eines halben Jahrhundertes bedurft, ehe die Akademien dazu bewogen werden konnten, der „Anziehung“ (namentlich z. B. der von Newton seiner Theorie der Himmelserscheinungen untergelegten) in der Reihe der natürlichen Ursachen eine Stelle zuzugestehn: indem man sie allgemein als zur Kategorie der so verschrieenen qualitates occultae gehörig perhorrescirte*). Oder will man noch ein anderes Beispiel von ungehörigen Einschiebungen, so denke

*) **Il a fallu plus d'un demi-siècle pour apprivoisier les académies avec l'attraction. Elle ne paraissait que la reproduction d'un monstre qui venait d'être proscrit: on s'applaudissait tant d'avoir banni de la philosophie les qualités occultes; on avait tant de peur qu'elles revinssent, que tout ce qu'on croyait avoir avec elles la moindre ressemblance, effrayait; on était si charmé d'avoir introduit dans l'explication de la nature une apparence d'un mécanisme, qu'on rejetait sans l'écouter le mécanisme véritable qui venait s'offrir** (aus einem Briefe von Maupertuis).

man nur an die Stellung, welche so lange, und mit so großer Entschiedenheit, die Einflüsse des Teufels nicht bloß bei den Theologen, sondern auch bei den Naturforschern, für die Erklärung der vorliegenden Erfolge eingenommen und behauptet haben (vgl. Heft II, S. 195 und 215).

Endlich kommt es auch noch auf die Form oder Art der Verbindung an, in welcher wir bei unseren Auffassungen die verschiedenen Glieder der Gruppen und Reihen mit einander verknüpfen. Auch hier sind wieder objektive und subjektive Schwierigkeiten zu überwinden.

In Betreff der objektiven hat schon Herschel*) die richtige Bemerkung gemacht, allerdings müsse stets die Ursache der Wirkung vorangehn, bei nicht wenigen Naturerfolgen aber entstehe der Schein des Gegentheils. Die Wirkung werde allmählich erzeugt und vergehe wieder, während die anfangs zurücktretende Ursache an Intensität zunehme, und erst dann für unsere Auffassung in den Vordergrund trete; oder die Wirkung folge auch der Ursache so augenblicklich, daß der Zwischenraum zwischen ihnen nicht bemerkt werden könne; und so sei es denn nicht selten sehr schwer zu entscheiden, welche von zwei beständig zugleich gegebenen Erscheinungen die Ursache, welche die Wirkung sei. Diese Schwierigkeit macht sich selbst in Hinsicht ganzer großer Klassen von Naturerfolgen geltend. Man nehme die Seelenkrankheiten, in ihrem Verhältnisse zu den abnormen Beschaffenheiten, welche sich im Leiblichen (im Gehirne, im Herzen ꝛc.) bei Leichenöffnungen herausstellen. In welchen Verhältnissen stehn nun beiderlei Erfolge zu einander? — Es könnten (wie namentlich von der Mehrzahl der Aerzte angenommen wird) die leiblichen Abnormitäten die Ursachen, die psychischen durchgängig erst Folgen sein; aber auch umgekehrt die psychischen

*) In seiner bekannten, vielfach lehrreichen Schrift **A preliminary discourse on the study of natural philosophy (London 1831).**

Abnormitäten die Ursachen, und die leiblichen die Folgen; oder es könnte sich in verschiedenen Fällen verschieden verhalten; oder es könnte auch, bald auf der Seite des Leiblichen, und bald auf der Seite der Seele, zunächst eine kleine Abnormität in dem Einen entstehn, welche dann auf das Andere zu einer anfangs ebenfalls nur geringen Störung hinüberwirkte, diese aber zurückwirken, und so Wirkungen und Gegenwirkungen hundert- und tausendfach sich wiederholen, und immer mehr steigern, bis die eigentliche Seelenkrankheit entstände; und so ließen sich noch mehrere andere Kausalverbindungen denken. Also welche ist die wahre?

Nicht geringere Schwierigkeiten finden sich dann auch auf der subjektiven Seite. Dem ungebildeten Menschen fließen noch alle Formen oder Arten der Verknüpfungen ungeschieden zusammen. Kometen sind allerdings häufig vor Seuchen, Kriegen, Mißwachs, Todesfällen ꝛc. oder damit zugleich sichtbar geworden. Wie ist nun der Aberglaube dazu gekommen, sie zu Ursachen oder Vorzeichen davon zu machen? Wir antworten: dadurch, daß sich in früherer Zeit den Menschen beiderlei Beziehungen oder Verknüpfungsverhältnisse noch nicht bestimmt und entschieden auseinandergebildet hatten. Eben so, wer will es leugnen, daß die Genesung oft nach dem Gebrauche gewisser sympathetischer Mittel eingetreten ist; der Fehler lag und liegt nur darin, daß man diesem „Nach" ein „Durch" unterschiebt. Das Gebet erweis't sich nur vollkräftig, wenn dabei der Geist und das Gemüth wirklich auf das Uebersinnliche, das Heilige gerichtet sind. Wenn aber unter den Muhamedanern, in Verbindung hiemit, verlangt wird, daß der Betende sein Gesicht nach Mekkah richte, weshalb denn Manche stets einen Kompaß bei sich tragen, um diese Richtung genau treffen zu können: so ist die innere Richtung ungehörig mit der äußeren zusammengeworfen, oder vielmehr bei den be-

treffenden Individuen noch nicht auseinandergebildet. Allerdings nun sind wir in der gegenwärtigen Zeit in Betreff des Auseinanderhaltens der verschiedenen Formen oder Arten der Beziehungen ungleich weiter vorgeschritten. Aber wie für die Erreichung derjenigen Höhe, auf welcher wir uns befinden, Jahrtausende erfoderlich gewesen sind, so bleibt auch für die Gegenwart und die Zukunft in Betreff dieser Aufgabe noch sehr Vieles zu thun übrig. Wie viele Menschen giebt es nicht, welchen die witzige Darstellung, der Charakter des Pikanten, der Phantasieglanz rc., in deren Gewande ihnen eine wissenschaftliche Auseinandersetzung entgegentritt, ohne Weiteres als Gewährleistung für deren Wahrheit gilt! Oder man denke an die Irrthümer und die Bethätigungen und Eigenschaften, welche in moralischer, und in gemüthlicher, und in religiöser Hinsicht vom Normalen abweichen. Dem tiefer eindringenden Psychologen treten freilich die verschiedenen Bildungsformen und Bildungsprocesse dieser verschiedenen Klassen von fehlerhaften Ausbildungen mit großer Bestimmtheit auseinander; bei den noch nicht mit der naturwissenschaftlichen Psychologie Vertrauten aber kommen leider noch täglich, und besonders gerade wieder in unserer Zeit, in Bezug darauf mancherlei arge und auch praktisch höchst verderbliche Vermischungen und Fehlgriffe vor (vgl. Heft II, S. 216 u. 237 f.).

III. Was ist als Thatsache in der Wissenschaft oder als wissenschaftlich festgestellte Thatsache anzusehn?

Die Wissenschaft ist die Region des Lichtes; da also sollte man am wenigsten erwarten, daß man sich verirrte. Dessenungeachtet aber finden wir in ihr Verirrungen über Verirrungen. Wie dies? — Wir haben schon früher einmal Gele-

genheit gehabt, des Göthe'schen Ausspruches zu erwähnen, „nichts im Leben sei so leicht zu erreichen, und so wohlfeil zu erhandeln, als Kenntniß und Wissen; die ganze Arbeit sei ruhig sein, und die Ausgabe Zeit, die wir doch nicht retten ohne sie auszugeben". Dieser Ausspruch ist richtig: das Denken, welches zum Erkennen führt, macht sich von selber vermöge der gegenseitigen Anziehungen und Verschmelzungen im Verhältniß der Gleichartigkeit, wie sie ja, aus dem bekannten Grundgesetze unserer Seelenentwickelung heraus, fortwährend zwischen unseren Vorstellungen erfolgen. Die Bedingung ist nur, daß man vorher die betreffenden Auffassungen erworben und richtig erworben habe; und dieser Bedingung ist (wie wir gesehn) denn doch nicht durchgängig so leicht und so wohlfeilen Kaufes zu genügen. Was die Wissenschaft in Betreff des Lichtes thut, besteht lediglich in der Koncentrirung desselben; das Licht selbst muß schon mitgebracht werden in den besonderen Vorstellungen, welche wir in das Denken hineingeben. — Aber damit wir uns nicht selber verirren, müssen wir die Bilder, in welchen wir uns bisher bewegt haben, zur Seite schieben, und tiefer eindringend die Sache selber ins Auge fassen.

In welcher Weise kommen, im Verfolge des Erwerbes der „Thatsachen" für die Wissenschaft", die „Thatsachen in der Wissenschaft zu Stande? — Wie wir schon angedeutet haben: durch Anziehungen und Verschmelzungen im Verhältniß der Gleichartigkeit. Durch diese nun wird zunächst ein Zwiefaches gewonnen, welches, im Vergleich mit den einzelnen Auffassungen, für das Denken und Erkennen charakteristisch ist: subjektiv höhere Klarheit, Bestimmtheit, Fixirung, und objektiv Allgemeinheit der vermöge dessen eintretenden weiter greifenden Auffassungen. Wir haben, was das Erste betrifft, in den Begriffen und Lehrsätzen eben dasjenige Vorstellen zehnfach, hundertfach, tausendfach ꝛc., welches wir in

den einzelnen Auffassungen einzeln haben, und so zu größerer Energie des geistigen Charakters ausgebildet. Und was sich uns als Erkenntniß ausgebildet hat, umfaßt die zehn, hundert, tausend ꝛc. Dinge und Erfolge, welche wir dazu zusammengenommen haben. Aber diese beiden Vorzüge finden sich doch (wohl zu merken) nur da, wo die hineingegebenen Auffassungen in der rechten Vollkommenheit ausgebildet waren: subjektiv im Charakter wahrer Kraft und Haltung, und objektiv in vollständiger und unverfälschter Abspiegelung des Seins und Geschehens. Wo das Gegentheil Statt findet, da schlägt der Gewinn in Verlust über. Dem parallel, was wir am Schlusse des vorigen Abschnittes in Betreff der reellen Grundbeziehungen und Grundverhältnisse bemerkt haben, daß sie sich, bei den Individuen und im menschlichen Geschlechte im Ganzen und Großen, nur sehr allmählich auseinanderbilden, giebt es Menschen, giebt es deren selbst in der gegenwärtigen Zeit nur zu viele, welche auch in logischer Beziehung nicht aus der Kinderzeit herauskommen: deren Begriffe und Sätze aus Wahrnehmungen, Vermuthungen, Phantasien und Phantastereien bunt untermischt zusammenfließen und zusammengeflossen bleiben, und denen sich für die reine Hervorbildung der Erkenntniß, auf dem sicheren Grunde durchgängig besonnener Auffassungen und vermöge induktiver Ableitung ohne Sprung, niemals eine nur einigermaßen strenge Anfoderung, und ein nur einigermaßen bestimmt ausgeprägter Sinn hervorbilden: so daß sie es nicht einmal zu einer allgemeinen Unterscheidung bringen zwischen den wissenschaftlich festgestellten Thatsachen und dergleichen buntscheckigen Aggregaten. Also in dieser Hinsicht muß man bei sich selber und Anderen eine scharfe kritische Sichtung ausüben: sorgsam Wache halten am Eingange der Wissenschaft, und keine Vorstellung hineinlassen, welche sich nicht in Betreff der Berechtigung ihres Eingehens auszuweisen im Stande ist!

Aber wir müssen noch ein Anderes hinzunehmen. Während die bisher in Betracht gezogenen Momente entschieden nach den besonderen Auffassungen eintreten und bleiben, so giebt es eine dritte Aufgabe der wissenschaftlichen Erkenntniß, für deren Lösung wir zu den besonderen Auffassungen zurückkehren müssen, um diese im Auftrage der Wissenschaft und mit deren Mitteln tiefer zu untersuchen und umzubilden. Was die Nothwendigkeit hievon bedingt, haben wir schon früher erwähnt. Beinah nirgend in der Natur, in der inneren eben so wenig wie in der äußeren, liegt uns ein einfaches Sein, ein einfaches Geschehn vor, sondern stets ein mehr oder weniger Vielfaches; und gleichwohl, indem hiebei das Eine durch das Andere verdeckt wird, entsteht der Schein der Einfachheit, und bietet sich uns ein ganz Anderes für die Auffassung dar, als was wirklich ist und geschieht. Bei dem Feuer, bei'm Rauche, bei'm Springbrunnen, und eben so in der Pumpe, in der Toricellischen Röhre, haben wir für die Anschauung nur ein Aufsteigen, und das eigentlich Wirkende ist doch ein Zur-Erde-gezogen-werden. Das Denken, und namentlich das abstraktere Denken geht für die unmittelbare Auffassung langsamer vorwärts, als die Entwickelung der Erinnerungen, der Einbildungsvorstellungen; und dem einfachen Geschehn nach ist die Ausbildung zur Erregtheit bei jenem vielmehr eine schnellere*). Also auch wenn allen Anfoderungen für die Auffassung genügt ist, haben wir, und haben wir selbst da, wo wir die Dinge unmittelbar in ihrem Inneren oder An-sich wahrnehmen, doch nicht die rechten Auffassungen: so daß wir, in der bezeichneten Weise, durch einfache Anziehungen und Verschmelzungen im Verhältniß der Gleichartigkeit Erkenntnisse daraus machen könnten. Die unmittelbar vorliegenden Auffassungen müssen erst umgebildet werden.

Zuerst also: wie werden wir der Nothwendigkeit

*) Vgl. mein „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft" (zweite Auflage), S. 123 f.

hievon inne? — Die Antwort lautet: der Hauptsache nach erst in der Wissenschaft, und in Folge der ihr zum Grunde liegenden Anziehungen im Verhältniß der Gleichartigkeit. In Folge dieser ergiebt sich, was gleichartig sein sollte, als verschiedenartig. Man nehme die „Scheu vor dem Leeren" (fuga oder horror vacui), durch welche das so eben Erwähnte, das Aufsteigen des Wassers in der Pumpe und das Aufsteigen des Quecksilbers in der Barometerröhre bewirkt werden sollten. Aber dieses Aufsteigen erfolgt beim Wasser nur bis zu 32 Fuß, bei'm Quecksilber nur bis zu 28 Zoll; und bei jeder anderen Flüssigkeit ist die Höhe, über welche hinaus es nicht erfolgt, wieder eine andere. Dasselbe erfolgt überdies bei verschiedenen Witterungsverhältnissen verschieden; und bei dem bekannten Paskal'schen experimentum crucis auf dem Puy-de-Dome ergab sich für das Aufsteigen des Quecksilbers eine um drei Zoll geringere Höhe. Also die „Scheu vor dem Leeren", von welcher man doch unmöglich annehmen konnte, daß sie auf dem Gipfel des Berges eine andere sein sollte, als am Fuße desselben, ließ sich nicht halten; und man war genöthigt, dem unmittelbar vorliegenden (zusammengesetzten) Geschehn gegenüber, es mit einer anderen Annahme zu versuchen. Eben so nun im Gebiete des Geistigen. Man veranschauliche sich dies etwa an Dem, was uns am nächsten liegt: an dem angeborenen Verstande, der angeborenen Urtheilskraft. Wenn es dergleichen gäbe, warum versteht und urtheilt das Kind nicht sogleich von den ersten Lebenstagen an, und warum vermag es nicht Alles zu verstehn und zu beurtheilen, ohne Weiteres, was man ihm vorlegt? — So sah man sich auch hier zu einer tieferen Untersuchung hinübergedrängt. Man fragte sich, wann und wie es denn eigentlich zum Verständniß komme; und die Antwort lautete: erst wenn eine gewisse Anzahl von einstimmigen Vorstellungen oder Auffassungen erworben sind, aus welchen die entsprechenden Begriffe und Urtheile zusammenwachsen kön-

nen. Man nehme noch ein unmittelbar Angränzendes hinzu. Der Lehrer verlangt vom Kinde ein fleißiges Lernen aus dem moralischen Gesichtspunkte, oder als Pflicht. Wird nun wohl bei allen Kindern dieser Anfoderung eine innere Stimme bestätigend entgegenkommen? was doch der Fall sein müßte, wenn das Moralische irgend wie (als Gewissen ꝛc.) dem Menschen angeboren wäre. — Die Erfahrung zeigt nur zu viele Fälle, wo das Kind diese moralische Anfoderung nicht empfindet, mag auch der Lehrer an das „Gewissen" desselben noch so viele Aufrufe ergehn lassen. Wir können darauf nur rechnen, wenn wir die höhere Steigerung, welche, aus den tiefsten Grundlagen der menschlichen Natur heraus, dem Intellektuellen eigen ist (im Vergleich mit den Vergnügungen, den Zerstreuungen, oder was sonst das Kind vom Lernen abziehn mag), demselben zur lebendigen Empfindung gebracht haben vermöge derjenigen Zusammenbildungen, durch welche die Begriffe und das übrige Denken und Erkennen aus den besonderen Vorstellungen hervorgebildet werden*). Also auch hier werden wir dazu hingedrängt, die bisherige summarische Auffassung gegen die tiefer eingehende, das einfache Sein und Geschehn erkennende aufzugeben; werden wir dazu hingedrängt, indem wir bei den Versuchen zur wissenschaftlichen Zusammenfassung dessen, was sich für jene summarische Auffassung als gleich darstellt, auf Verschiedenheiten stoßen, welche sich nicht mit der bisher festgehaltenen Annahme vertragen.

Wie aber (so müssen wir weiter fragen) wird nun die Auffassung des elementarischen Geschehens erworben? — Für die Beantwortung dieser Frage müßten wir einen ziemlich umfangreichen Abschnitt der Logik reproduciren. Wir bemerken also hier nur im Allgemeinen: die Hauptform dafür, ist die der

*) Man sehe über die Art und Weise, wie die moralischen Anfoderungen zwar nicht präformirt, aber für alle Menschen in gleicher Weise prädeterminirt sind, mein „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft" (zweite Auflage), S. 233 ff.

Hypothesen: der logischen Unterlegungen, welche wir dann durch eine genaue Vergleichung der Erfahrungen bewahrheiten und feststellen. Newton's berühmtes „Hypotheses non fingo" hat zu manchen unbegründeten Vorurtheilen gegen diese Erkenntnißform Veranlassung gegeben. Aber Newton will dadurch augenscheinlich nur phantastisch und leichtsinnig angenommene Hypothesen abwehren. Oder was sind denn seine eigenen Annahmen über die Grundbewegungen unseres Planetensystems anders, als Hypothesen, welche aber einsichtsvoll im Anschluß an die vorliegenden Thatsachen ausgewählt waren, und durch fortgesetzte genauere Vergleichungen derselben allmählich immer gewisser und gewisser gemacht wurden. Selbst eine gewisse Kühnheit, ein gewisses Wagniß bei der ursprünglichen Ausbildung der Hypothesen sind nicht ohne Weiteres zu verwerfen, wie auch Whewell*), bei Gelegenheit von Kepler, treffend bemerkt hat: „Unrichtige Annahmen zu versuchen ist augenscheinlich der einzige Weg, auf welchem man zu richtigen hingelangen kann. Die Eigenthümlichkeit des wahren Naturforschers besteht nicht darin, daß er niemals gewagte Muthmaßungen ausbildet, sondern daß seine Muthmaßungen klar gedacht und scharf und streng gegen die Thatsachen gehalten werden".

Aber die Auseinandersetzung darüber, wie dies auszuführen sei, müssen wir der Logik überlassen.**) Hier stehe zum Schlusse nur noch eine allgemeine Bemerkung über eine auch für den pragmatischen Gesichtspunkt wichtige Streitfrage. Verhalten sich zu den in diesem Aufsatze behandelten Anforderungen die verschiedenen Naturwissenschaften in gleicher Weise? — Allerdings sind die Aufgaben überall dieselben; aber die Lösung derselben muß sich, in Angemessenheit zu der Eigenthümlichkeit der Naturentwickelungen, mit welchen sie zu thun

*) History of the inductive sciences, Vol. I.

**) Vgl. mein „System der Logik als Kunstlehre des Denkens", Band II, S. 100 — 129.

haben, und der Stellung, welche wir für deren Auffassung einnehmen, augenscheinlich verschieden ausbilden. Auf der einen Seite nämlich, je höher wir hinaufsteigen in der Abstufung der Naturwesen, und besonders wenn wir uns auf die Höhe des Geistigen erheben, um desto reicher, desto vielfacher zusammengebildet werden die Erfolge und Kräfte, und also um desto schwieriger zeigt sich in dieser Beziehung die Aufgabe der Zurückführung auf das elementarische Sein und Geschehn. Auf der andern Seite aber haben wir beim Geistigen, im Unterschiede von der körperlichen Natur, eine unmittelbare und innerliche Auffassung des Seins und Geschehns durch unser Selbstbewußtsein (S. 268 ff.); und hiemit ist uns dann zugleich auch eine ungleich größere Durchsichtigkeit des Zusammengesetzten zum Einfachen hin gegeben. Hiedurch nun wird der Nachtheil, welcher sich aus der zuerst bezeichneten Eigenthümlichkeit des Geistigen ergiebt (die ja übrigens für sich ebenfalls ein Vorzug ist), aufgewogen, und im weiteren Verfolge mehr als aufgewogen. Nachdem einmal die Schwierigkeit, welche uns der größere Reichthum des Seelenlebens entgegenstellt, durch die streng naturwissenschaftliche Psychologie überwunden ist, sind wir im Stande, ungleich vollkommenere wissenschaftliche Thatsachen, in der einen wie in der anderen der bezeichneten Bedeutungen dieses Wortes, zu erwerben: so daß die Naturwissenschaft vom Geistigen entschieden geeignet und bestimmt ist, in Betreff der Auffassung der verschiedenen Organisations- und Entwickelungsformen, und insbesondere der Erkenntniß von der Ausbildung derselben, allen übrigen Naturwissenschaften mit ihrem Lichte vorzuleuchten.

Der nächstfolgende Aufsatz wird dies an einer Klasse von Erfolgen anschaulich machen, welche in mehrfacher Beziehung besonders geeignet sind, für die Genauigkeit der innerlichen Er-

kenntniß und (wie wir sogleich hinzusetzen können) für die fruchtbare praktische Anwendung, deren die Psychologie fähig ist, einen überzeugenden Beweis zu liefern.

II.

Zur moralischen Kunstlehre.

Das reproduktive Seelenleben, in seiner Bedingtheit von außen her, und in moralischer Beziehung.

Das menschliche Seelenleben beginnt durchgängig mit sinnlichen Empfindungen. Für diese müssen grundwesentlich zwei Faktoren zusammenwirken: die von außen kommenden Reize oder Ausfüllungen, und die Urvermögen, durch welche diese Ausfüllungen aufgenommen und angeeignet werden, und die den ursprünglichen inneren Besitz der Seele ausmachen. Von diesen beiden Klassen von Grundfaktoren bleiben sich die einen, die äußeren, dem Wesentlichen nach unser ganzes Leben hindurch gleich. Allerdings, wenn der Mensch mehr in das Leben hinaustritt, und dieses also einen freieren Spielraum erhält, in größerer Ausdehnung auf ihn einzuwirken, faßt er zahlreichere und mannigfaltigere Eindrücke auf. Aber die Eindrücke bleiben doch an und für sich dieselben; und überdies ist ja, daß er mehr aufzufassen fähig ist, schon Wirkung seiner vorgeschrittenen inneren Ausbildung. Ganz anders nun, wie schon hierin angedeutet ist, mit der zweiten Klasse: mit den inneren Faktoren. Der Mensch, welcher anfangs

als ein **rein sinnliches** Wesen erscheint, wird zu einem **geistigen**, und zu einem **in immer höheren Graden** geistigen Wesen. Wie dies? — Die frühere Psychologie wollte dies daraus ableiten, daß den sinnlichen Vermögen gegenüber von Anfang an geistige gegeben seien, die nur in der ersten Lebenszeit schlummern sollten. Die Psychologie als Naturwissenschaft hat diese Annahme als durchaus unbegründet nachgewiesen. Die Bildungsformen, durch welche die geistigen Vermögen charakterisirt sind (die des Begriffes, des Urtheils, des Schlusses, des Willens, der Vernunft, oder welche man sonst nehmen will) existiren anfangs noch gar nicht in der Seele, auch nicht in (schlummernden) Vermögen oder Kräften. Sie müssen **erst gebildet werden**; und sie werden gebildet, durch eine kürzere oder längere Reihe von **Bildungsprocessen** hindurch, aus eben den **sinnlichen Empfindungsvermögen**, welche die alte Psychologie ihnen gegenüberstellte. Der Charakter des **Geistigen** findet sich (um es noch von einer anderen Seite her anzugeben) nicht bloß in einzelnen Vermögen oder Kräften, gleichsam in einem entlegenen Winkel der menschlichen Seele vor, sondern **grundwesentlich** im **gesammten menschlichen Seelensein**, schon **von vorn herein**, auch in den **sinnlichen** Akten, nur anfangs noch zu schwach, oder bestimmter, **zu elementarisch einfach**, als daß er als solcher hervortreten könnte. Aber dieselben Urvermögen, welche **sinnliche** sind, inwiefern sie geeignet sind, Ausfüllungen von außen her aufzunehmen und anzueignen, sind in den **menschlichen** Seelen **zugleich auch geistige**, d. h. mit der höheren Kräftigkeit ausgerüstet, welche sie in den Stand setzt, diese Aneignung mit einer Vollkommenheit zu vollziehn, die dafür einen vollkommeneren Fortbesitz, und so eine **Vervielfachung jenes elementarisch-einfachen Geistigen ins Unendliche** bedingt, während dagegen die **thierischen** Seelen **nicht geistige**

sind, indem ihnen diese Kraft der vollkommeneren Aneignung und Vervielfachung fehlt.*)

Im Unterschiede also von den äußeren Faktoren, unterliegen die inneren im Fortschritte des Lebens sehr bedeutenden Veränderungen; ja, wie wir dies sogleich schärfer bestimmend hinzufügen können, werden sie fortwährend verändert. Wie nun dies? — Zunächst vermöge des so eben Angegebenen, vermöge der inneren Forteristenz der früheren Akte in unserer Seele. Nicht nur dies aber, sondern was innerlich, als Spur, oder Kraft, oder innerlich Angelegtes, oder wie man es nennen will, forteristirt, fließt zu den späteren sinnlichen Entwickelungen ergänzend und verstärkend hinzu. Meistentheils nun geschieht dies, indem es von den letzteren gewissermaßen auf- oder zu ihnen hinzugerufen wird. Bei jeder sinnlichen Empfindung wird ja von den Urvermögen nur ein Theil der aufgenommenen Reize oder Ausfüllungen fest angeeignet, das Uebrige nur lose oder beweglich. Dieses letztere nun fließt nach innen hin über zu Demjenigen, was mit den jedesmaligen sinnlichen Empfindungen in unmittelbarer Verbindung gegeben ist; und besteht dieses in innerlich Forteristirendem, so wird dasselbe vermöge dieses Processes wieder in ein Bewußtes oder Erregtes umgewandelt. Indem wir jetzt einen Menschen sehen, erinnern wir uns an seinen Namen, den wir, als wir ihn früher gesehn, damit zugleich haben nennen hören; bei dem Anblick der Rose an den Geruch, der uns ergötzt hat, bei der angenehmen Empfindung der Wärme vom Kaminfeuer her, daß wir ihm nicht zu nahe kommen dürfen, weil sich dann die Lust in Schmerz verwandeln würde ꝛc. Also das innerlich Forteristirende wird reproducirt; und vermöge dessen wächs't uns eine zweite Klasse von inneren

*) Vgl. hierüber mein „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft" (zweite Auflage), S. 35 ff. u. 270 ff.

Faktoren oder Lebenskräften zu: neben den sinnlichen die reproduktiven.

Da ist nun augenscheinlich, daß sich das Verhältniß zwischen diesen beiden Klassen von Kräften im Laufe des Lebens fortwährend umwandelt. Was (von Empfindungen, Wahrnehmungen 2c.) noch so eben dem Sinnlichen angehörte, gehört im nächsten Augenblicke dem Inneren, und wenn es zur Erregtheit gesteigert wird, dem reproduktiven Leben an; und indem sich dies in jedem Augenblicke unseres Lebens wiederholt, so ist die Ausdehnung, ist das Gewicht des Reproduktiven, gegenüber dem Sinnlichen, in einer steten Steigerung begriffen. Während bei'm Kinde anfangs das Sinnliche mit entschiedener Uebermacht bestimmend wirkt, jeder nur einigermaßen starke Eindruck dasselbe von seiner inneren Geistesbethätigung, seinem reproduktiven Leben abruft, eben weil dieses noch zu schwach ist, um dem Rufe Widerstand zu leisten: so sehn wir im weiteren Verlaufe das reproduktive Leben immer mehr an Kraft, an Selbstthätigkeit und Selbstständigkeit gewinnen. So gewissermaßen bis zum letzten Lebensaugenblicke. Der Mensch wird immer freier, immer unabhängiger den äußeren Eindrücken gegenüber: verstattet diesen bald mehr bald weniger Einfluß auf sich, weis't sie auch wohl ganz ab; und er sucht und bestimmt sie aus sich selber heraus, Demjenigen gemäß, was sich in seinem Inneren vorfindet und zur Reproduktion kommt. Und eben so auch im Großen: in der Fortentwickelung des menschlichen Geschlechtes. Das Reproduktive, wie es in der Ansammlung von Jahrhunderten und Jahrtausenden her als ein Vermächtniß von den früheren Generationen auf die folgenden übertragen worden ist, bestimmt immer mehr und mehr aus sich heraus die Charaktere und Richtungen, in welchen sich die Fortentwickelung bethätigt.

Neben dieser quantitativen Verschiedenheit aber müssen wir sogleich eine andere, mehr qualitative Verschiedenheit des

reproduktiven Lebens erwähnen. In welcher Art, oder in welchen Verhältnissen, erfolgt das Hinzufließen des innerlich Forteristirenden zum Sinnlichen? — Wie die gewöhnlichste Erfahrung zeigt, entweder im Verhältniß der Gleichartigkeit oder in Gruppen- und Reihenverhältnissen. Wenn ich auf Veranlassung eines sinnlichen Eindruckes mich bei demselben firire, die Empfindung zur Wahrnehmung, die Wahrnehmung zur klar-bestimmten Beobachtung wird, so habe ich ein Hinzufließen im Verhältniß der Gleichartigkeit. Die Ausbildung des geistigeren Bewußtseins wird eben dadurch vermittelt, daß, im Verhältniß der Gleichartigkeit, die von den früheren Auffassungen innerlich forteristirenden Spuren oder Kräfte hinzufließen, und in größerer Anzahl hinzufließen. Dagegen in den vorher angeführten Beispielen, bei der Erinnerung an den Namen, an den Geruch, an die Schmerzempfindung rc., wenn auch das Hinzufließen im Verhältniß der Gleichartigkeit nicht ganz fehlt (denn sonst würden ja die sinnlichen Auffassungen gar nicht zu bewußten ausgebildet worden sein), doch die Erregung in Gruppen- und Reihenverhältnissen hinzukam, und in den Vordergrund tritt. Vermöge der ersten Erregungsform also entwickelt sich ein gleichförmiges (vielräumiges) Nachdrängen, vermöge der zweiten: Ausbreitung, Mannigfaltigkeit des Bewußtseins. Dabei leuchtet ein, daß auch in Betreff dieser Verschiedenheit eine stätige Umwandlung Statt findet im Fortschritte der Bildung, sowohl der einzelnen Menschen, als des menschlichen Geschlechtes im Ganzen. Das geistige Leben des Wilden ist einförmiger. Daher denn die größere Stärke (Vielräumigkeit) der einzelnen Empfindungen, auch der niederen Sinne, z. B. wenn er im Anschluß an Auffassungen des Geruchssinnes inne wird, daß sein Feind, oder ein gewisses Thier da gewesen ist, und dieselben verfolgt. Erst bei weiterer Fortbildung, indem der Kreis der Auffassungen sich immer mehr und mehr erweitert, entstehn zahlreichere

und mannigfaltigere Beziehungen in Gruppen- und Reihenverbindungen, und gewinnt vermöge dessen der Geist eine reichere und vielfacher gegliederte Organisation; aber vermindert sich dann auch leicht die Anzahl der gleichartig verschmolzenen Gebilde, und tritt in Verbindung damit eine gewisse Zerstreutheit der Bildung ein.

Den bisher in Betracht gezogenen reproduktiven Akten gegenüber stehn diejenigen, bei welchen auch die Anstöße zur Bethätigung der Kräfte von innen her, oder durch die ursprünglich inneren Faktoren, die freien Urvermögen, gegeben werden. So beim Handeln; und so, in noch höherem Grade, bei allem geistigen Schaffen.

Da fragt es sich nun aus dem pragmatischen Gesichtspunkte, wie wir diese verschiedenen Klassen der geistigen Ausbildung und Bethätigung zu einander zu stellen haben. Das menschliche Seelenleben, wenn es sich (wie ja meistentheils mehr oder weniger) unbeachtet und unbewacht ausbildet, bringt uns in dieser Hinsicht eine sehr große Mannigfaltigkeit verschiedener Individualitäten entgegen. In der Bestimmtheit dieser reproduktiven Bildungsformen sind nicht zwei Menschen einander gleich, ja genau genommen, nicht zwei reproduktive Angelegtheiten in demselben Menschen. In den Bereich dieser Mannigfaltigkeit fallen namentlich alle Eigenthümlichkeiten, die sich auf Unterhaltung, auf Belehrung durch andere Menschen und durch Dinge beziehn, so wie alle Neigungen, welche irgendwie auf äußere Ehre gehn, und die doch bekanntlich in moralischer Beziehung eine so große Rolle spielen, bei den höher gebildeten Menschen unstreitig eine größere, als alle sinnliche Neigungen. In Verbindung hiemit steht dann auch die hohe Bedeutung, welche ihnen in pragmatischer Hinsicht zukommt. Wir können uns beobachten, kontrolliren; können diese oder jene Eindrücke beschränken, oder auch ganz abschneiden, indem wir uns davon zurückziehn, dagegen

isoliren, sie schon von weitem her vermeiden; und auf der anderen Seite können wir uns anderweitige äußere Anstöße verschaffen, welche Dem irgendwie entgegenwirken, oder können wir uns anspannen in irgend einer rein innerlich bedingten Selbstthätigkeit. Vermöge alles dessen also bietet sich, ungeachtet es sich zunächst um Aeußeres handelt, für die pragmatische Anwendung ein sehr reicher Spielraum dar; und zugleich (worauf wir schon am Schlusse des vorigen Aufsatzes hingewiesen haben) ist die Auseinandersetzung hievon, vermöge der großen Mannigfaltigkeit, welche die dafür vorliegenden Gebilde in Betreff ihrer Entstehungsverhältnisse und der dadurch bedingten Formen der inneren Organisation darbieten, ganz besonders geeignet, zur Anschauung zu bringen, einer wie großen Innerlichkeit und Genauigkeit die psychologische Erkenntniß und die darauf gegründeten pragmatischen Vorschriften fähig sind.

I. Die vorliegenden Thatsachen in ihrer inneren Begründung.

Für Denjenigen, welcher sein eigenes Geistesleben, und welcher zugleich das Leben anderer Menschen aufmerksam beobachtet hat, liegen in Betreff der reproduktiven Neigungen und sonstigen Angelegtheiten so unendlich viele verschiedene Thatsachen der mannigfachsten Art vor, daß dieser Reichthum beinah etwas Ueberwältigendes hat, und schon deshalb ein genaueres Auseinanderhalten dafür nöthig ist. Ueberdies aber war es bei der bisherigen summarisch-groben Auffassung nicht zu vermeiden, daß die Natur dieser Thatsachen vielfach verkannt und falsch gewürdigt worden ist. Wir müssen also den Anfang machen mit einem tiefer genetisch eindringenden Ueberblick des für unsere Erfahrung Vorliegenden.

Wie werden überhaupt die verschiedenen reproduktiven Eigenthümlichkeiten begründet? — Die Psychologie als Naturwissenschaft (um mit dem Allgemeinsten und am meisten in der Tiefe Liegenden den Anfang zu machen) hat nachgewiesen, daß Alles, was innerlich in uns forteristirt, alle Spuren oder Kräfte als solche wesentlich ein Aufstreben, eine Spannung in sich enthalten. Die sinnlichen Empfindungen konnten nicht aus erregten Akten zu einem bloß innerlich Forteristirenden werden, ohne daß ihnen etwas verloren ging, und dieses konnte nur in den von außen aufgenommenen Ausfüllungen bestehn. So wird denn ein Theil, wenn auch nur ein Theil, des den Urvermögen ursprünglich inwohnenden Strebens wieder frei, wieder zum Bedürfniß oder zur Spannung ausgebildet; oder jede Kraft, schon als solche, strebt wesentlich zu ihrem Wiederbewußtwerden, zu ihrer Bethätigung auf*). Man setze nun, diese Wiederbewußtwerdung erfolgt durch Uebertragungen von äußeren Reizen oder Ausfüllungen (vgl. oben S. 291); was wird geschehn? — Für die Spannungen, welche den inneren Kräften als solchen inwohnen, werden neue Reizerfüllungen eintreten: wenn auch in geringeren Maßen (in Angemessenheit zu der geringeren Spannung), doch in eben der Art, wie ursprünglich für die noch unerfüllten Urvermögen. Für diese reproduktiven Reizerfüllungen also wird sich auch dieselbe Verschiedenheit der Bildungsformen ergeben: die der ungenügenden oder Unlustausfüllung, die der gerade genügenden, die der Lust-, der Ueberdruß-, der Schmerzausfüllung. Die Reproduktionen, auch unabhängig von den Beschaffenheiten der Spuren oder Angelegtheiten, welche zur Reproduktion kommen (wir werden das Verhältniß zu diesen letzteren später noch genauer in Betracht zu

*) Siehe hierüber mein „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft" (zweite Auflage), S. 26 ff.

ziehn Veranlassung haben) erfolgen bald in einer gewissen Fülle, mit einem gewissen Schwunge, bald mehr kümmerlich und erlahmend, bald in krankhafter Gereiztheit ꝛc. Am bedeutendsten nun, besonders in moralischer Beziehung, ist die Ausbildung in der Lustform, namentlich inwiefern auch hier, eben so wie bei den sinnlichen Lustempfindungen, ein Theil der empfangenen Reizerfüllung wieder verloren gehn kann. In diesem Falle entwickeln sich auch hier Begehrungen, welche bei vielfacherer Ansammlung zur Neigung, und zur Neigung von jedem Stärkegrade: zum Hange, zur Leidenschaft werden können. Es giebt einen Hang, eine Leidenschaft nicht bloß zu sinnlichen, sondern auch zu reproduktiven Genüssen der mannigfachsten Art.

Man nehme zur Veranschaulichung etwa zunächst den Hang zur Romanleserei. Die dabei aufgenommenen sinnlichen Eindrücke tragen augenscheinlich in den bei weitem meisten Fällen nicht den Lustcharakter an sich; es werden Buchstaben aufgefaßt, oft, wie die gewöhnlichen Romane gedruckt werden, von Seiten ihrer Formen schlecht genug, und auf schlechtem Papiere, und vielleicht in der Leihbibliothek schon durch so viele Hände gegangen, daß das Aeußere eher etwas Abstoßendes hat. Und doch, mit welcher Begierde werden sie nicht selten verschlungen, werden sie verlangt! Wie dies? — Der Genuß ist ein reproduktiver. Mannigfache Vorstellungen und Empfindungen, die sich auf menschliche Gestalten, menschliche Gefühle, Bewegungen, Anzüge, Glücksveränderungen ꝛc. beziehn, werden dadurch reproducirt oder wieder zur Erregtheit gebracht. Aber wie nun? Diese kommen ja doch nicht durch das Lesen der Wörter in den Lesenden hinein; sie müssen aus ihm selber, aus der Angelegtheit seiner Seele hineingegeben werden; also woher nun dieses leidenschaftliche Verlangen nach diesen Büchern? Der junge Mann, die empfindsame Nätherin, oder bei wem sich sonst dieser Hang zur Romanleserei

vorfindet, könnten ja diese Vorstellungen, diese Empfindungen, wenn sie dieselben doch in sich angelegt hinzubringen müssen, auch für sich selber zur Reproduktion bringen. — Ganz richtig (antworten wir), aber nicht in der Fülle der Reproduktion, deren sie zur Befriedigung des in ihnen von früher her angelegten Hanges bedürfen.

Oder man nehme die Neigung, sich durch wissenschaftliche Werke einer gewissen Art zu belehren, welche bekanntlich bei manchen Menschen ebenfalls bis zur Leidenschaft gesteigert werden kann. Die Begriffe kommen, wenigstens zunächst, nicht durch das Lesen dieser Werke in sie hinein; dieselben müssen sich auch bei ihnen bereits angelegt vorfinden, aus ihnen heraus in die Auffassung der wissenschaftlichen Auseinandersetzungen hineingegeben werden. Aber das Bedürfniß, die Spannung, welche dieser Neigung zum Grunde liegt, richtet sich auch hier auf die größere Fülle der Reproduktion, welche durch das Lesen der Werke vermittelt wird, in Vergleich mit den Reproduktionen, deren sie ohne Weiteres aus sich selber heraus mächtig werden könnten.

Eben so bei der Neigung zu der Unterhaltung, welche ein mannigfacher gesellschaftlicher Verkehr gewährt. Auch bei dieser sind die Bedürfnisse und Spannungen größtentheils nicht auf unmittelbare sinnliche Empfindungen gerichtet, sondern reproduktiver Art: gerichtet auf die Wiederbewußtwerdung von Vorstellungen, Empfindungen 2c., welche in dem Menschen innerlich forteristiren, und aus ihm heraus in die Erregtheit hineingegeben werden, aber hineingegeben in ungleich größerer Fülle der reproduktiven Entwickelung, als die er ohne sie, oder lediglich aus sich selber heraus, hätte dafür bewerkstelligen können.

Von welcher Art die eigentliche Natur dieser reproduktiven Angelegtheiten ist, wird in ein noch helleres Licht treten, wenn wir sie mit den entgegengesetzten in Vergleich stellen.

Es giebt Menschen, welche nicht ein Alleinsein, auch nur von zwei Minuten aushalten können, in ihrem Zimmer, in der freien Natur, oder wo sonst, die sich daher mit einer wahren Unersättlichkeit aus einer fashionablen Aufregung in die andere stürzen, mögen nun dieselben in Bällen, oder in Theaterstücken, oder in Concerten, oder mögen sie im Hinströmen zu einem beliebten Kanzelredner oder worin sonst bestehn, und die in eine Art von Verzweiflung gerathen, wenn irgendwie die in der Saison vollströmende Fluth zur Ebbe wird. Aber es giebt auch Andere, welche sich nie wohler befinden, als in der Stille ihrer Studirstube oder in der Einsamkeit des Waldes, des Meeresstrandes, der Schlucht; die, wenn sie einmal gezwungen sind, sich in die große Welt und ihre Zerstreuungen zu mischen, mit Sehnsucht die Minuten zählen, wo sie sich ihnen wieder entziehn können. Eben so finden sich auch den leidenschaftlichen Lesern, sei es nun von Romanen oder von wissenschaftlichen Werken, oder wovon sonst, Solche gegenüber, die ungleich lieber für sich phantasiren, oder nachdenken ꝛc., ja die gegen die gewöhnlichen Lesereien, wie sie in der einen oder der anderen Richtung am häufigsten vorkommen, entschieden eine Art von Widerwillen empfinden. Woher nun diese Verschiedenheiten? Etwa aus besonderen angeborenen Anlagen heraus? — Nach den von der Psychologie als Naturwissenschaft gewonnenen tieferen Aufschlüssen würde es lächerlich sein, dergleichen auch nur einen Augenblick annehmen zu wollen. Nicht nur die angeborenen Anlagen, sondern selbst die auf deren Grundlage erworbenen Vorstellungen, Empfindungen, Gedanken ꝛc. können bei beiden ganz dieselben sein. Nur sie sind von vorn herein bei den Einen in rein innerer Erregtheit, bei den Anderen in der Erregtheit von außen her zur Reproduktion gebracht worden; und indem sich dies dann öfter in demselben Charakter wiederholt hat, so hat die reproduktive (auf weitere Reproduktionen gerichtete) Spannung sich

bei Diesen in dieser, bei Jenen in jener Richtung fixirt. Während also die Einen fortwährend, und mit leidenschaftlichem Hange, nach äußeren Anregungen verlangen, finden sich die Anderen hiedurch in den höheren Steigerungen, zu welchen sie durch ihr eigenes Nachdenken oder ihr eigenes Phantasiren hinübergeführt werden, gestört, so daß sie, im Gegentheil, dergleichen Anregungen lieber von sich fern halten.

Noch überzeugender vielleicht, als bei allen bisher namhaft gemachten, tritt dieser Gegensatz bei einer Klasse von Neigungen heraus, welche in der größten Ausdehnung und Mannigfaltigkeit das menschliche Leben in Bewegung setzen: bei den auf Ehre gerichteten. Worin besteht der Genuß bei diesen? — Alle Empfindung äußerer Ehre (um es mit Einem Worte zu bezeichnen) ist nichts Anderes, als ein reproduktiver Kitzel. Dabei findet sich ganz Dasselbe, wie vorher. Die gehörten Wörter der Schmeicheleien, die gelesenen der Briefe, der Recensionen, der Diplome, die Verbeugungen und Ehrenzeichen ꝛc. bringen die mit höherer Steigerung ausgebildeten Vorstellungen, auf deren Empfindung es dabei ankommt, nicht erst in die Seele hinein, sondern dieselben müssen sich bereits darin angelegt vorfinden. Eine Schmeichelei in Bezug auf Vorzüge, aus welchen sich jemand entschieden nichts macht, oder von denen er sich entschieden bewußt ist, daß er sie nicht besitzt, macht ihm kein Vergnügen. Aber müssen sich Dem gemäß diese Vorstellungen in der Seele angelegt vorfinden, wenn ihre Reproduktion Vergnügen gewähren soll: warum ist denn der Mensch so auf den Beifall, das Lob, die Gewährung des Ehrenzeichens ꝛc. gespannt, so daß er vielleicht Stunden lang sich quält, und gängelt, und schwänzelt, und manövrirt, nur um das ersehnte Wort ausgesprochen zu hören, in manchen Fällen sogar, wie er halb sich bewußt ist, aus bloßer Gefälligkeit oder auch heuchlerisch aus Eigennutz, oder in der Hoffnung auf eine gleiche Befriedigung von Seiten des Ge-

lobten? Warum kann er sich nicht, wenn es sich um eine bloße Reproduktion des in ihm Angelegten handelt, den Genuß selber geben? Selbst der sinnliche Eindruck, für sich genommen, macht es unstreitig nicht aus. Denn es stände ihm ja frei, die betreffenden Wörter laut zu sprechen, ja zu schreien; oder er könnte die Schmeichelei auf das erste beste Blatt Papier selbst in brieflicher Form niederschreiben, oder auch wohl die lobende Recension auf eigene Kosten wirklich drucken lassen; und er würde durch alles dies doch nicht die verlangte Befriedigung erhalten. Nun nehme man den bisher in Betracht gezogenen Individuen, dem Eitlen, dem Ehrbegierigen, dem Ruhmsüchtigen gegenüber, den entschieden Stolzen, in dem Bewußtsein von seinen (äußeren, intellektuellen, moralischen rc.) Vorzügen Selbstgenugsamen. Wir haben hier eben Das wirklich, was wir dort vergebens als Foderung stellten. Den Genuß, nach welchem sein Verlangen steht, giebt ihm die rein innere Reproduktion der in Bezug auf seine Vorzüge in ihm angelegten Vorstellungen weit vollkommener, als eine irgendwie äußerlich vermittelte Reproduktion. Das Lob, die Ehre widern ihn vielleicht an, auch wenn sie noch so aufrichtig gemeint sind. Dieselben würden den früher charakterisirten Individuen die höchste Befriedigung gewähren; aber ihm sind sie gleichgültig, oder er verlangt auch vielleicht sehnlichst danach, daß der Lobpreiser nur erst fertig wäre mit seiner wohlgemeinten Herzensergießung. Was er im Anschluß an diese vorstellt und empfindet, stört ihn in der eigenen Vorstellung und Empfindung, die ihm eine höhere Befriedigung gewährt. Woher nun dieser Gegensatz der Seelenstimmungen? — Wieder nicht hier aus einem angeborenen Stolze, und dort aus einer angeborenen Eitelkeit, Ehr- und Ruhmsucht rc. Sondern die Vorstellungen und Empfindungen von den eigenen Vorzügen sind mehr oder weniger ausschließend bei dem Einen rein innerlich, bei dem Anderen vermöge äußerer Anregungen zur Reproduktion

gebracht worden; und vermöge der Wiederholung davon hat sich die auf die weitere Reproduktion gerichtete Spannung bei dem Einen in diesen und bei dem Anderen in jenen Charakteren fixirt.

Es versteht sich von selbst, daß beiderlei Charaktere in keiner Weise einander ausschließen, selbst nicht bei denselben Spuren oder Kräften. Die Angelegtheiten für die Vorstellungen und Empfindungen von eigenen Vorzügen können ja das eine Mal Reproduktionen von dieser, und das andere Mal von jener Seite her erhalten haben; und dann wird der Mensch sich über Lob freuen, auch indem er ein entschiedenes Selbstbewußtsein von seinen Vorzügen in sich trägt, so daß es ihn nöthigenfalls für den Mangel an Lob schadlos halten könnte. Und eben so mit jenen früher in Betracht gezogenen Neigungen. Ein Mensch kann sich vielleicht sehr wohl selbst unterhalten, für sich selber wissenschaftlich thätig sein, aber er freut sich auch der Anregungen, welche ihm durch interessante Bücher, Gesellschaften &c. zu Theil werden. Außerdem giebt es Mischungen, wo sich die beiden einander gegenüberstehenden Erregungen noch näher rükken: für die volle Befriedigung der Neigung ein gewisses Zusammenwirken von beiden, in dieser oder in jener Verknüpfung, erfodert wird. So z. B. bei dem Großthuer, bei dem Prahler. Sie verschaffen sich die Steigerungen, auf welche ihre Neigung gerichtet ist, in eigener Bethätigung; aber sie müssen jemand haben, der von außen mitwirkt: der sie ansieht, der ihnen zusieht, der ihnen aufmerksam und gläubig zuhört. Will man noch andere Beispiele, so nehme man die Frau von Staël, von welcher ihre Biographin erzählt, daß sie, wenn in einer Gesellschaft die Erstorbenheit in anderer Weise unheilbar zu sein geschienen habe, nicht selten das Eis der schläfrigen Unterhaltung gebrochen habe durch einen unerwarteten Streich, der alle Arten von Förmlichkeit in Verwirrung setzte; oder Chesterfield, dem (wie er selber schreibt) im Zu-

sammensein mit seinen Freunden ein gewisses Maß des Sprechens täglich, bei der Abwesenheit von ihnen ein gleich großes Maß des Schreibens ein unentbehrliches Bedürfniß war. Auch sie wußten sich allerdings die reproduktiven Genüsse, auf welche bei ihnen die Spannung gerichtet war, selbstthätig zu verschaffen, aber nur unter gewissen sekundären Mitwirkungen von anderen Menschen her, welche Mitwirkungen sie in Verbindung mit jenen eigenen Bethätigungen in ihren Bereich zu bringen wußten*).

Aber wir müssen die Auffassung des hier Zusammenwirkenden noch in einigen anderen wichtigen Punkten bestimmter ausprägen. Da treten von vorn herein drei Momente auseinander, welche für das Vorstellen zusammenfließen, und gleichwohl von sehr verschiedenem Ursprunge und Charakter sind, namentlich auch in moralischer Beziehung.

Zuerst, das zur Reproduktion Kommende. Dieses ist ursprünglich in einer gewissen Steigerungshöhe ausgebildet worden, welche noch in ihm fortdauert. Dieselbe ist unstreitig eine andere in den gewöhnlichen Vorstellungen, in welchen sich z. B. das gewöhnliche Stadtgeklatsch bewegt, und in solchen, die irgendwie ein höheres Interesse, oder die einen höheren Lustempfindungscharakter haben, wie die Einbildungsvorstellungen, vermöge welcher die außerordentliche Schönheit der Romanheldin und ihr endliches außerordentliches Glück empfunden werden. Sie ist eine andere bei den Vorstellungen ausgezeichneter Talente, Gemüths- und Charaktereigenschaften, als bei den auf mittelmäßige Anlagen, indifferente Gemüths- und Charaktereigenthümlichkeiten sich beziehenden; und so fort, in unzähligen anderen Arten und Graden.

---

*) Man vergleiche die weiteren Anführungen über das Erste in meiner „Pragmatischen Psychologie", Band I, S. 278, über das Zweite „Archiv rc.", Band I, S. 290 f.

Zweitens, mit dieser innerlich festgehaltenen Steigerungshöhe oder Ausfüllung findet sich in dem innerlich Fortexistirenden eine gewisse Spannung verbunden, welche umgekehrt durch das Entschwinden eines Theils der Ausfüllung bedingt wird, in Folge dessen das ursprünglich bewußt oder erregt Ausgebildete zum Unbewußten oder bloß innerlich Fortexistirenden wird (vgl. S. 296).

Diese Spannung oder dieses Bedürfniß nun ist bei der Reproduktion von neuem ausgefüllt worden (S. 297); und diese neue Ausfüllung, eben so wie die erste, wieder zum Theil bleibend angeeignet oder festgehalten worden, und zum Theil verloren gegangen. Vermöge des letzteren hat sich eine neue Spannung gebildet, die wir, da sie auf der Grundlage von Reproduktionen entstanden und auf deren Wiederholung gerichtet ist, durch den Ausdruck „reproduktive Spannung" bezeichnen. Diese aber findet sich mit der Steigerungshöhe, welche von der ersten Ausfüllung bleibend zurückgeblieben ist, in derselben Kraft oder Angelegtheit vor; und so wirken sie denn stets mit einander. Durch beide zusammen wird Dasjenige begründet, was wir „Schwungkraft" nennen, und was sich, in Folge des Angegebenen, in den verschiedensten Arten und Graden ausbildet nach Maßgabe davon, wie die ursprüngliche Bildung und wie die Reproduktionen Statt gefunden haben. Beide können in jedem Maße von einander verschieden, ja entgegengesetzt sein, dann zeigt auch die Schwungkraft eine entsprechende heterogene Mischung. Man vergleiche etwa eine interessante Anekdote, welche wir von Personen unserer näheren Umgebung hundert- und tausendmal, und also zum Ueberdrusse haben erzählen hören, mit einer Lustvorstellung, welche in ungenügender reproduktiver Uebertragung, also im Unlustcharakter, reproducirt worden ist; und beide mit einer indifferenten, oder auch einer Unlustvorstellung, die in besonderer Fülle der Uebertragung, also im Lusterregungsverhältnisse, zur

Reproduktion kommt ꝛc. In diesen Fällen ergeben sich für die aus Beidem zusammengewachsenen Angelegtheiten zum Theil entgegengesetzte Beschaffenheiten. Auch tragen Vorzüge sowohl als Mängel verschiedene Charaktere an sich, je nachdem sie dem einen oder dem anderen der zusammenwirkenden Momente angehören. In Betreff der Steigerungshöhe der Grundgebilde kann die spätere reproduktive Entwickelung etwas Begeisterndes oder etwas Schales haben, in Betreff der reproduktiven Aufbildungen höhere Befriedigung gewähren, oder hinter dem Mittelmaße derselben zurückbleiben, oder überwältigend wirken.

Von beiden noch verschieden ist nun ein drittes: die Vielräumigkeit oder Vielfachheit, in welcher die betreffenden Angelegtheiten erzeugt und zu Einer Gesammtkraft zusammengebildet sind. Diese (wie bekannt) begründet an und für sich nichts Specifisches, sondern nur eine Art von Multiplikation der Beschaffenheiten, welche durch die einfachen Kräfte hineingegeben werden. Das Vorstellen wird klarer, die Empfindung inniger, das Streben stärker.

Schon aus dieser genetischen Darstellung nun ergiebt sich, und wird dann auch durch die vorliegenden Lebenserfahrungen auf das Entschiedenste bestätigt, daß diese drei Momente in jedem Grade zusammen, und auf der anderen Seite, ebenfalls in jedem Grade eines ohne die beiden anderen, oder zwei ohne das dritte vorhanden sein können.

Fälle, wo die Spannung nach außen hin fehlt, vielleicht bei den höchsten Graden der Steigerungshöhe und der Vielräumigkeit, haben wir schon früher kennen gelernt. So bei der Neigung zu selbstständigem und selbstthätigem Nachdenken, bei der Neigung sich selbst zu unterhalten, in der Einsamkeit des Waldes, oder wie sonst, bei dem Stolze, der Selbstgenugsamkeit ꝛc. Menschen dieser Art sind das Lob, die Schmeichelei, die sonstige äußere Ehre durchaus gleichgültig, ja zuwider. Sie fliehn die Gesellschaft, die Zerstreuung, anderweitige äußere An-

regungen ꝛc. Dies individualisirt sich in den mannigfachsten Formen. So wird **Burke's** Unpopularität vorzüglich von dem Diktatortone abgeleitet, welchen er beinah allen Anderen gegenüber anzunehmen pflegte; ähnlich bei dem älteren **Pitt**, dem späteren **Grafen von Chatham** (vgl. Band I dieser Zeitschrift, S. 424). Oft finden sich auch in dieser Beziehung Mischungen der früher (S. 302) bezeichneten Art, z. B. ein Ehrgeiz, welcher die Macht über Andere nicht sowohl im Interesse der Befriedigung der Eitelkeit, die ihm von diesen kommen könnte, sucht, als im Interesse des Gefühls des Höherstehns, oder der Verachtung, die er ihnen zuwendet.

Dem gegenüber nun kann die **Spannung auf die Reproduktion** in jedem Grade gegeben sein ohne die **Steigerungshöhe**, ja selbst wenn die zu reproducirenden Gebilde geradezu einen entgegengesetzten Charakter an sich tragen. In wie vielen Gesellschaftskreisen hält sich die Unterhaltung fast durchaus im Niveau des **Trivialen**, also des **Indifferenten**, und dessenungeachtet wird sie **leidenschaftlich** verlangt und gesucht von denen, welche einmal keinen anderen Zeitvertreib kennen und zu erreichen im Stande sind. Oder man nehme, was Gebilde von geradezu entgegengesetztem Charakter betrifft, einen Schulmeister, welcher in seinem Alter zur Ruhe gesetzt worden ist, nachdem er sich funfzig Jahre hindurch täglich geärgert und tausendmal gewünscht hat, er möchte dieses Aergers loswerden. Er ist nun wirklich erlös't; und dessenungeachtet fehlt ihm gerade damit viel, ja sein halbes, oder auch beinah sein ganzes Leben. Die Gebilde, welche sich auf den Aerger beziehn, sind einmal so vielräumig mit dem Charakter der Spannung behaftet bei ihm ausgebildet, daß ihm ihre Reproduktion entschieden Bedürfniß geworden ist, und er in Folge der Nicht-Befriedigung dieses Bedürfnisses nach kurzer Zeit stirbt, während er bei der Fortdauer im Amte und im Aerger noch lange fortgelebt haben würde. Den Reproduktionen haben

sich vielleicht in manchen Fällen sekundär Steigerungen angeschlossen, z. B. die Empfindungen vom Höherstehn an Einsicht, an Macht rc. im Verhältniß zu den Schülern; aber wir können uns andere Fälle denken, wo dies fehlt, und dennoch jenes leidenschaftliche Bedürfniß des Aergers vorhanden ist. Aehnlich bei manchen Menschen, welche eine wahre Leidenschaft haben, von ihrem Kummer, ihrer Misère, ihren Fehlern, ihren (moralischen rc.) Kämpfen und Qualen zu erzählen, mögen nun ihre Zuhörer davon hören wollen oder nicht*).

Beidem gegenüber kann dann auch, bei jedem Grade der Steigerungshöhe in den Grundgebilden und der reproduktiven Spannung, die Vielräumigkeit der Ausbildung fehlen: die auf äußere Reproduktion gerichteten Triebe können in nur mäßiger Vielfachheit, und namentlich in nur mäßiger Ansammlung bei der Eigengruppe begründet sein. „Erskine (so erzählt Brougham) war, wie beinah alle großen Männer, einfach, natürlich und liebenswürdig; voll wohlwollender Gefühle

*) Man sehe auch das interessante Beispiel dieser Art, welches ich Band II, S. 170 dieses Archivs aus Steffens „Was ich erlebte" beigebracht habe. — Eben hieher gehört auch, was von Voltaire erzählt wird, daß der klägliche Zustand seiner Gesundheit, welcher schon überhaupt einen sehr häufigen Gegenstand des Schreibens für ihn bildete, grade wenn er in irgend einen ärgerlichen Streit verwickelt war, oder sich über die schlechte Behandlung durch Andere zu beklagen Ursache zu haben glaubte, in einem besonderen Maße und mit besonderem Gewichte von ihm hervorgehoben wurde, so daß er sich als im Begriff zu sterben rc. darstellte. Es bildete dies unter solchen Umständen eine Figur, welche niemals fehlte, wenn es galt, eine Periode zu enden, und das Maß des ihm selber angethanen Unrechts und der Härte seiner Verfolger zu füllen. „Es ist sonderberbar (bemerkt dazu Brougham), daß ein Mann von seinem Genie, und besonders einer, welcher in der Vollkommenheit das menschliche Herz studirt und so schlagend die Würde unserer Natur gemalt hatte, fortwährend und selbst dem unwürdigsten Gegner gegenüber, vorzog, in der Rolle eines Klagenden statt in der eines Mächtigen zu erscheinen, und sich mehr darin gefiel, ein Gegenstand des Mitleids als der Furcht zu sein" (**Lives of men of letters and sciences who flourished in the time of George III**).

und liebenswürdiger Empfindungen. Der Egoismus, welchen man ihm in Betreff seiner Unterhaltung Schuld gegeben hat, und in welchem er nur die Gewohnheit der berühmten Rechtsgelehrten seiner Zeit anzunehmen schien, war ohne Beimischung von etwas für Andere Beleidigendem, wenn sich dabei auch ein Lächeln auf seine Unkosten regen mochte. Er war weit entfernt, sich selbst durch Erniedrigung Anderer zu erheben, seine Eitelkeit vielmehr von der gutmüthigsten und am wenigsten selbstischen Art: durchaus gesellig und tolerant, und (um es so auszudrucken) heerdenartig (gregarious); ja er schien der Leistungen Anderer stets mit mehr Enthusiasmus zu erwähnen, als er jemals in der Erzählung seiner eigenen entwickelte"*).

Endlich giebt es auch, verschieden von allem bisher Angeführten, Fälle, wo bei geringer Höhe der reproduktiven Spannung, doch vermöge großer Steigerungshöhe und Vielräumigkeit zugleich ein sehr starkes Verlangen nach der Reproduktion begründet wird. Hieher gehört namentlich das Verlangen, welches, wenn auch nicht alle Menschen, doch nicht wenige empfinden, bei'm Unwohlsein, oder in Zuständen irgendwie vermittelter Erschöpfung, gewisse Lieblingsschriftsteller, oder Lieblingsstellen in diesen, wieder zu lesen. Sie haben dieselben schon hundertmal gelesen; sie sind also in großer Bewußtseinsnähe begründet, und haben zu ihrer vollständigen Reproduktion nur ein sehr geringes Maß von Unterstützung oder von Zuschüssen nöthig. Aber das Verlangen richtet sich, und richtet sich mit großer Stärke auf dieses Wenige, was noch fehlt zu dieser volleren Reproduktion. Meistentheils hat diese freilich zugleich auch einen weiteren Umkreis: dem von den Lieblings-

*) **Brougham, Historical sketches of statesmen who flourished in the time of George III, Vol. I, p. 243 s.** Aehnliche Beispiele von Gleim und von Hume habe ich schon in meiner „Pragmatischen Psychologie", Band II, S. 97, und „Archiv rc.", Band II, S. 288 f. beigebracht.

schriftstellern Gegebenen hat sich bei dem hundertmaligen Lesen so manches Selbstgedachte, manches aus der eigenen Eigenthümlichkeit heraus Empfundene und Gefühlte angeschlossen, welches durch die volle Reproduktion von Jenem ebenfalls zu einer noch volleren Reproduktion gelangt, als welche ohne diese Unterstützung möglich gewesen sein würde. Aber jedenfalls ist ja hiefür ebenfalls nur eine geringe Spannungshöhe auszufüllen, und auch in Bezug darauf hat die Stärke der Spannung nur in der Vielfachheit des Zusammenwirkenden ihren Grund.

II. Das Problem und dessen Lösung.

Wie haben wir nun in den angegebenen Beziehungen die Entwickelung unserer Seele zu stellen? Etwa so, daß die Erregung ganz selbstständig von innen her erfolgte, die äußere gänzlich ausgeschlossen würde?

Eine nur einigermaßen aufmerksame Beobachtung und Würdigung des menschlichen Lebens lehrt entschieden das Gegentheil. Der Mensch ist, wie mit seinen Urvermögen auf die Aufnahme sinnlicher Ausfüllungen, so auch mit seinen ausgebildeten Kräften in mannigfachen Beziehungen auf mittelbare Anregungen von außen gewiesen. So selbst bei den höchsten Produkten: bei der eigentlichen geistigen Produktion; wir bedürfen dafür günstiger Stimmungen von innen, aber auch eben so von außen her. Und noch mehr natürlich in Betreff der übrigen Bethätigungen und Fortentwickelungen.

Man denke einen Augenblick das Gegentheil: eine gänzliche Isolirung gegen äußere Einwirkungen von einem gewissen Zeitpunkte an. Was würden die Folgen hievon sein? — Allerdings könnten auch von innen her weitere Ausbildungen vermittelt werden: Anziehungen und Verschmelzungen im Verhältniß der Gleichartigkeit und Reproduktionen der einmal erwor-

benen Gruppen- und Reihenverbindungen. Aber indem sich diese Reproduktionen und Zusammenbildungen rein innerhalb des bereits Erworbenen hielten, so würden sie bald erschöpft werden, und eine Art von geistiger Ertödtung eintreten. Annähernd finden wir dies wirklich bei manchen Menschen, welche, in einem bestimmt umgränzten Systeme festgerannt, sich nur immer wieder in demselben Kreise umherdrehen, oder dieselben äußeren oder inneren Bethätigungen wiederholen; so wie bei manchen Geld-, Adel-, Kenntniß- oder Erkenntniß-Stolzen, die ihre Zeit in einer langweiligen und unfruchtbaren Selbstbespiegelung verbringen. Diese Thatsachen sind leicht zu erklären. Die inneren Grundfaktoren, oder die Urvermögen, sind ja leer, wie von Seiten des Vorstellungs- oder sonstigen Bewußtseinsinhaltes, so auch von Seiten der Bildungsform. Durch sie also, ohne daß etwas weiter hinzukäme, wird weder in der einen noch in der anderen Beziehung eine Erweiterung oder Bereicherung gewonnen. Diese können uns vielmehr nur durch neu von außen Hinzukommendes werden; und vermöge dessen (wie gesagt) ist der Mensch für sein inneres oder reproduktives Leben, eben so wie für das sinnliche, zugleich auch an die Gemeinschaft mit der Außenwelt, und namentlich mit der geistigen Außenwelt gewiesen. Auf dieser Gemeinschaft beruht alle Erziehung, aus ihr fließt alle Kulturentwickelung (vgl. Auff. IV dies. Heft.). Wäre es möglich, daß sich in der gegenwärtigen Zeit ein Kind dagegen isolirt ausbilden könnte: es würde in seiner Entwickelung eben nicht weiter kommen, als die Kinder unkultivirter Völker und Zeiten. Was unsere Kinder, was das Menschengeschlecht im Ganzen in ihrer Bildung weiter bringt, ist eben nur die reproduktive Unterstützung und Befruchtung, welche ihnen fortwährend von ihren Umgebungen her kommt.

Aber Dem gegenüber schließen sich diesen Förderungen, in den mannigfachsten Graden, Ausartungen und Verderb-

nisse an. Und was also ist nun den von diesen her drohenden Gefahren gegenüber zu thun?

Um für die Beantwortung dieser so überaus wichtigen Frage größere Anschaulichkeit und Bestimmtheit zu gewinnen, koncentriren wir uns auf die Neigungen, von denen wir schon bemerkt haben, daß sie, namentlich in moralischer Beziehung, entschieden als die wichtigsten anzusehn sind: auf die Neigungen, welche Lob, Beifall, Ehre, mit Einem Worte die von außen her bedingten Ausbildungen unseres Selbstbewußtseins zu ihrem Gegenstande haben*).

Also wenn wir die Ausartungen ins Auge fassen, welchen die auf Ehre gerichteten Neigungen unterliegen: was ist diesen gegenüber zu thun? — Nur Eins (antworten wir) kann dieselben von Grund aus abschneiden: wir müssen überhaupt alle Lustempfindungen vermeiden, welche nur irgend den Charakter der Hingegebenheit an den Genuß der Ehre an sich tragen.

Dies nun klingt allerdings sehr streng, und kann überdies, wie das menschliche Leben einmal ist, und immer sein wird, als unausführbar, ja selbst als unangemessen erscheinen. „Dein Brief (schreibt einmal Bonstetten an Matthisson) hat mich stolz und glücklich gemacht. Im Grunde hat jeder Mensch die süßen Worte recht gern, besonders aus dem Munde der Freundschaft". Nichts ist natürlicher, und deshalb nichts häufiger, als dieser Genuß, namentlich bei Denjenigen, welche wirklich höhere, und dabei allgemeiner ansprechende Vorzüge besitzen. Ueberdies ist es bekannt und anerkannt, eine wie überaus wich-

*) Die Ergänzung hiefür wird der dem gegenwärtigen unmittelbar folgende Aufsatz bringen. Ueberdies unterliegen, die wenigen Modifikationen abgerechnet, welche durch die Verschiedenheiten der reproducirten Gebilde bedingt sind, beiderlei Entwickelungen und Neigungen, wie denselben Bildungsgesetzen, so auch denselben praktischen Vorschriften.

tige erziehende Kraft der Vorstellung und Empfindung der Ehre inwohnt, nicht nur bei Kindern, sondern das ganze Leben hindurch, und wie in Betreff der Zeitgenossen, so auch der Nichtzeitgenossen: der Nachkommen, ja selbst der Vorangegangenen. Jemand bleibt der Pflicht getreu, um seinen Vorfahren keine Unehre zu machen; oder strengt seine Geisteskräfte in Untersuchungen an, welche ihn zu wichtigen Entdeckungen führen, indem sich sein Ehrgeiz darauf richtet, sich diesem oder jenem ausgezeichneten Forscher der Vergangenheit an die Seite zu stellen. Also nichts ist natürlicher, und deshalb nichts häufiger, und in den zuletzt angeführten Beziehungen, nichts fördert mächtiger, und in größerer Ausdehnung, als der Genuß und das Verlangen der Ehre.

Sehr wahr (erwidern wir); aber gerade deshalb ist auch nichts häufiger, als Verirrungen und Ausartungen in den darauf gerichteten Neigungen, so daß gerade bei den ausgezeichnetsten Menschen ein völliges Freisein von allem Uebermaße, ja von einem allgemein als tadelnswerth sich herausstellenden oder wohl gar ans Lächerliche streifenden Uebermaße zu den Seltenheiten gehört.

Kein Grad, keine Art von sonstiger Geistesbildung sichert hiegegen. Cambacérès, welcher bekanntlich nach dem 18ten Brumaire Napoleon als zweiter Consul an die Seite gestellt wurde, wird uns von allen Geschichtschreibern (unter Anderem von Thiers in seinem bekannten Werke) nicht nur als ein tüchtiger Jurist, welcher vermöge seiner Kenntnisse und seiner Klugheit in diesem Fache mit Recht eines großen Ansehns genossen habe, sondern auch sonst als ein Mann von sehr scharfem Verstande und ausgezeichnetem praktischen Takte geschildert. Obgleich er an dem ersten Consul mit einer Art von Zärtlichkeit und Hingebung hing, seine Macht, sein Genie, seine Person liebte, und in Verbindung hiemit alle Handlungen der Regierung, auch die er innerlich nicht gut heißen konnte, sobald

keine Abhülfe mehr möglich war, öffentlich gut hieß, so erlaubte er sich doch, so lange noch zur Abhülfe Zeit war, und unter vier Augen, offen über Dieses oder Jenes seine Mißbilligung auszusprechen, namentlich in Betreff von Napoleons häufig zu hastiger Thätigkeit und verletzender Heftigkeit; seine Mißbilligung auszusprechen mit einem Muthe, welcher bei einem sonst so schüchternen Manne nur um so lobenswerther war. Aber aller dieser Einsicht und diesem praktischen Takte gegenüber, zeigte er im Verhältniß zu seinen Untergebenen und zum großen Publikum eine beinah kindische Eitelkeit. Er lebte für gewöhnlich in der Gesellschaft einiger Hofleute untergeordneten Ranges, welche ihm auf die gröbste Weise schmeichelten, und spatzierte fast täglich lächerlich aufgeputzt im Palais Royal umher.

Wir haben, was die große Häufigkeit von Ausartungen in diesen Neigungen, und gerade bei den ausgezeichnetsten Männern, betrifft, eine sehr interessante briefliche Aeußerung Friedrich Heinrich Jacobi's, welche, neben einem merkwürdigen Selbstgeständnisse, zugleich das Ergebniß der in den geistig höchsten Regionen von ihm angestellten Beobachtungen ausspricht. „Was ich Ihnen hier einmal sagte (schreibt er an Knebel), ist so ganz wahr, daß ich nämlich ganz erstaunlich dem Bilde gleiche, das Rousseau in dem Briefe an Malherbes von sich macht. Lesen Sie diese Briefe mir zu Ehren noch einmal in der Ursprache. Es ist auch ein Punktum über die Eitelkeit darin. Ich wiederhol' es, das ganze Bild ist mir zum Sprechen ähnlich. Als ich Ihren Brief las, fiel mir ein, daß ich vor sechs Jahren, als Klopstock bei mir zu Mannheim war, über Lavater mit ihm zu reden kam. Mein Freund Lavater (sagte Klopstock) ist sehr eitel: der gute Mann weiß es selber nicht, wie sehr! Einige Tage darauf erwähnte Göthe einer gewissen Dame gegen mich, die Herder der Eitelkeit beschuldige, und sich mit ihr nicht vertragen könne, weil er selbst

der eitelste unter allen Menschen sei. Was Göthe von Herder sagte, sagt ganz Deutschland wieder von ihm: er sei aus Eitelkeit und Hochmuth zum Narren geworden. Wie von Wieland und Klopstock geurtheilt wird, ist niemand unbewußt, und von Lessing heißt es gar, daß er sich aus Eitelkeit dem Teufel ergeben habe. — Nun frag' ich, ob wir alle schuldig, oder ob wir alle unschuldig sind"*).

Wie keine sonstige geistige Ausbildung gegen ein Uebermaß in diesen Neigungen sichert, so auch keine Einrichtung, keine Form der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse. Nirgends, so könnte man vielleicht denken, müsse sich namentlich die auf äußere Stellungen und Auszeichnungen gerichtete Eitelkeit weniger finden, als bei den Nordamerikanern: wo das Gesetz alle Bürger für gleich erklärt, und wo es keinen Adel giebt, keine Orden und Aehnliches. Aber man höre darüber einen Berichterstatter, welcher nicht etwa als ein Tourist flüchtig das Land durchstreift hat, sondern dreißig Jahre lang dort einheimisch gewesen ist, und also volle Gelegenheit gehabt hat, dasselbe genau kennen zu lernen und zu würdigen**). Hier (so erzählt derselbe bei Gelegenheit der Amerikanischen Badeörter) findet der Fremde, sehr zu seinem Erstaunen, Colonels, Majors, Generals und Honourables ohne Ende. Jedermann hat einen Titel von irgend einer Art. Die Weise, in welcher diese Titel erworben werden, ist eben so sonderbar, wie die Thatsache, daß sie von denen geführt werden, welche für alles Aehnliche die größtmögliche Verachtung bezei-

*) Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel, herausgegeben von Varnhagen von Ense und Mundt; zweiter Band, S. 71 f. (aus einem Briefe vom November 1780).

**) G. W. Featherstonhaugh, Excursion through the Slave States from Washington on the Potomac to the Frontier of Mexico; with Sketches of Popular Manners and Geological Notices; vgl. auch The Foreign Quarterly Review, Vol. 34 (Oct. 1844), p. 110 s.

gen. In einigen Staaten ertheilt die Wahl in den gesetzgebenden Körper den Titel Honourable; außerdem aber werden Generale zu Dutzenden gemacht durch Anstellungen bei der Miliz, so daß in Virginien z. B. jeder Inhaber eines Gasthauses ein Colonel, oder wenigstens ein Major ist in Folge einer solchen Anstellung. Capitaine sind selten: denn dieser Rang wird für nicht vornehm genug gehalten in den höheren Klassen der Gesellschaft, und deshalb nur zur Anwendung gebracht etwa von Besitzern von Reisekutschen und Aehnlichem. Von Lieutenants ist vollends keine Rede. Und dabei ist diese Titelwuth so allgemein, daß Diejenigen, welche keinen Anspruch darauf machen, und selbst die Titel zurückweisen, dessenungeachtet zu ihrer größten Qual und Verdruß mit allen Gattungen derselben überhäuft werden, wohin sie auch kommen mögen. In ähnlicher Weise bilden sich in dem Lande der „allgemeinen Gleichheit" die auf Ungleichheit gerichteten Neigungen auch in anderen Richtungen aus. Die Wohlhabenden, und die eine höhere Erziehung genossen, bemühen sich durch alle mögliche Mittel eine sichtbare Scheidungslinie zwischen sich und den weniger durch das Glück Begünstigten zu ziehn; und da sie genöthigt sind, mit ihnen bei öffentlichen Gelegenheiten auf gleichem Fuße zusammenzutreffen (z. B. auf einer Reise, wo vielleicht ein Millionär einer Waschfrau den bequemsten Sitz abtreten muß), so bestreben sie sich nur um so mehr, es ihnen in ihren Häusern durch einen vornehmeren Stil der Einrichtung, der Meublirung, der Ausschmückung zuvorzuthun. Dafür erfindet man immer Neues; aber wie sehr man auch sicher zu sein glaubt, daß die geringere Klasse dies nicht nachahmen könne, die Erfindungskraft, welche sich im Interesse dieser letzteren bethätigt, damit sie nicht nachstehn, weiß Dem immer wieder entgegenzuwirken. So hat man Meublen erfunden, die anscheinend kostbar, aber wohlfeil zu beschaffen sind; und die Pächterstochter muß in ihrem Putzzimmer ein glänzendes,

wenn auch vielleicht gänzlich tonloses Fortepiano haben. Vor zehn Jahren (so erzählt ein Berichterstatter aus dem Jahre 1840) kam man auf den Einfall, da alles Neue, wie kostbar und nutzlos auch, doch nachgeahmt werden könnte, die vornehmen Häuser mit alten Stühlen und klauenfüßigen und wurmfräßigen Pfeilertischen zu füllen, wie sie zur Zeit der alten Puritaner, der „Pilgrimme", welche die Kolonien begründet, gebräuchlich gewesen waren, um durch diese ehrwürdigen Reliquien an die Dauer des Besitzes seit mehreren Generationen zu erinnern; wo denn manche alte Pächterfrau höchst erfreut war, ihre alten, unbequemen, verfallenen Meublen für neue und bequeme austauschen zu können, und noch etwas dazu zu erhalten, wenn anders ihre Töchter, welche den Veränderungen der Mode mit rascherem Blicke folgten, dies zugeben wollten. In dieser Auszeichnung nun glaubten sich die Reichen sicher; aber die Yankee Kunsttischler sind betriebsam und erfinderisch, und nicht lange, so waren die Magazine angefüllt mit modernen Antiken, welche kein Mensch von den aus der Puritanerzeit stammenden unterscheiden konnte. Und nun hatte jede Handwerkerfrau ihr Putzzimmer angefüllt mit diesen abscheulichen Erfindungen; und dabei den großen Vortheil, daß von ihr deren Unbequemlichkeit im Gebrauche nicht empfunden wurde, da ihr Putzzimmer sorgsam 360 Tage im Jahre verschlossen war, und die Familie in der Küche aß und lebte, während dagegen die Wohlhabenden, welche ihre Putzzimmer öfter brauchen, von der Unbequemlichkeit und der ebenfalls Mode gewordenen unordentlichen Stellung der Meublen sehr zu leiden hatten*).

Woher nun also die so große Häufigkeit dieser Neigungen und ihres Uebermaßes? — Die Antwort lautet: es verhält sich mit diesen reproduktiven Genüssen im Allgemeinen ganz

*) Lyell, A second visit to the United States of North America; vgl. auch The North American Review, Vol. 69, p. 332 s.

eben so, wie mit den unmittelbar sinnlichen. Jeder Genuß, der eine Ueberwältigung, eine schwächliche Hingebung mit sich führt, läßt ein Bedürfniß oder ein Aufstreben zurück, welches auf die Wiederholung bis zu dem Punkte der früheren Lustausfüllung geht, und wenn dieses Bedürfniß zu seiner Befriedigung gelangt, eine neue Spannung, und so weiter fort. Wir haben also in jener Häufigkeit nur eine nothwendige Wirkung der vorliegenden Bildungsmomente. Hat jemand das Glück, oder vielmehr das Unglück, früh zur Ehre bei der Welt zu gelangen, ehe er noch unabhängig hievon ein selbstständiges Bewußtsein von seinen Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten erworben hat, so hat er an diesem frühen Glücke, in der einen oder der anderen Art, sein ganzes Leben hindurch zu leiden. Besonders gefährlich (wie erfreulich sie auch in so vielen anderen Beziehungen sein mögen) sind in dieser Hinsicht Zeiten, wo bei einer größeren Anzahl höher gebildeter Menschen gewisse gemeinsame Bestrebungen sich in Vereinen, in Zeitschriften rc. bethätigen, und im Gefolge hievon gegenseitige, vielleicht selbst enthusiastische Zustimmungen sich öfter wiederholen. Besonders gefährlich eben so Zeiten, wo bei'm größeren Publikum Dies oder Jenes allgemein in der Luft ist: so daß dann der Einzelne in den Werken, mit welchen er hervortritt, nur die in weitem Umkreise bei Tausenden verbreitete Stimmung ausspricht. Man denke etwa an Göthe's Werther und Götz, oder, aus der neueren Zeit, an die Weltansicht, welche in Byron's Poesien ihren Ausdruck gefunden hat.

Diese reproduktiven Neigungen aber liegen nicht nur den sinnlichen parallel in Hinsicht ihrer Ausbildung und ihrer Ausbildung zum Uebermaße, sondern sind selbst noch ungleich gefährlicher. Schon deshalb, weil ja bei ihnen (vgl. S. 303 ff.) zweierlei Steigerungen und Spannkräfte zusammenwirken: die der Grundgebilde, und die der reproduktiven Aus-

füllungen. Außerdem aber (was hiemit zusammenhängt) werden für die sinnlichen Genüsse specifische Reize erfodert; und die noch nicht erfüllt gewesenen Urvermögen eignen mehr an, weshalb sich denn leichter Uebersättigung und Ueberdruß einstellen. Bei den reproduktiven Erregungen und Ausfüllungen dagegen sind allgemeinere oder neutralere Reize wirksam, die leichter und in größerer Ausdehnung auf Verschiedenes (verschiedenartige ausgebildete Kräfte) übertragen werden; und dabei die schon erfüllt gewesenen Vermögen mehr steif für die Aneignung: so daß sie also nur vorübergehend ausgefüllt werden, dann aber zu ihrer früheren Spannung zurückkehren. Daher denn die Unersättlichkeit der Ehr- und Ruhmbegier; besonders wo dafür ein größerer Spielraum gegeben ist. So namentlich bei der auf Weltruhm in politischen Verhältnissen gehenden. Man denke nur an Napoleons recht eigentlich unersättliche Ruhmbegier. Aber auch sonst bildet sich Aehnliches aus. Jean Paul wünscht sich „ein Rieß Papier, das ihn unendlich priese, und so, daß er keine andere Mühe hätte dabei, als die Sache zu glauben"; und wenn er dann allerdings auch ein andermal gestehn muß, daß er übersättigt sei, indem es „am Ende auch dem eitelsten Narren lästig fallen müsse, daß er an einem öffentlichen Orte nicht umhergehn könne, ohne hinten und vorn und seitwärts von hundert Augen verfolgt und von den nächsten Ohren verschlungen zu werden", so dauert doch eben, aus den vorher angeführten Gründen, eine solche Uebersättigung nicht lange, sondern am nächsten Tage ist wieder dasselbe leidenschaftliche Bedürfniß da*). Also Genüsse dieser Art, wie sehr sie auch für den Augenblick wohlthun und sich einschmeicheln mögen, sind doch für die innere Fortbildung in jedem Falle verhängnißvoll.

---

*) Siehe die ausführlicheren Mittheilungen hierüber in meiner „Pragmatischen Psychologie", Band II, S. 66 f., und „Archiv rc.", Band II, S. 149.

Als eben so verhängnißvoll aber erscheinen sie, wenn wir uns auf die äußere Seite stellen. Der kennt die Welt wenig, welcher sich einbildet, der Weihrauch, welcher ihm bei seinem ersten Auftreten gespendet wird, werde ihm auch zwanzig, dreißig Jahre hindurch vom Publikum gespendet werden. Und doch bildet jeder neu auftretende Schriftsteller, welchem ein solcher Beifall zu Theil wird, sich dies mehr oder weniger ein, eben weil er die Welt nicht kennt, und diese Fortdauer wünscht, und sie (sei es nun mit Recht oder mit Unrecht) zu verdienen glaubt. Was die Welt im Großen besticht, ist meistentheils nur der Reiz der Neuheit, der sich dann bald abstumpft. Ueberdies gehn ja nur einigermaßen selbstständige Geister in anderen Bahnen fort als das große Publikum, und mit anderen Graden der Schnelligkeit; so daß also bald eintritt, worüber Göthe schon früh und nachher so oft zu klagen Veranlassung hatte: wenn man dem Publikum etwas zu Liebe gethan habe, so wisse es schon dafür zu sorgen, daß man es nicht zum zweiten Male thun könne.

Also wie nun, wenn sich, nach einem solchen Rausche früher Ehre, die Welt, wir wollen nicht einmal sagen, gegen den Menschen, sondern auch nur von ihm ab wendet, zu anderen Gegenständen und zu anderen Menschen hin? Was geschieht, und was soll geschehn?

Was gewöhnlich geschieht, liegt in Hunderten von Beispielen vor, weil eben nichts häufiger ist, als dies: in Folge der Allgemeinheit des Uebermaßes der betreffenden Neigungen auch die daran sich anschließenden Verstimmungen durch die ganze Welt gehn, und namentlich durch die höheren geistigen Regionen. Wir können Das, was gewöhnlich geschieht, im Allgemeinen unter drei Hauptklassen bringen. Das Günstigste ist noch, wenn wenigstens hinterher, wie es bei dem so eben Erwähnten, bei Göthe, der Fall war, und bald, der Mensch sich dem Beifall der Welt abkehrt, und sich auf eine selbstständige Schätzung seines Werthes zurückzieht. Allerdings

bildet sich dann sehr leicht eine gewisse Entfremdung und Kälte gegen Menschen überhaupt, eine allgemeine Ungeneigtheit zum Verkehr mit der Welt im Ganzen aus, wie dies ebenfalls, und schon sehr früh, bei Göthe eintrat. „Ich will glauben (schreibt Garve über ihn, als er sich im Herbst 1790 einige Wochen in Breslau aufgehalten hatte), daß Das, was in gewissen Augenblicken Stolz zu sein scheint, im Grunde nur Zurückhaltung ist. Er kann nur auf eine einzige Art sein (um seiner eigenen metaphysischen Art zu reden mich zu bedienen). Um vertraulich und offenherzig mit jemand zu werden, muß er sich erst in diesen Ton hineinfinden"*). „Göthe (so beschreibt ihn Jean Paul in einem Briefe an Jacobi) ist Gott gleich, der, nach Pope, eine Welt und einen Sperling mit gleichem Gemüthe fallen sieht, aber seine Apathie gegen fremde Leiden nimmt er schmeichelnd für eine gegen eigene". Und an einer anderen Stelle (1796): „Ich kam mit Scheu zu Göthe. Jeder malte ihn als ganz kalt für alle Menschen und Sachen auf der Erde. * sagte: er bewundert nichts mehr, nicht einmal sich; jedes Wort sei Eis, zumal gegen Fremde, die er selten vorlasse. Ich ging ohne Wärme... Eine Kühle der Angst preßt die Brust, — endlich tritt der Gott her, kalt, einsilbig, ohne Accent. Sagt Knebel z. B. „„die Franzosen ziehn in Rom ein"". „„Hm!"" sagt der Gott rc."**).

*) Briefe an Weiße, 1ster Theil, S. 359.

**) Wahrheit aus Jean Paul's Leben, 5tes Heftlein, S. 119. — „Ich habe unsäglich ausgestanden" (schreibt Göthe schon 1782 aus Weimar an Jacobi; vgl. den Briefwechsel zwischen beiden, herausgegeben durch Max. Jacobi, 1846, S. 62): „Wenn Du eine glühende Masse Eisen auf dem Heerde siehst, so denkst du nicht, daß so viele Schlacken darin stecken, als sich erst offenbaren, wenn es unter den großen Hammer kommt. Dann scheidet sich der Unrath, den das Feuer selbst nicht absonderte, und fließt und stiebt in glühenden Tropfen und Funken davon, und das gediegene Erz bleibt dem Arbeiter in der Zange. Es scheint, als wenn es eines so gewaltigen Hammerns bedurft hätte, um meine Natur von den vielen Schlacken zu befreien, und mein Herz gediegen zu machen".

Aber zu diesem Abstreifen der Welt und des Interesses an ihrem Beifall gehört eine große Geistesstärke, wie sie Göthe besaß, wie sie aber die meisten Menschen nicht besitzen. Selbst dann also, wenn sie einen kräftigen Ansatz dazu gemacht haben, gelingt es ihnen nicht, auf den Beifall der Welt gründlich und nachhaltig Verzicht zu leisten. Man erinnere sich etwa an Byron, welcher (wie sein Biograph gesteht), während Verachtung gegen die allgemeine Stimme auf seinen Lippen war, doch in seinem Herzen die empfindlichste Empfänglichkeit gegen jeden Hauch derselben in sich bewahrte, und nicht ohne Lob und Schmeicheleien leben konnte*).

Also wenn nun der Mensch diese Fesseln nicht abzuschütteln im Stande ist, was geschieht? — Hier treten wieder zwei Erfolge auseinander. Entweder bildet sich eine Verstimmung aus, welche dann wohl von Zeit zu Zeit erleichtert wird, oder auch zur Erhebung hinübergeführt wird, sei es nun durch äußere Veranlassungen, oder von innen her in Folge von besonders gelingenden Anstrengungen, aber dann später zurückkehrt, und wieder den Menschen umdüstert; eine Verstimmung, die auf tausend andere Dinge geschoben wird, ganz oder zum Theil, wie denn allerdings auch von Zeit zu Zeit Anderes mitwirkt, was im Verhältniß der Gleichgestimmtheit damit verschmilzt; die aber unter allen diesen Wechselfällen im Allgemeinen fortwährend am Lebensglück und an der Kraft der Bethätigung zehrt, und dieselben untergräbt. Oder, zweitens, was die Welt im Ganzen und Großen versagt, wird in einem beschränkten Kreise gesucht und gefunden, welcher entweder schon von selbst dem Menschen besonders günstig gestimmt ist, oder den er sich in irgend einer Weise (durch Schmeicheleien von seiner Seite

*) Siehe die weiteren Mittheilungen hierüber in meiner „Pragmatischen Psychologie", Band I, S. 271; vgl. auch das im „Archiv rc.", Band II, S. 168 mehr einzeln Beigebrachte.

her, durch diese oder jene Förderungen ꝛc.) günstig zu stimmen weiß. Auf diesen beschränkten und untergeordneten Kreis isolirt er sich mehr oder weniger, und geht so der geistigen Anregungen, Befruchtungen, Stählungen ꝛc. verlustig, welche ihm ein ausgedehnterer und edlerer Verkehr gewährt haben würde. Von diesen beiden Erfolgen findet sich im Allgemeinen der erste vorzugsweise bei uns unpraktischen Deutschen, der zweite vorzugsweise bei den praktischeren Engländern.

Zu Beispielen für Jenes können uns in der einen oder der anderen Weise alle Diejenigen dienen, deren Jacobi in der früher (S. 313) angeführten brieflichen Mittheilung erwähnt. Auch Jacobi selber, wenn er gleich in Folge mannigfacher günstigen Umstände: in Folge seiner früheren unabhängigen Lage, in Folge des regen Verkehrs in Pempelfort, und später in Holstein, so wie in Folge seiner ausgedehnten und reichen Empfänglichkeit, eine große Elasticität des Geistes erworben und bewahrt hatte, blieb doch von jener Verstimmung nicht ganz frei. „Wie gern, mein Theuerster (so schreibt er 1780 an Lessing, als dieser ihn aufgefodert hatte, seinen Cameralisten vollends an den Nagel zu hängen, um ungestörter als Schriftsteller weiter zu wirken), gehorchte ich Ihnen ohne alle Einschränkung; aber was den Woldemar angeht, so bewegen mich verschiedene Gründe, ihn liegen zu lassen, und überhaupt von unserem Publico Abschied zu nehmen. Quae ego scio, non probat populus; quae probat populus, ego nescio. In Wahrheit, mein Lieber, unser Publicum ist mir zu kraus und zu bunt; seine Gewaltigen sind mir zu herzhaft; ich fühle, daß ich dem Dinge nicht gewachsen bin; und mit Schande zu bestehn, ist überall nicht angenehm. Besser, ich hätte mich nie mit diesem Dinge abgegeben, eben so wie mit dem politischen Regiment; hätte mich (nach Ihrem Ausdruck) nie in diese Welt gemengt"*). — Noch ungleich entschiedener und stätiger liegt

*) Friedr. Heinr. Jacobi's auserlesener Briefwechsel, Bd. I, S. 308 f.

diese Verstimmung bei Herder vor, welcher recht eigentlich an dem Glück-Unglück des frühen Beifalls sein ganzes Leben hindurch kränkelte. Namentlich tritt dies in seinem und seiner Frau Briefwechsel mit Demjenigen heraus, gegen welchen sich ihr Herz am unverhülltesten aussprach: mit Knebel. Zwar schreibt die Frau sehr schön und treffend, im Anschluß an einen Ausspruch Fenelons, und im Hinblick auf eine schriftstellerische Kränkung ihres Mannes: „Die Menschen können uns nichts nehmen, Lieber, was wir in uns fest und wahr besitzen. Den Ruhm wollen wir ihnen preisgeben. Er gehört ja nicht zu uns!“. Aber der ganze übrige Briefwechsel zeigt nur zu augenscheinlich, wie wenig sie es zu dieser Geistesunabhängigkeit gebracht haben. Bald spricht Herder selbst seinen „innigsten Dank“ aus für die „Erquickung“, welche ihm der Beifall seines Korrespondenten gewährt habe, der ihm ein „warmes linderndes Bad“ gewesen, dessen er „nöthig habe“, da er in Weimar „unter Eise in lauter kalten Bädern sitze“. Bald spricht seine Frau ein „Gottlob“ dafür aus, daß Knebel ihren Mann durch seinen Brief elektrisirt und ihm das Gefühl belebender Strömungen aus der Geisterwelt gegeben habe, während ihm bisher Muth und Geist für seine schriftstellerische Thätigkeit gefehlt; und daß doch noch irgend in der Nähe ein Wesen sei, welches ihren Mann ermuntere; oder sie bittet ihn, im Hinblick darauf, das Gedruckte doch ja milde zu richten*). Was Wieland betrifft, so brauchten wir uns nur auf die tiefgreifende Erkältung zu berufen, welche sich, nach der früheren Ueberwärme, zwischen ihm und Jacobi ausbildete, und wovon uns die Akten in dem vorher genannten Briefwechsel vorliegen (vgl. bes. Band I, S. 206 ff.). Aber wir brechen lieber ab, und wenden uns zur zweiten Klasse: zu den mehr prakti-

*) Vgl. „Knebel's litterarischer Nachlaß und Briefwechsel“, Band II, S. 283, 335, 342, 344.

schen Individuen hinüber, welche sich die von der Welt im Ganzen und Großen versagte Zustimmung in kleineren Kreisen selbst zu verschaffen wissen.

In gewisser Art, d. h. in mehr negativem Charakter, finden wir dies schon bei dem bereits früher Genannten, bei Byron vor. Als sich das wetterwendische Publikum gegen ihn kehrte, sagte er seinem Vaterlande Lebewohl. In noch entschiedenerer und mehr positiver Ausbildung aber liegt diese praktische Selbsthülfe bei zwei ausgezeichneten englischen Schriftstellern des vorigen Jahrhundertes vor, welche für alle übrigen mitgelten können, wenn es auch leicht wäre, ihnen aus der neueren Zeit zahlreiche Beispiele an die Seite zu stellen in Betreff „dieser Kunst sich Büschel oder Quasten zu verschaffen, dieses Sich-zurück-lehnens auf das niedrige, aber weiche Kissen, welches immer bereit ist für jede wahre Celebrität, wie sehr sie auch in ihrer Entwickelung verkümmert sein mag, dieses wohlfeilen Luxus der Beipflichtung, dieses Den-Hahn-im-Korbe-spielen's unter denen, welche sich dazu willig finden lassen"*). Das erste Beispiel ist das von Addison. „Allerdings (so bemerkt über ihn Macaulay richtig) war es nicht in der Macht der Schmeichelei, einen solchen Kopf schwindeln zu machen, oder ein solches Herz zu verderben, wie sie Addison besaß. Aber man muß der Wahrheit zur Ehre gestehn, daß er manche von den Fehlern in sich ausbildete, welche kaum ausbleiben können, wenn jemand so un-

*) Man sieht, wie häufig die Sache in England sein muß, schon aus der großen Anzahl von bezeichnenden Ausdrücken, welche man dafür hat. Ich gebe die angeführten in der Ursprache, da sie zum Theil gar nicht vollkommen entsprechend in unsere Sprache zu übersetzen sind. **The art or trade of tufthunting, at present the most flourishing of mysteries-the falling back on the humble but soft cushion which is always ready for any real celebrity, however stunted in its developement — the cheap luxury of assentation — the playing the cock-of-the club among those who will let him** (vgl. **The Quarterly Review, Vol. 85** in einem Artikel über Thomas Campbell).

glücklich ist, das Orakel einer kleinen litterarischen Coterie zu sein"*). Er hatte sich gewöhnt (so äußert sich Macaulay hierüber weiter), sich von einem kleinen Kreise von Bewunderern umgeben zu sehn, über welche er wie ein König oder vielmehr wie ein Gott hervorragte. Einige von ihnen hatten überdies sehr arge Fehler; auch entgingen diese Addison's Beobachtung nicht: denn wenn jemals jemand die Menschen durch und durch sah, so war er es. Aber ungeachtet dieser scharfen Auffassung und der zartesten Empfänglichkeit für das Lächerliche, hatte er für seine Gesellschafter eine sehr weit reichende Duldsamkeit. Das Gefühl, mit welchem er auf die meisten derselben sah, war das des Wohlwollens mit einem leisen Anstrich von Verachtung. Er fühlte sich unter ihnen vollkommen behaglich, und überhäufte sie mit Wohlthaten, weil sie ihm fortwährend zustimmten und schmeichelten: wie denn ihre Verehrung noch die Boswell's gegen Johnson und Hurd's gegen Warburton übertroffen zu haben scheint. — Der Zweite, der uns zur Veranschaulichung des Vorliegenden dienen kann, ist Richardson. Während sich bei Addison die Beschränkung seines Umgangskreises erst später ausbildete, und gewissermaßen im Gegensatze gegen seine sonstigen, ungleich weiter angelegten Lebensverhältnisse, so sehn wir sie dagegen bei Richardson sehr früh, und im genauesten Einklang und Ineinandergreifen mit allen seinen übrigen Lebensverhältnissen begründet. Schon als Knabe war er beliebt bei allen jungen, empfindsamen Damen der Nachbarschaft. Sie ließen sich interessante Bücher von ihm vorlesen; und als er dreizehn Jahre alt war, machten ihn drei derselben zum Vertrauten ihrer Liebesgeheimnisse, damit er Liebesbriefe für sie schreiben oder wenigstens verbessern sollte. „Ich habe den Auf-

*) Vgl. seine bekannten Essays; der Artikel ist zuerst gedruckt worden in der **Edinburgh Review, July** 1843, bei Gelegenheit der von Lucy Aikin herausgegebenen Biographie Addison's.

trag erhalten (so erzählt er selber), zu schelten, und selbst zurückzustoßen, wenn eine Beleidigung von dieser oder von jener Seite her Statt gefunden hatte, zu eben der Zeit, wo das Herz der Scheltenden oder Zurückstoßenden als überfließend von Hochachtung und zärtlicher Zuneigung offen vor mir da lag, als die schöne Zurückstoßende, in der Furcht, daß man sie bei ihrem Wort fassen könnte, mich auffoderte, dieses oder jenes Wort zu mildern oder mit einem weniger verletzenden zu vertauschen". Daraus nun ist es abzuleiten, daß er auch späterhin sich fast ganz auf den Umgang mit dem schönen Geschlechte beschränkte, von welchem er ununterbrochen bewundert wurde, und daß, in Verbindung hiemit, sein vorherrschender Fehler Eitelkeit war: wozu ihn auch schon die fast ganz weibliche Grundanlage seines Geistes gewissermaßen prädestinirte. „Frauen sind (wie Walter Scott*) bei dieser Gelegenheit treffend ausführt), in Folge sowohl ihrer lebhafteren Gefühle, als ihres natürlichen Wunsches zu gefallen, stets die Bewunderer, oder vielmehr die Anbeter des Genies, und im Allgemeinen seine willigen Schmeichler. Richardson war gewohnt, täglich mit mehreren dieses Geschlechtes sich zu unterhalten, zu korrespondiren; und das fortwährende, und, wie es schien, unerschöpfliche Thema waren seine eigenen Schriften. Dagegen ihn eine natürliche Scheu, durch seine beschränkte Erziehung erhöht (sein Vater war ein Tischler, er selber bekanntlich zum Buchdrucker erzogen), von den kräftigeren Geistern seines Zeitalters zurückhielt, durch deren Kritik er hätte von seinen Fehlern geheilt werden können".

In anderen Fällen nimmt dann dieses Sich-verschaffen Dessen, was die Welt nicht von selbst gegeben haben würde, noch mehr positive, und zugleich mehr positiv moralisch abweichende Formen an: die Formen von Machinationen, Intriguen,

*) In seinem **Biographical memoir** von **Richardson** (**Miscellaneous Prose Works, Vol. III**).

und noch weiter hinaus, von litterarischen Bündnissen, Betrügereien 2c. der mannigfachsten Art. „Voltaire (bemerkt eine französische Zeitschrift) verdankt seinen Ruf eben so wohl seinem intriganten Geiste, als seinem Genie. Als Crébillon starb, erschien ein anonymer Brief, welcher sich mit sehr starken Ausdrücken gegen ihn aussprach, und in welchem er als ein höchst mittelmäßiger Schriftsteller dargestellt wurde. Dieser anonyme Brief war von Voltaire. Unmittelbar darauf aber veröffentlichte derselbe mit seinem Namen eine Antwort auf diesen Brief, sehr schön geschrieben, aber von Seiten der Beweisführung ungleich schwächer. Er macht hier den Lobredner Crébillon's, uud nimmt die Miene an, als wolle er alle Fehler entschuldigen, welche man ihm vorgeworfen hatte. Der erste Brief brachte eine große Wirkung hervor; was die Antwort betrifft, so bewunderte die ganze Welt die Großmuth des Herrn von Voltaire. „Was das schön ist (sagte man), daß er so die Parthei seines Nebenbuhlers genommen hat!"*).

Zuletzt also, allem Dem gegenüber, was gewöhnlich wirklich geschieht, was soll geschehn?

Nach den über die Natur der vorliegenden Erfolge und Produkte gewonnenen Aufklärungen ist diese Frage nicht schwer zu beantworten: wie denn überhaupt, wenn einmal die wahre, und dabei genetische, naturwissenschaftliche Erkenntniß gewonnen ist, die pragmatische Anwendung kaum mehr zu sein braucht, als eine Wiederholung derselben in den gewissermaßen von selbst sich ergebenden praktischen Beziehungen; namentlich bei der Naturwissenschaft vom Geistigen, welche ja für alle ihre Auffassungen eine ungleich größere Durchsichtigkeit der Produkte im Verhältniß zu den Faktoren zu erwerben im Stande ist (vgl. oben S. 267 ff. u. 288).

---

*) Bibliothèque universelle de Genève, 1836, Tome I, p. 90.

Die Grundwurzel alles Moralisch=Abweichenden ist auch hier, wie überhaupt (siehe Band I der gegenwärtigen Zeitschrift S. 307 ff., und Band II, S. 469 ff.), die Hingegebenheit an das Aeußere im Genusse oder der Lustempfindung. Bei den reproduktiven Genüssen kann sich dies (wie wir oben S. 303 ff. gesehn haben) in zwiefacher Weise geltend machen: in Betreff der reproducirten Grundgebilde und in Betreff der Affektionen und Ausfüllungen bei der Reproduktion selber. Also zuerst, um mit diesem Letzteren, als dem mehr auf der Oberfläche Liegenden, den Anfang zu machen: man vermeide allen Genuß der Ehre, welcher im Charakter der Hingegebenheit ausgebildet wird. Die reproduktiven Erregungen, welche zur Ehre führen, sind, wo sie in mäßiger Höhe erfolgen, wie alle anderen reproduktiven Erregungen von diesem Charakter, an sich unschuldig und unschädlich, und können unter mancherlei Umständen in der Richtung zum Guten förderlich sein. „James Ballantyne (schreibt Walter Scott in seinem Tagebuche vom Februar 1826) kam und blieb eine Stunde. Ich ließ ihn über Woodstock reden; und die Wahrheit zu sagen, seine Billigung that mir wohl. Ich weiß sehr wohl, daß sie partheiisch sein mag, ja muß (er war sein Buchhändler); aber er ist ein Wahrheit-Sager (Tom Tell-truth), und durchaus unfähig, die von ihm wirklich gehegten Empfindungen zu verstellen. Ich denke, ich bin nicht gewohnt, von Lob zu leben, und verachte Diejenigen, welche danach heißhungrig sind, in eben dem Maße, wie ich einen ungebildeten Menschen verachten würde, der, nachdem er einen Kirschkuchen gegessen, die Schüssel ablecken wollte. Aber wenn man schwachmüthig ist (er hat so eben den Bankerott seines Vermögens erfahren), so ist ein wenig Lob, wenn man es aufrichtig und unverfälscht durch Schmeichelei haben kann (was freilich eben so schwer ist, als der echte Bergthau), zuletzt doch eine Herzstärkung. So werden wir denn für den Verlust des Mor-

gens (in Betreff der Arbeit) schon anderweitig sorgen". Und am folgenden Tage heißt es (nachdem er am vorigen, ungeachtet des späten Anfangs, noch 30 Druckseiten, an diesem schon etwa zwanzig geschrieben), das Lob habe sich in der erwarteten Weise als Oehl für die Räder erwiesen*). Es ist also nichts dagegen, daß man sich des Beifalls freue. Aber man thue dies stets so, daß den zur Auffassung hinzugebrachten und in sie hineingegebenen Kräften ihre selbstständige Haltung, Unbefangenheit, Freiheit unvermindert bewahrt bleibe!

Eben so nun, zweitens, in Betreff der zu reproducirenden Kräfte selber. Wir sollen unsere Ehre in soliden, in wahren Vorzügen suchen: schon deshalb, weil ja nur diese wahrhaft werthvolle Ausbildungen unserer Geisteskräfte enthalten, und außerdem (mehr vermittelt), damit wir eben nicht verleitet werden, an falscher Ehre Gefallen zu finden, welche uns entweder in Bezug auf Werthloses ertheilt wird, oder die uns auch zuschreibt, was wir nicht wirklich besitzen. Hiemit steht unmittelbar in Verbindung, daß wir unsere Ehre nur in Dem suchen, was wahrhaft von uns erworben werden kann: was wirklich im Bereiche unserer Grundnatur und unserer Bildungsverhältnisse liegt. „Als ich jung war (schreibt einmal Horace Walpole in einer Laune unverstellter Aufrichtigkeit und ungeschminkten Selbstgeständnisses, wie sie bekanntlich nicht gerade besonders häufig bei ihm war), ging mein Wunsch auf Ruf; aber ich prüfte nicht, ob ich auch fähig sei, ihn zu erreichen, noch zog

*) Selbst Göthe (vgl. S. 319 f.) schreibt an Adam Müller (1807): „Die Welt thut ihr Möglichstes, uns gegen Lob und Tadel gleichgültig zu machen; aber es gelingt ihr denn doch nicht; und wir kehren, wenn wir günstige und zugleich mit unseren Ueberzeugungen zusammentreffende Urtheile vernehmen, immer gern aus unserer Resignation zum Genusse zurück" (Riemer, Briefe von und an Göthe", S. 169).

ich in Betracht, in welcher Art Ruf wünschenswerth sei. Es giebt zwei Arten von wohlverdientem Rufe: der, welcher das wahrhaft Große begleitet, und die noch bessere Gattung, welche dem Guten gebührt. Ich fürchte, ich habe mich nicht genug um die letztere bemüht, und habe erst, als es schon zu spät war, entdeckt, daß ich die erstere nicht zu erreichen vermöchte. Indem ich also, in Folge dessen, den besten Weg vernachläßsigt, und statt des anderen in einem Nebenpfad gerathen bin, der nicht zu einem der Bemühung werthen Ziele führt: so sehe ich, daß meine Lebensbahn eine verfehlte gewesen ist"*).

Eine dritte pragmatische Anwendung muß noch insbesondere vor der vielfachen Ausbildung, und was hievon die unmittelbare Folge ist, der vielräumigen Ansammlung von reproduktiven Akten der bezeichneten Art warnen. Man vermeide also Gelegenheiten, welche diese herbeiführen, und wisse denselben in mannhafter Selbstverleugnung aus dem Wege zu gehn. In vielen Fällen (eben so wie bei den unmittelbar sinnlichen Genüssen) bedarf es hiezu nur eines einzigen herzhaften Ermannens, und die Gefahr ist dann für immer beseitigt. „Man hat ihn sagen hören (erzählt eine wohl beglaubigte Biographie Walter Scott's), daß er in keiner Gefahr gewesen sei eitel zu werden, bis das außerordentliche Glück, welches sein Marmion machte, ihn beinah dazu gebracht hätte. Er widerstand indeß der Versuchung, und sie blieb ihm für immer fern. Vor diesem Zeitraum hatte er im Allgemeinen doch einige Spannung empfunden (he had generally felt a little anxious), zu sehn, was kritische Zeitschriften von seinen Werken sagten; aber nun war dieses Verlangen ganz vorüber, und er kümmerte sich selten weder um lobende noch um tadelnde Stimmen". So blieb er sein ganzes Leben hindurch, ungeachtet seiner so glänzenden Schriftstellerlaufbahn, gegen alle Schmei-

*) **Memoirs of Horace Walpole and his contemporaries; edited by Eliot Warburton (London 1851), Vol. I, p. VII.**

cheleien gestählt, und überhaupt gänzlich frei von allem Stolze und aller Eitelkeit auf seine Autorschaft; wenn auch (so ist es mit der menschlichen Schwäche) nicht eben so frei davon in Betreff des Besitzes eines kleinen Stückes Land und der Empfindung von der Wichtigkeit als Richter des Distriktes*). — Also man wisse, selbst wenn Lustempfindungen dieser Art unbewacht entstanden sind, doch zur rechten Zeit einen Riegel vorzuschieben, damit sie sich nicht wiederholen! Endlich, wo sie sich, in Folge von mangelhafter Selbstkontrolle, schon wirklich wiederholt ausgebildet haben, schneide man wenigstens die Ansammlung und das Festwerden bei der Eigengruppe ab. Man vertheile sie, so lange sie noch beweglich gegeben sind, über die Andergruppen, indem man dieselben Vorzüge an anderen Menschen willig anerkennt und zur Anerkennung bringt, oder bilde sich, wie es früher bezeichnet wurde, in dieser Hinsicht zu einem „Heerden-Manne" aus (vgl. S. 308).

Aber (wie sich uns schon vielfach herausgestellt hat) alle negativen Vorschriften reichen nicht weit, wenn sie nicht einen festeren Halt gewinnen durch ein in der erfoderlichen Stärke ausgebildetes Positives. Auch dies läßt sich leicht durch die drei bezeichneten Momente hindurch verfolgen.

Was zuerst wieder die Reproduktionen selber betrifft, so kommt es vor Allem darauf an, daß man, ihnen gegenüber, ein selbstständiges und klar-bestimmtes Bewußtsein von der Art und dem Maße seiner Kräfte ausbilde. Wo dieses erworben ist, kann jene moralisch-abweichende Ehrbegier nicht entstehn. Wir haben ja gar keine Veranlassung, durch Anstrengungen, Opfer, vielleicht selbst Unwahrheiten von unserer Seite her, Dasjenige zu erstreben, was wir weit besser aus uns selber heraus haben können. Dabei ist nichts dagegen, daß wir ein solches klar-bestimmtes Selbstbewußtsein auch von unseren Vorzügen ausbilden, wenn es nur eben wahre Vorzüge

*) The annual biography and obituary, Vol. 17, p. 212 u. 224 f.

sind; und nichts dagegen, daß wir uns dessen freuen, nur daß der Genuß sich streng innerhalb der Schranken der Mäßigkeit halte. Ueberdies aber, wie die menschliche Natur, wir können sagen, ganz allgemein ist, wird es ja dann auch nicht an dem Bewußtsein von mancherlei Unvollkommenheiten fehlen, welches uns zur Bescheidenheit führen und dieselbe bewahren wird. Was unsere Mängel verdeckt für unser Vorstellen und Empfinden, ist eben nur jener Weihrauch äußerer Ehre, welcher begierig immer wieder von neuem gesucht wird, und der unsere Auffassung verdunkelt. So lange unser Blick nicht in dieser Weise verdunkelt ist, werden wir auch, indem wir uns unserer Unvollkommenheiten bewußt sind, ungeachtet des noch so entschiedenen Bewußtseins von unseren Vollkommenheiten, nicht in Gefahr sein, uns der letzteren zu überheben. Dann wird der „reproduktive Kitzel" (vgl. S. 300) keine Macht über uns gewinnen.

Die zu reproducirenden Kräfte haben wir bereits früher in mehr positiver Wendung in Betracht gezogen: indem wir die Vorschrift aufstellten, daß man seine Ehre nur in soliden Vorzügen suchen solle, oder in solchen, die eine wahrhaft vollkommene Ausbildung unserer Geisteskräfte enthalten. Wir fügen noch die nähere Bestimmung hinzu, daß man dieselben nicht zu beschränkt, vielmehr in einer gewissen Mannigfaltigkeit zum Erwerb bringe, damit man auch fördernde Anregungen in dieser Mannigfaltigkeit aufnehmen, und also auf diese zu jeder Zeit mit Sicherheit, oder doch mit überwiegender Wahrscheinlichkeit rechnen könne. Bei vielen Menschen ist es vorzüglich Einseitigkeit des Interesses, was sie dahin bringt, sich in der bezeichneten Weise auf die Reproduktionen Desjenigen, was sie selber vorzugsweise sind und haben, zu beschränken, und sich dann darin immer mehr und mehr zu isoliren und zu verstärken.

Endlich, man stelle sich, und in ununterbrochen angestrengter Bemühung hierum, werthvolle Zielpunkte

für seine Bestrebungen! So bei sich selber: in Betreff der Ausbildung zu einer größeren Vollkommenheit und Reinheit. In dieser Richtung kann dann auch die mäßige Freude über das Lob Anderer heilsam wirken. „Ich gebe im Allgemeinen (heißt es in Walter Scott's Tagebuch vom Mai 1826) wenig auf Lob; es kostet die Menschen nichts, und ist gewöhnlich nur Lippen-Salbe. Einiges Lob aber, und von manchen Menschen, ergötzt nicht nur, sondern stärkt auch den Geist. Ich füge hier die Worte ein, mit welchen der Baron Shepherd einen Brief in Bezug auf mich geschlossen hat: Magna etiam illa laus et admirabilis videri solet, tulisse casus sapienter adversos, non fractum esse fortuna, retinuisse in rebus asperis dignitatem (Cicero, de Orat. II). Ich erwähne dieser Worte, nicht als wenn ich das hohe Lob, welches sie enthalten, verdiente, sondern um mich zu erinnern (er schreibt dies einige Monate nach dem Ausbruche des schon erwähnten Bankerottes, und zwei Tage vor dem mit Gewißheit erwarteten Tode seiner von ihm innig geliebten Frau), daß, da eine solche Meinung von mir genährt wird durch einen Mann von so ausgezeichnetem Charakter, mir die Aufgabe gestellt ist, mein Betragen, so weit es mir irgend möglich ist, dem bezeichneten Muster anzunähern". — Und eben so setze man sich, und mit ununterbrochen angestrengter Bemühung darum, werthvolle Zielpunkte für die Welt vor: für einzelne Menschen, die uns irgendwie näher stehn und am Herzen liegen, oder auch für die Welt im Ganzen und Großen. Wer sich solche Zielpunkte setzt, und ununterbrochen treu im Auge behält, Dem bleibt keine Zeit für eine Vertiefung in dergleichen eitle reproduktive Genüsse, und Dem werden dieselben abschmeckig im Verhältniß zu den ungleich höheren, welche ihm das wahre Gefühl seiner Kräfte bei der Bethätigung dieser Bestrebungen, und welche ihm die frohe Voraussicht des Gelingens, sei es nun eines unmittelbar gegenwärtigen, oder auch erst in später Zukunft, darbietet!

III.

Zur pädagogischen Kunstlehre.

Die Aufgabe des Erziehers in Betreff des reproduktiven Seelenlebens

(als Ergänzung zum vorigen Aufsatze).

Wir haben im praktischen Theile der vorangehenden Abhandlung, um eine größere Bestimmtheit zu gewinnen, nur die auf Lob, Beifall, Ehre, mit Einem Worte die auf die reproduktiven Ausbildungen unseres Selbstbewußtseins gerichteten Neigungen ins Auge gefaßt. Aber das reproduktive Leben der Seele hat (wie wir auch im theoretischen Theile der Abhandlung bereits mannigfach uns zur Anschauung gebracht) einen viel weiteren Umfang. Dabei treten die verschiedenen Individualitäten der Menschen vielleicht in nichts Anderem mannigfaltiger und bedeutender auseinander, als in den Eigenthümlichkeiten, welche sich auf die Anregungen dieses reproduktiven Lebens beziehn; wie denn namentlich hieher Alles gehört, was den Menschen in Betreff seiner Umgangsverhältnisse und seines sonstigen geistigen Verkehrs, wie seiner geistigen Fortbildung charakterisirt. Eine erfreuliche Ausbildung der hierauf sich beziehenden Eigenschaften nun bildet eine der hauptsächlichsten Aufgaben für die Erziehung und den Unterricht, weshalb wir auch das hieher Gehörige schon

in zwei früheren Aufsätzen zum Gegenstande unserer Untersuchung gemacht haben (vgl. Band I, S. 271 ff. und 426 ff.). Aber was in dieser Hinsicht vom Erzieher gewirkt werden kann, ist von so großer Wichtigkeit, daß wir diese Aufgaben auch hier wieder aufnehmen müssen, um die weiteren Aufklärungen, welche durch die gegenwärtige, mehrfach tiefer eindringende Untersuchung gewonnen worden sind, für die Lösung derselben zu fruchtbarer Anwendung zu bringen. Es handelt sich also freilich nur um eine Nachlese, aber welche sich mannigfach für die pädagogische Praxis förderlich erweisen wird.

I. Die Klippen, an welchen die Erziehung scheitern kann.

Für den Blick, welcher durch die wissenschaftliche Erkenntniß geschärft ist, die wir von der inneren Organisation des reproduktiven Seelenlebens gewonnen haben, zeigen sich besonders vier Verwickelungen, durch welche die Erziehung nur zu leicht verwirrt und irre geleitet wird, weil sie unmittelbar durch die Natur der dabei zusammenwirkenden Faktoren bedingt werden.

Die erste geht aus der Aufgabe selber hervor. Das „Erziehen" ist ein Heraufziehn, und ein absichtliches Heraufziehn des in seiner Entwickelung tiefer Stehenden zu der Höhe, welche der Erziehende einnimmt*). Also das Erziehen geschieht wesentlich von außen her in der Absicht, daß dem (verhältnißmäßig) noch Ungebildeten die höhere Bildung schneller und sicherer zu Theil werde; und da in der gegenwärtigen Zeit bei den höheren Ständen der höher kultivirten Völker eine sehr bedeutende Höhe zu erreichen ist, so muß das Heraufziehn mit einer Dem angemessenen Stärke und Stätigkeit ausge-

*) Siehe hierüber meine „Erziehungs- und Unterrichtslehre" (zweite Auflage), Band I., S. 3 ff.

führt werden. Da geschieht es denn nur zu leicht, daß die Zugkraft zu stark angewandt wird, und in Folge dessen die Gezogenen zu stark gespannt in der Richtung zum Aeußeren. Man kann sich dies am besten anschaulich machen an den Fällen, wo im Interesse bestimmter äußerer Zwecke eine gewisse Frühreife erstrebt und erreicht wird: in dem Sprechen fremder Sprachen, im Rechnen, in äußerer Gewandtheit und Politur, wie man sich dies namentlich, nach den vorliegenden Berichten, so häufig in Nordamerika, aber auch sonst vorsetzt, um die Kinder so früh als möglich für irgend ein gewinnreiches Geschäft, ein „Business", verwenden oder verwerthen zu können. Die stätig entwickelten starken Spannungen nach außen existiren als Angelegtheiten oder Kräfte in so großer Ausdehnung fort, daß dadurch alle Zusammenbildungen und Fortbildungen, welche zu geistigen Produkten von mehr innerlichem, liberalerem Charakter geführt haben würden, von vorn herein verkümmert, oder auch wohl geradezu unmöglich gemacht werden.

Aehnlich aber, zweitens, auch mit den unbeabsichtigten Zugkräften, wie sie ja fortwährend, mehr oder weniger, durch die Familien= und sonstigen geselligen Verhältnisse, und die von diesen dargebotenen Unterhaltungen, Gemüthsaffektionen, theilnehmenden Bestrebungen und Widerstrebungen ꝛc. ausgeübt werden. Auch was dem Kinde in dieser Weise dargeboten wird, ist ja doch beinah ohne Ausnahme, in Vergleich mit seinem, noch wenig ausgedehnten und ausgebildeten Innern, ein Stärkeres, Mächtigeres, und welches also, auch ohne daß dies gerade beabsichtigt würde, leicht zu einem bleibenden Uebergewichte gelangen wird. Dieses ist vielleicht an sich ganz vortrefflich, aber es kann dessenungeachtet auch als solches zu stark werden; kann dies um so leichter, gerade weil es so vortrefflich ist. Gerade eine glückliche Jugend verwöhnt

nicht selten den Menschen für sein ganzes Leben, indem sie, in dieser oder in jener Form, gewisse äußere Anregungen, wie sie durch diese glücklichen Lebensverhältnisse mehr oder weniger ununterbrochen dargeboten worden sind, zum Bedürfniß für den Menschen macht, oder auch wohl selbst eine Art von schwächlicher Hingegebenheit an dieselben begründet. „Ich habe (heißt es in einem Briefe von Niebuhr aus Rom) für mich diesen Winter oft Todesgedanken, und Gretchen auch wohl. Brandes noch mehr für mich. Ich habe gar keine Kräfte, und bin unendlich abgemagert; mein Gedächtniß hat sehr gelitten: welches natürlich ist, wenn man an nichts mehr rechte Freude hat. Wenn man es im höchsten Grade genossen hat, durch vielfältiges sympathetisches Leben das höchste Bewußtsein seiner Natur zu entwickeln, so empfindet man bis zum Vergehn die Vereinzelung, in der man seine besten Gedanken und Gefühle entweder gar nicht äußern kann, oder sie wie in öde Räume hineinspricht, und über den Schall erschrickt. So vereinzelt lebe ich". „Ueber mich (so schreibt er in einer späteren Zeit aus dem Bade Nenndorf) kannst Du ruhig sein: die Unerträglichkeit der hiesigen Existenz bringt keine Gefahren; freilich geht sie über alle Vorstellung. Der Hintergrund meiner Gedanken ist Trennung von Euch; aber schon an sich ist es für einen so geselligen Menschen, wie ich bin, zum Verzweifeln. Ich kenne nun schon alle Wege in den Anlagen und im Gehölz, durch und um das Dorf ꝛc." Und in einem noch späteren Briefe aus seinem Professorleben in Bonn sagt er wieder: „Aber einsam fühle ich mich oft. An Classen habe ich das Meiste: eine so schöne Tüchtigkeit und ein so liebes Gemüth; Freiheit des Urtheils bei Ehrerbietung für den Lehrer ist Alles was man nur wünschen kann. Theilnahme an Allem, den Weltbegebenheiten wie der Litteratur, nährt unsere Unterhaltung freilich immer; aber ich möchte Aehnliches von

älteren Männern"*). — Will man noch andere Formen dieser Abhängigkeit vom Aeußeren, so nehme man etwa Mackintosh. Selbst in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens (so bemerkt eine nordamerikanische Zeitschrift**) bei der Anzeige der bekannten, über ihn herausgegebenen Memoirs, und nachdem sie über die mannigfach zerstreuten Bestrebungen seines frühern Lebens geklagt hat), nachdem er sein Richteramt in Ostindien, die Recordership von Bombay, niedergelegt und der Nothwendigkeit der Amtsthätigkeit enthoben worden, war seine Thätigkeit zerstückelt. Auf der einen Seite war sie durch den Versuch einer parlamentarischen Wirksamkeit in Anspruch genommen, für welche er weder rechten Geschmack noch rechtes Talent hatte, durch öffentliche Geschäfte, die ein untergeordneter Geist eben so wohl hätte verrichten können, und auf der anderen Seite durch unzählige gesellschaftliche Verbindungen. Am meisten aber ließ er sich zu Opfern für unmittelbaren Effekt und Nutzen verleiten, indem er sich widerstandslos jedem vorübergehenden Interesse hingab. Er arbeitete eben so angestrengt und sorgsam für die Vorbereitung zu einer Rede an eine Jury, als wenn er die ausgezeichnetsten Geister Europa's zu Zuhöhrern gehabt hätte, und verschwendete für einen Zeitungsartikel Gedanken und Empfindungen, die ein haushälterischer Geist für den kostbarsten Gebrauch würde aufgespart haben. Das Wort „Nein" scheint sich nicht in seinem Wörterbuche gefunden zu haben. Sein Genie und seine Gelehrsamkeit waren zu aller Welt Dienste; und wer sie nur gebrauchen wollte (gleichviel, für welchen ephemerischen Zweck, wenn nur von würdiger Art), konnte sie zu seinem Gebrauche haben, sobald er sich die Mühe gab, sie zu verlangen.

---

*) Lebensnachrichten über Berthold Georg Niebuhr, aus Briefen desselben und aus Erinnerungen seiner nächsten Freunde, Band II., S. 296 u. 354; Band III., S. 214 und 257.

**) The North-American Review, Vol. 66.

Seine hauptsächlichsten Werke wurden, zu ihrem großen Nachtheil, durch Buchhändler, welchen er rein aus Gefälligkeit zu Willen war, in einen viel engern Umfang zusammengezogen, als der Gegenstand erfodert hätte, und als er ihnen in dessen Interesse zu geben geneigt gewesen sein würde. So mit seiner Dissertation on the Progress of Ethical philosophy in der Encyclopaedia Brittannia; so mit seiner History of England in der Cabinet Cyclopaedia. Sehr ähnlich zeigte sich dann die Abhängigkeit vom Aeußeren auch in Betreff der Werthschätzung seiner selbst. Y. (so heißt es 1818 in dem Tagebuche des von Seiten seines Charakters eben so wie durch mannigfache Talente ausgezeichneten Mannes) hat, wie mir scheint, einen Widerwillen gegen mich. Ich denke von Niemand schlechter wegen einer solchen Empfindung. In der That, ich fühle oft ein Mißbehagen an mir selber; und ich bin gewiß, ich würde nicht meinen eigenen Charakter in einer anderen Person hochschätzen. Es ist wahrscheinlicher, daß ich der Achtung unwerthe oder unangenehme Eigenschaften, als daß Y. eine unvernünftige Antipathie haben sollte*). Und 1822 bemerkt er: „Mit nicht schmerzlicher Demuth fühlte ich, daß ein Feind von mir ein Mann von Genie und Tugend ist, und daß alle, welche geringschätzig von mir denken, Recht haben mögen!".

Zu dieser zweiten Klippe, an welcher die Erziehung scheitern kann, kommt eine dritte, die sich ihr unmittelbar ergänzend anschließt. Was ist natürlicher, und gerade für ein gut geartetes Kind natürlicher, als daß die Motive, welche auf die Zuneigung der Erzieher, und überhaupt seiner Umgebungen gehn, zu denen es ja überdies als zu geistig höher Stehenden hinaufblickt, ihm als durchaus unbedenklich, als preiswürdig erscheinen, daß also das Kind kein Arg hat, sich Dem

*) **Memoirs of the life of Sir James Mackintosh, edited by his son Robert James Mackintosh (London 1835), Vol. II, pag. 344.**

in jedem Grade hinzugeben? In dieser Weise aber bildet sich leicht eine zu große Spannung darauf aus, auch wenn die Zugkraft von Seiten des Erziehers weder absichtlich noch unabsichtlich zu stark angewandt wird; und dieses Verlangen wird übertragen auf ähnliche Ergänzungsverhältnisse, wie sie vom späteren Leben dargeboten oder — auch nicht dargeboten aber ersehnt, und dann leicht mit krankhafter Spannung ersehnt werden. So namentlich bei'm weiblichen Geschlechte, wo nicht (man blicke auf die angeführten Beispiele von Niebuhr und Mackintosh zurück) umfassendere und tiefere Studien und Lebensaufgaben dazwischen treten, welche den Menschen mächtig aus sich hinausziehn, und also die in der Jugend empfundene Befriedigung und Sehnsucht ohne Unterbrechung und in unverminderter Stärke zu Grundlagen für das spätere affektive Leben werden, und ihm seine Färbung geben. Hiezu kommt dann überdies noch, daß ja das weibliche Geschlecht schon seiner Grundnatur nach im Allgemeinen mehr des Anlehnens bedarf, als das kräftigere männliche. Da sammeln sich denn, auch wenn das Leben im Allgemeinen ein glückliches ist, nur zu leicht düstere Wolken an, welche auf kürzere oder längere Zeit die Stimmung der Seele verdunkeln. Will man auch hier ein einzelnes Beispiel zur bestimmteren Veranschaulichung, so nehme man das der mit Recht geschätzten Dichterin Mrs. Hemans. Keine andere Gemüthsstimmung wird mit größerer Wahrheit und häufiger in ihren Gedichten gemalt, als die des Verlangens nach Zuneigung, welchem keine Gewährung entgegenkommt. „Rede mir nicht mehr (so heißt es an einer Stelle) von meines Geistes hohen Gaben! Erweisen sie sich nicht eitel, den brennenden Durst nach Glückseligkeit zu stillen? Habe ich nicht versucht, und eifrig gestrebt ein Herz wahrhaft an mich zu fesseln, an welchem das meinige sicher ruhen, und sich der schweren Last der Gemüthsaffektionen, von welchen es bewegt wird, entledigen

könnte? — Ich scheide von der Erde ungekannt, mag auch immerhin ein hoher Ruf mich begleitet haben; und mir bleibt nur noch die Hoffnung übrig, daß der Tod meinen Namen in den Stand setzen möge, solche Thränen zu gewinnen, wie sie mir das Leben kostbar gemacht haben würden". Durch die Ausarbeitung einer Legende von einer Zauberin, welche, um die Liebe eines sterblichen Bewerbers zu sichern, auf eine Zaubermacht nach der anderen, ja zuletzt auf die Unsterblichkeit Verzicht geleistet, und mit Undank und Verlassen bezahlt worden sei, wurde sie so angegriffen, daß ihre Gesundheit und Geistesstimmung ernstlich litten, und sie die schon bedeutend vorgeschrittene Ausarbeitung aufgeben mußte*).

Viertens endlich, was das Innere betrifft, welches wir dem Aeußeren gegenübergestellt haben, so wächs't ja dasselbe bei'm Kinde erst sehr allmählich aus dem Aeußeren hervor. Anfangs ist jenes wenig von diesem verschieden; diese Verschiedenheit muß erst durch hundert- und tausendfache Vervielfachung der in den sinnlichen Akten elementarisch-einfach, und in Folge hievon zu schwach gegebenen geistigen Charaktere vermittelt werden**). Wenn also der Erzieher nicht angemessen dafür sorgt, daß die hiezu erfoderlichen Zusammenbildungen eintreten, so kann die Entwickelung bei den Akten und Kräften, welche unmittelbar das Gepräge des Aeußeren an sich tragen, stehn bleiben, nnd der Mensch überhaupt wenig Inneres gewinnen.

Fassen wir nun diese vier Momente zusammen, so ist augenscheinlich: geradezu allen Faktoren der Erziehung wohnt eine gewisse Tendenz zu dieser Spannung nach außen hin bei.

---

*) The Annual Biography and Obituary, Vol. 20 (London 1836), p. 371 s.

**) Vgl. mein „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft" (zweite Auflage), S. 270. ff., und die dort zur weiteren Begründung angeführten Stellen.

Daher denn auch die Thatsache, daß gerade unter sonst günstigen, erfreulichen Erziehungsverhältnissen fast immer in der einen oder der anderen Art, und in diesem oder in jenem Grade Beimischungen in den bezeichneten Charakteren ausgebildet werden. Die im Vorigen angeführten Beispiele stellen uns lauter ausgezeichnete, und in mannigfachen Richtungen und Modifikationen ausgezeichnete Menschen dar. Aber weil für ausgezeichnete Erziehungserfolge auch bedeutende (absichtlich oder auch unabsichtlich vermittelte) Zugkräfte erfodert werden, so gewinnt die Anwendung dieser nur zu leicht den Ausgang, daß ein Zuviel in dieser Richtung erzeugt wird. Es fragt sich also: wie ist dieses zu vermeiden, ohne daß man dadurch von Seiten der fördernden Einwirkungen Abbruch erleide?

II. Vermeidung der bezeichneten Klippen.

Wir können für diese positive Betrachtung das erste und vierte, und dann das zweite und dritte der im Vorigen angegebenen Momente zusammenfassen, da sie zu einander in genaueren Beziehungen stehn.

Zunächst also das erste und vierte. Das Aeußere oder das Sinnliche (wie wir so eben bemerkt) trägt zugleich das Innere oder das Geistige in sich, nur verdeckt, oder elementarisch-einfach. Das Letztere muß erst hervorgebildet werden durch hundert-, durch tausendfache &c. Zusammenbildungen. Der Begriff, oder das Intellektuelle, entsteht durch zehn, zwanzig &c. Vorstellungen, welche im Verhältniß der Gleichartigkeit verschmelzen, wo dann ihre gemeinsamen Bestandtheile zu einem einzigen Akte, und einer einzigen Kraft, zusammenwachsen; der höhere Begriff wieder aus der Verschmelzung von mehreren niederen; und ähnlich mit den Sätzen, und den allgemeinen Sätzen &c. Die Interessen der Familie, der Korporation, des

Vaterlandes, der Menschheit zuletzt, wachsen eben so aus Hunderten und Tausenden von einzelnen Interessen, oder Empfindungen und Begehrungen, zusammen. Es kommt also darauf an, diese Verschmelzungen einzuleiten, und die größere Fülle von Steigerung oder von geistiger Vollkommenheit, welche sie enthalten, für die Empfindung des Kindes zum Bewußtsein zu bringen. Und eben so in Betreff der Triebkräfte. Alles innerlich Fortexistirende enthält eine Spannung, und zwar gegen Dasjenige, von welchem her ihm Uebertragungen von Ausfüllungselementen gekommen sind (vgl. oben S. 299 ff.). Gegen dieses ist vermöge dessen eine Verbindung begründet, welche auf eine Wiederholung dieser Uebertragung geht; ganz eben so wie die sinnlichen Begierden auf Wiederholungen der sinnlichen Genüsse gehn. Den in dieser Art von außen her bedingten Verbindungen nun stehn innere gegenüber; und überdies haben wir, neben dem uns von außen her zufließenden Quell von Erregungselementen, einen zweiten Quell von inneren: in den freien Urvermögen. Da kommt es nun wieder darauf an, dieser inneren, selbstthätigen Erregtheit ein Uebergewicht zu verschaffen, gegenüber der auf äußere Befriedigungen gerichteten. Also, wohl zu merken, es fällt uns nicht ein, den ursprünglichen äußeren Erwerb und die äußere Zugkraft, in welcher sich die Erziehung bethätigt, zu beschränken, wie wohl in der einen oder der anderen Art von Denjenigen gefodert worden ist, welche eine angeborene Vernunft, oder angeborene Begriffe, und welche ein angeborenes Genie, oder sonst angeborene Individualitäten in den Bildungsformen der ausgebildeten Seele angenommen haben. Dergleichen giebt es nicht. Wir wissen, daß die wirklichen Grundkräfte der menschlichen Seele, die sinnlich-geistigen Urvermögen, wie gegenständlich, so auch formell noch durchaus unbestimmt sind, und in den verschiedenen Graden der Kräftigkeit,

der Reizempfänglichkeit und Lebendigkeit, mit welchen sie ausgerüstet sind, nur von weitem her und lose Vorherbestimmtheiten für die leichtere und vollkommenere Erzeugung gewisser Talente und sonstiger Vorzüge enthalten. Also für die Ausbildung sind äußere Einwirkungen nothwendig; für eine Ausbildung, wie sie durch unser so weit in der Kultur vorgeschrittenes Zeitalter gefodert wird, sehr ausgedehnte, mannigfaltige, stätig fortgeführte und geregelte äußere Einwirkungen. Und nicht nur dies; sondern der Mensch soll auch sein ganzes Leben hindurch immer von neuem aufnehmen, immer von neuem zu noch Vollkommenerem hinaufgezogen werden. Also die Empfänglichkeit für das Aeußere und die Zugkraft sollen sich nicht bloß anfangs, sondern fortwährend wirksam erweisen, und Eigenschaften ausgebildet werden, welche dies begünstigen. Aber diese Empfänglichkeit soll nicht in schwächliches Bedürfniß, Abhängigkeit ausarten, die Zugkraft nicht in Hingegebenheit, auch gegen Unvollkommenes. Dafür also ist eine stark entschiedene Empfindung des erworbenen Inneren bei'm Zöglinge auszubilden, und eine überwiegende Spannung des Höheren, damit sich dasselbe, den niederen, untergeordneten Zugkräften gegenüber, in seinem höheren Charakter geltend mache, und vermöge dessen der Mensch, in beiden Beziehungen, ein selbstständiges inneres Leben gewinne.

Also, was wir fodern, ist keine unnatürliche Isolirung oder Abschließung, kein unnatürliches Abweisen des irgendwie von außen an uns Herantretenden. Vielmehr auch später, wenn ein Höheres an uns herantritt, sollen wir uns für dasselbe offen zeigen, uns ihm beugen, dazu hinaufziehn lassen. Aber der Mensch soll ein inneres Höheres erwerben, welches dann selbstständig zu immer Höherem anstrebt: sich das äußerlich Bildende demgemäß aufsucht, verschafft, auswählt, wie es ihm förderlich ist. Dies nun kann und soll der Erzieher dadurch bewerkstelligen, daß er stätig in dem Maße wie das Kind dazu

fähig wird, die Zusammenbildungen veranlaßt, welche für die Erzeugung des Höheren erfodert werden; und in dem Maße, wie ihm dies gelungen oder wie es sonst zur Ausbildung gekommen ist, dasselbe seinem inneren Charakter nach zur Empfindung, und eben so seine innere Spannkraft zur Bethätigung bringt. Im Vergleich hiemit ist ja das Aeußere oder Sinnliche als solches immer ein Niederes seiner Natur nach; zum Höheren wird es nur, inwiefern wir ihm ein solches aus unserem Inneren unterlegen; und so geht denn die Aufgabe dahin, daß der Grad des Offenseins, des Aufnehmens, der Einwirkung, die man dem Aeußeren auf sich gestattet, dadurch bestimmt werde, wie das ihm unterzulegende Innere eine höhere Bedeutung hat; nicht durch die Maßverhältnisse, in welchen es sich dem Menschen aufgedrängt und eine Hinneigung zu ihm zurückgelassen hat.

Hieran können wir sogleich eine andere wichtige Bemerkung knüpfen. Nicht bloß Aeußeres und Inneres stehn einander in dieser Hinsicht gegenüber, sondern wie dieselben ursprünglich nur dem Grade nach von einander verschieden sind (indem ja, wie wir gesehn, das Sinnliche fortwährend zum Inneren wird für die menschliche Seele), so setzt sich dies durch den ganzen Gedanken- und Empfindungskreis des Menschen fort in unzähligen Abstufungen. Es giebt Menschen, welche in großer Ausdehnung innerlich und selbstständig angeregt sich bethätigen, die eben deshalb sehr viel aus eigenem Triebe thun, ja selbst mit einem gewissen originalen Schwunge; und dessenungeachtet kommt nichts irgendwie Bedeutendes, Großes durch sie zu Stande, trägt Alles, was von ihnen ausgeht, den unmittelbaren Abdruck des Aeußeren, mit allen seinen Besonderheiten, seinen Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten, seiner Zerstückelung und Zerstreutheit an sich, in welche sie sich so zersplittert und verstrickt haben, daß sie sich nicht davon losmachen können. Man nehme zur Veranschaulichung einen Mann, welchem

an Eifer, an selbstständiger Vielthätigkeit, und in Folge hievon an zeitweiliger Berühmtheit, wenige gleichkommen möchten: Lavater. Weshalb hat er dessenungeachtet in keinem Fache irgendwie Großes, Bleibendes geleistet? — „Unstreitig (schreibt Wilhelm von Humboldt) interessirt von allen meinen Zürcherischen Bekanntschaften Lavater Sie am meisten. Ich war fast täglich eine oder mehrere Stunden bei ihm; und da er seine gewöhnlichen Geschäfte meinetwegen nicht unterbrach, so sah ich ihn in so vielen charakteristischen Lagen, daß ich ihn hinlänglich beobachten konnte. Durch Das, was mir Jacobi von ihm gesagt, was ich selbst von ihm gelesen hatte, und worin mir Spuren tiefen und wirklich seltenen Geistes unverkennbar schienen, war meine Erwartung in der That hoch gespannt. Ich erwartete eine Fülle neuer, großer, fruchtbarer, wenn gleich auch oft nur halb wahrer, oft gar schwärmerischer Ideen. Allein in allem Dem fand ich mich sehr getäuscht; und nicht bloß getäuscht, weil ich so viel erwartete, sondern wirklich weil ich so wenig fand. Ich hätte die interessanten Ideen zählen können, die ich in den ganzen vierzehn Tagen von ihm hörte; und ich würde mich schämen, damit einen einzigen Tag bei Ihnen oder Jacobi zugebracht zu vergleichen. Hie und da ist freilich ein tiefer und schneller Blick; aber sein Geist ist zu kleinlich. Ewiger Rückblick auf sich, Eitelkeit, Ausdruck geistloser und fader Herzensgefühle, Spielerei in Worten rauben ihm alle wahre Kraft. Ordnen seiner physiognomischen Zeichnungen, Beischreiben von Urtheilen in einzelnen, oft sehr holprichten Hexametern, Correspondenz, Besorgung einer unendlichen Menge von Kleinigkeiten für Leute aller Art, kleine Gelegenheitsgedichte 2c. Ueberhaupt ist es unbeschreiblich, wie viel er auf die Form und das Aeußere hält. Er ließ mich oft allein in seiner Stube, und das war mir immer interessant. Einen großen Theil seiner Bücherbretter nehmen pappene Futterale ein. Einige enthalten gesammelte Briefe. Da waren: „Wichtige Briefe", „Briefe von Anderen", „Briefe an

Jünglinge", und zwei dicke Bände mit der Aufschrift „Bremen". Auf vielen anderen stehen einzelne Namen; und da fand ich manchen Bekannten und noch mehr manche Bekanntin. Ich rieth lange, was das sein könnte. Noch den letzten Tag erklärte er's mir. Er legt in die Futterale Das von seinen Arbeiten, was die Person interessiren kann. An eine seiner Freundinnen, die ich auch sehr genau kenne, gab er mir den Inhalt eines solchen Futterals offen mit. Was war das nun? — Nichts als theils frömmelnde, theils empfindsame, aber alle höchst ideenleere Gedichtchen, sauber abgeschrieben, auf feinem Papier mit in Kupfer gestochenem Rande"*).

Dem Erzieher also entsteht, Dem gegenüber, die wichtige Aufgabe, die verschiedenen Angelegtheiten in der Seele seines Zöglings in den Abstufungsverhältnissen zu begründen, daß überall das seiner Natur nach Uebergeordnete auch wirklich zum Uebergewichte gelangt, sowohl was die Empfindung, als was die Spannung oder Triebkraft betrifft.

Wenden wir uns jetzt zum zweiten und dritten der in der Uebersicht namhaft gemachten Momente, so zeigen sich diese von den beiden bisher in Betracht gezogenen dadurch unterschieden, daß sie nicht durch die absichtlichen, sondern durch die unabsichtlichen Einwirkungen bedingt werden (vgl. S. 336 u. 339). Hiemit nun ist ein Zwiefaches verbunden: daß sie nämlich auch von Seiten der Zöglinge mehr im Charakter des Unabsichtlichen aufgenommen werden, d. h. mehr unbemerkt, weil sie ja weniger bestimmt andrängen; und daß sie weniger in Vorstellungen, namentlich in Erkenntnissen bestehn (die sich eben am leichtesten in absichtlichen Einwirkungen an den Menschen bringen lassen), als in affektiven Einflüssen.

Alles dies zusammengenommen nun kann in Betreff dieser

---

*) Joh. Ge. Forster's Briefwechsel rc., Band II, S. 810 ff.

Momente ungleich weniger vom Erzieher gewirkt werden. Er kann wohl gelegentlich auch (vermittelt) positiv wirken; aber die hauptsächlichste Wirksamkeit ist doch hier die negative: die verhütende, abschneidende. Nicht selten wird diese letztere durch einen eigenthümlichen, sehr entschieden negativen Erzieher ausgeübt, welcher viel Uebles, aber auch viel Gutes im Leben wirkt: durch die Noth. Indem diese von Zerstreuungen zurückhält, wird dieses Zurückhalten in manchen Fällen für das ganze Leben zur Eigenschaft des Menschen. So erzählt Fernow's Biographin, daß ihm sein Lehrherr, ein Apotheker, nie ein neues Kleidungsstück gegeben, sondern ihm nur seine von ihm selber abgelegte Garderobe habe zurecht machen lassen. Hiedurch nun wurde er aus jedem Kreise junger Leute seines Alters entfernt, und er gestand, oft Thränen des Unmuths hierüber geweint zu haben. Aber es wurde ihm hiemit zugleich für das ganze Leben ein Widerwille gegen alles öffentliche Repräsentiren und ein Fleiß im Studiren angebildet, wie sie sonst schwerlich entstanden wären*).

Auf den unabsichtlich erfolgenden und unvermerkt aufgenommenen affektiven Einflüssen des Familienkreises und der sonstigen Umgebungen nun beruht alle gemüthliche Bildung, und hiemit zugleich der größte Theil der moralischen. Es kann also auch nicht davon die Rede sein, wo diese Einwirkungen günstig sind, den Zögling davon abschneiden zu wollen. Wo dies durch ungünstige Schicksale geschieht, oder wo die Einwirkungen selbst entschieden ungünstig sind, da verkümmert das Gemüth, wie ausgezeichnete Talente sich auch in dem Menschen ausbilden mögen. Man nehme unter den vielen Beispielen, welche leider hievon vorliegen, etwa das des berühmten Dichters, Componisten und Malers Amadeus Hoffmann**).

*) Fernow's Leben, herausgegeben von Johanna Schopenhauer (1810) S. 20.

**) Siehe „Zeitgenossen", Neue Reihe, Band V.

Sein Vater lebte fern; was er gelegentlich von ihm hörte, war nicht geeignet, Liebe einzuflößen. Die Mutter, von demselben getrennt, und in Folge hievon in Kummer und Schwäche versunken, war zu niedergebeugt, als daß sie in freudiger Erfüllung der Mutterpflichten gemüthlich auf ihn hätte einwirken können; der Oheim ein gutmüthiger Pedant, dessen schwache Seiten der heranwachsende Knabe bald mystificiren lernte, welcher in der ihn verziehenden Tante seinen Schutz fand, und durch diesen theilweis gedeckt, sich in Ueberlistungen und Vermummungen übte. Ueberdies gedieh sein leibliches Leben nie zu kräftiger Entwickelung; den Jahren nach ein Knabe, erschien er vermöge der Kleinheit seiner Gestalt noch als ein Kind: so daß also auch seine Verhältnisse zu seinen Schulgenossen von vorn herein verkümmert wurden. Dem gegenüber entwickelte sich sehr früh einiges Talent in der Ton- und Malerkunst, welchem in manchen Kreisen der Gesellschaft ein auch sonst mehrfach gefährlicher Beifall zu Theil wurde, der ihn durch Schmeicheleien verdarb, und eine gewisse Leidenschaftlichkeit entwickelte. Durch alles dies zusammen also wurde von vorn herein seine ganze gemüthliche Bildung verschoben, und die Liebe zum Bizarren begründet, welche sich fortwährend, wie in seinen künstlerischen Produktionen, so auch in seinen Zuneigungen und sonstigen Lebensverhältnissen bethätigte. Während er sich in der Vorstellung gefiel, fortwährend trostlos über die in Königsberg zurückgelassene Geliebte zu sein, hinderte ihn dies nicht, zu Ehren eines neuen Liebesverhältnisses, welches er in Glogau (mit seiner späteren Frau) angeknüpft hatte, einige Ausschweifungen zu begehn; und später, als er längst verheirathet war, machte er die unglückliche Liebschaft mit einer liebenswürdigen Gesangschülerin auf die seltsamste Weise bald zum Vorwurfe seiner Begeisterung, bald suchte er in ihr Veranlassung, sich selbst zu peinigen, und bald fand er darin Stoff zu unheimlichem Muthwillen, so daß man, ihn beobachtend, den Verdacht nicht unter-

drücken konnte, die ganze Stufenfolge seiner offenbarten Gemüthsstimmungen, vom empfindsamen Platoniker bis zum Rasenden vor Eifersucht, sei ihm ein kurzweiliger Zeitvertreib. Eben so später in Leipzig; und eben so in Berlin, wo er sich im Lokal von Lutter und Wegner bei der Flasche, so lange er nur Gesellschaft um sich sah, jede Nacht bis zum Morgen hin, unerschöpflich an Witz und Unterhaltung zeigte, nichts Auffallendes und Komisches seinem Späherblicke entging, und er im Anschluß hieran die geistreichsten Gruppen aufs Papier warf, während er dagegen in den musikalischen Theegesellschaften der höheren Cirkel oft allen sittlichen Anstand vergaß, und namentlich dem musikalischen Dilettantismus gegenüber in einen wuthartigen Zustand versetzt wurde, fürchterliche Gesichter schnitt, mit lauter Stimme den wunderlichsten Unsinn aussprach, und sich jeden Verstoß der Sitte erlaubte.

Der Erzieher kann den Familienkreis nicht zuschneiden, wie er ihn im Interesse günstiger Erfolge für die gemüthliche Bildung haben möchte. Ueberdies wie das so eben angeführte Beispiel zeigt, giebt es in den meisten Fällen gar keinen Erzieher, welcher guten Willen und Einsicht genug hätte, um in Beziehung darauf Ueberlegungen anzustellen. Wo sich ein solcher findet, versteht es sich von selbst, daß er, wo dies irgend möglich ist, den Zögling in einen günstigeren Boden hinüberzuversetzen hat. Was von dergleichen Mißverhältnissen an dem ausgebildeten Menschen ohne Nachtheil abgleitet, senkt sich verkehrend und vergiftend in die noch durchaus bewegliche und bildsame Seele des Kindes immer tiefer und tiefer ein. Die pädagogischen Vorschriften also machen sich überwiegend nur für günstigere Verhältnisse geltend. Man benutze diese in ihrem vollen Umfange für eine erfreuliche gemüthliche Ausbildung; aber auf der anderen Seite halte man auch das Uebermaß einschmeichelnder Affektionen ab, damit nicht eine schwächliche Hingegebenheit, eine Abhängigkeit entstehe, die in

den schon angegebenen Weisen den Menschen für sein ganzes Leben unglücklich machen und selbst moralisch verstimmen kann. Der Erzieher also wisse Maß zu halten, namentlich auch in dem Genusse, den ihm seine eigene Zärtlichkeit, und welchen ihm die Erwiederung derselben von Seiten der Zöglinge gewährt, und arbeite zur rechten Zeit darauf hin, auch ihm selber gegenüber in seinem Zöglinge eine Selbstständigkeit auszubilden, deren er im späteren Leben so mannigfach bedürfen wird.

IV.

Zur allgemeinen psychologischen Pragmatik.

Die allmähliche Ausbildung der Vernunft, wie sie in der Geschichte des menschlichen Geschlechtes vorliegt.

Die Vernunft (so sagt und klagt einmal Göthe) ist immer in der Minorität gewesen. Aber wie dies? — Die Vernunft ist ja doch, nach der gewöhnlichen, und auch von den meisten philosophischen Systemen bestätigten Ansicht, ein allgemein-menschlicher Besitz. Man sollte also meinen, in Betreff des Vernünftigen müßten alle Menschen einstimmig sein; oder wenn auch bei Diesem oder Jenem die Stimme der Vernunft übertäubt wäre durch eine andere Stimme, die sich stärker geltend machte, so wäre dies doch vielmehr als ein Ausnahmsfall anzusehn, und jedenfalls also müßte die Vernunft die Majorität für sich haben.

Aber allerdings findet sich schon im gewöhnlichen Leben so Manches, was Dem entgegen ist. Die Appellationen an die Vernunft gegen die Unvernunft haben selten einen günstigen Erfolg. Der Mensch bleibt meistentheils hartnäckig bei seiner unvernünftigen Meinung, oder seinem unvernünftigen Verlangen, Thun ꝛc.; ja es finden sich auch wohl Andere hinzu, welche für ihn Parthei nehmen. Und eben so dann auch mit den Appellationen bei wissenschaftlichen Behauptungen, und namentlich im Gebiete der Philosophie. Hat einmal das Vernunftwidrige festen Fuß gefaßt, oft gerade unter der Autorität einer geglaubten Vernunftwahrheit oder eines erdichteten Vernunftprincipes, so verschlägt es wenig oder nichts, wenn man sich Dem gegenüber auf die allgemeine Menschenvernunft beruft. Die einmal davon angesteckt sind, können wir nicht zur Vernunft bringen.

Sehr ähnlich zeigt es sich dann auch, wenn wir weitere Gesichtspunkte nehmen: die verschiedenen Völker und Zeiten mit einander in Vergleich stellen. Bei den Chinesen gilt es für ganz vernünftig, den Kindern, namentlich den weiblichen, so kleine Füße anzubilden, daß sie dieselben nicht zum Gehen gebrauchen können; und die Vernunft hat bei ihnen nichts dagegen, daß man neu geborene Kinder aussetzt und umkommen läßt, wenn man voraussieht oder vorauszusehn glaubt, daß man durch ihr Auferziehn werde belästigt werden. Die alten Griechen fanden aus dem Gesichtspunkte der Vernunft nichts dagegen einzuwenden, wenn jemand seine eigene Schwester heirathete; und bei den Stoikern, welche sich doch der höchsten Lebensweisheit rühmten, wurde es so wenig als vernunftwidrig betrachtet, seinem Leben selbst ein Ende zu machen, daß es sogar unter gewissen Umständen als von der Vernunft geboten angesehn wurde. Und so bis auf die neueste Zeit herab, und in praktischen und wissenschaftlichen Gebieten aller Art. Als Napoleon im Jahre 1803, auf einen Einfall in England, welches er zu revolutioniren dachte, leidenschaftlich gespannt, im

Lager von Boulogne mehrere Wochen hindurch vergeblich auf eine Umsetzung des widrigen Windes geharrt hatte, bot sich der Nordamerikaner Fulton an, ihm Schiffe zu bauen, welche ihn auch bei entgegengesetztem Winde hinüberzuführen im Stande wären. Napoleon wäre sehr gern auf diesen Plan eingegangen; aber er hielt es für nothwendig, erst das Gutachten der französischen Akademie darüber einzufodern; und die Gesammtheit der in der Wissenschaft am höchsten stehenden Männer erklärte diesen Plan entschieden für unvernünftig. In anderen Fällen ist die Vernünftigkeit streitig; streitig zwischen ungefähr gleich zahlreichen Partheien, Jahrzehende, ja Jahrhunderte lang. Während es schon seit längerer Zeit von nicht wenigen philosophischen Denkern für vernünftig, ja für allein vernünftig erklärt worden ist, die Philosophie, und insbesondere namentlich die Wissenschaft von der menschlichen Seele, rein auf Erfahrung zu begründen, haben dagegen andere dies für vernunftwidrig erklärt, und aus dem Standpunkte der höchsten Vernunft eine von der Erfahrung unabhängige Begründung gefodert. Also was ist nun vernünftig, und was ist unvernünftig in Betreff dessen?

Fassen wir dies Alles zusammen, so ist es unstreitig, daß jedenfalls die Vernunft nicht, wie sie gewöhnlich gefaßt wird, ein *von vorn herein* bei *allen* Menschen und gewissermaßen *fertig* Gegebenes sein kann. Sie muß jedenfalls erst *gebildet* werden, durch eine *längere Reihe von Bildungsprocessen*, die sich zum Theil durch Jahre, ja selbst durch Jahrhunderte und Jahrtausende hindurchziehn, und die mancherlei Verschiedenheiten, und Hinderungen, und Schwankungen unterliegen können. Dies nun soll der gegenwärtige Aufsatz, den allgemeinsten Umrissen nach (denn mehr im Besonderen ist die Aufgabe eine unendliche), in ein helleres Licht setzen.

I. Was die Vernunft ist, und was sie nicht ist.

Früher, als ich zum ersten Male in dieser Zeitschrift eine mit dem vorliegenden Gegenstande in Verbindung stehende Streitfrage behandelte (siehe Band I. S. 349 ff. den Aufsatz: „In welcher Art geht den Seelenkranken die Vernunft verloren?") habe ich den Anfang machen müssen mit der Auseinandersetzung Dessen, was die Vernunft nicht ist, weil darüber so viele falsche Ansichten verbreitet sind, durch deren Beseitigung zunächst freier Raum gewonnen werden mußte für das Richtige. Jetzt nun können wir, umgekehrt, mit dem Positiven anfangen, und in Betreff des Negativen uns daran genügen lassen, nur sekundär und beiläufig Dies oder Jenes zu erwähnen.

Die menschliche Vernunft also in ihrer wirklichen Ausbildung (von der idealen Vernunftbildung wird später die die Rede sein) umfaßt die Gesammtheit der Erfahrungen, Ansichten, Erkenntnisse, und eben so der Empfindungen, Schätzungen und Bestrebungen, welche in einer gewissen Zeit, und innerhalb eines gewissen Kreises, als richtig gebildet und als Gemeingut vorausgesetzt werden können. „Der Vernunft gemäß (heißt es bei Adelung) ist, was mit „anerkannten" Wahrheiten übereinstimmt; ihr zuwider, was mit diesen in Gegensatz ist. Was daraus nicht begriffen und erwiesen werden kann, ist über der Vernunft. Unvernunft ist „der unterlassene pflichtmäßige Gebrauch der Vernunft". — So im Erkennen. „Die bloße gesunde Vernunft weiß, daß man nicht vom Besonderen auf das Allgemeine schließen darf". „Es ist gegen alle gesunde Vernunft, wenn man am geschwindesten an einen Ort kommen will, einen krummen Weg zu nehmen". Aber die Vernunft ist nicht auf die Form des Erkennens beschränkt. „Es ist vernünftig, daß Sie kommen", ruft Jemand dem Eintretenden zu. Er hat denselben etwa zu einem Spazier-

gange eingeladen, von ihm eine abschlägliche Antwort erhalten, weil er eine Arbeit zu Ende führen wollte, die er angefangen hatte. Aber er hat sich nun anders besonnen: die Arbeit kann auch morgen vollendet werden, und dann besser, mit frisch gestärkten Kräften; und der Frühlingsabend ist so schön, und seine Gesundheit bedarf der Erholung. Also der Andere erklärt es durch seinen Zuruf für vernünftig, daß das seiner Natur nach bessere Streben bei weiterer Ueberlegung das Uebergewicht gewonnen hat über das weniger angemessene. So in unzähligen anderen Fällen. Es ist unvernünftig, die Speisen heiß hinunterzuschlingen. Es ist unvernünftig, sinnliche Vergnügungen der Bewahrung der Gesundheit vorzuziehn. Es ist unvernünftig, Gelegenheiten zur Belehrung in wichtigen Gegenständen unbenutzt zu lassen, und sich statt dessen Zerstreuungen hinzugeben. Also die Vernunft umfaßt die allgemeinen, als besser zugestandenen Empfindungen, Schätzungen, Begehrungen, Widerstrebungen eben so wohl, wie die allgemein zugestandenen Erkenntnisse.

Aber was ist als allgemein zugestanden anzusehn? — Ein Kind zieht nur zu häufig Zerstreuungen, sinnliche Vergnügungen dem Unterrichte vor; und es giebt bekanntlich in dieser Beziehung nur zu viele erwachsene Kinder. Das Kind nun ist eben noch nicht vernünftig; deshalb haben wir ein Recht und die Pflicht, die Vernunft ihm gegenüber zu vertreten, und es zum Lernen anzuhalten. Ein Licht dicht an Pulver, an eine Gardine zu halten, erkennt Jeder als unvernünftig; aber erkennt es wohl auch Jeder als unvernünftig, dasselbe der aus einem Luftballon ausströmenden Luft nahe zu bringen? — Und doch ist dies gerade eben so unvernünftig. — Einen Zornigen noch mehr zu reizen, ist entschieden unvernünftig. Und doch wie oft geschieht dies nicht von Solchen, welche ebenfalls gereizt, oder von Leidenschaften eingenommen sind! — Treffend hat daher schon Herder bemerkt, daß es unrichtig sei, den Menschen

als ein „vernünftiges“ Thier zu definiren, während man vielmehr „vernunftfähiges“ sagen sollte.

Die „angeborene“ Vernunft also, oder gar die mit bestimmten Aussprüchen oder Sätzen angeborene, ist als eine psychologische Fabel zu beseitigen: von der „gesunden Menschenvernunft“ bis zu den vielen philosophischen Vernunften, wie sie von den verschiedenen Systemen, bis auf den heutigen Tag, in unzähligen Variationen aufgeführt worden sind. Auch die „Vernunft“ hat es sich gefallen lassen müssen, in Folge der naturwissenschaftlichen Auffassung unseres Geistes, aus der abstrakten Höhe und Isolirung, in welcher sie bisher thronte, herabzusteigen in das lebendig frische allgemeine Seelenleben. Wie alles Andere in unserem Geiste hat auch sie einen sehr beschränkten Anfang, hat sie in der ersten Zeit einen wenig ausgeprägten Charakter. Erst sehr allmählich breitet sie sich aus, und erhält sie eine bestimmtere Ausprägung, indem sie Anderes, und welches in den verschiedensten Formen ausgebildet worden ist, in sich aufnimmt und verarbeitet; und dann wirkt sie wieder auf dieses Andere zurück, veranlaßt sie dasselbe zu Umformungen, zu Fortbildungen. So ist auch sie aus der Zerstückelung und der steifen Geschiedenheit herausgetreten, welche in der bisherigen Psychologie herrschte; sind auch für sie nach allen Seiten hin Verbindungen angeknüpft worden; hat vermöge dessen Alles in unserer Seele Leben, Bewegung gewonnen, und ist zu einem organisch sich fortentwickelnden Ganzen geworden.

Wir können hiefür einen noch weiteren Gesichtspunkt nehmen. Selbst die Scheidungslinie, welche man in Betreff der Vernunft gegen die Thiere gezogen hat, ist nicht scharf zu halten. Allerdings haben wir hier eine ungleich bestimmtere Grundverschiedenheit; aber dessenungeachtet zeigen sich in der Ausbildung mannigfache Analogieen. Der Reiter lenkt sein Pferd an einen Fluß, durch den es hindurch-

gehn soll. Aber da der Fluß an dieser Stelle zu tief ist, so ist das Pferd so „vernünftig", nicht durchzugehn, sondern es sucht sich weiter hinauf eine andere aus, welche seichter ist. Ein Hund liebt den Genuß einer Speise, liebt eine gewisse lebhafte und ungestüme Bethätigung; aber er ist deshalb von seinem Herrn öfter gestraft worden; die Strafe würde sich wiederholen; und da ist er denn so „vernünftig", den Genuß, die Bethätigung zu unterlassen. Eben so finden sich bei den Thieren nicht selten Analogieen vernünftiger Ueberlegung, in welchen sie selbst gewissermaßen uns Menschen übertreffen können. Ein Bauer kommt nach Hause; er will eintreten, aber die Thür ist von innen verriegelt. Er steht in Verlegenheit da, was zu thun sei; sein Hund blickt an ihm hinauf, springt dann hinweg; und nach kurzer Zeit hört der Bauer Geräusch im Hause, welches immer näher kommt; endlich wird die Thür von innen aufgeriegelt, und sein Hund springt schmeichelnd an ihm hinauf. Er hat (wie sich später ergiebt) dieses Kunststück ausgeführt, indem er durch eine Lücke des Zaunes, welche ihm bekannt war, zunächst in den Garten, dann in den Hof, und durch die offene Hinterthür in das Haus gekommen ist. Wie haben wir nun dergleichen zu erklären? — Die bisherige Psychologie schob den sogenannten „Instinkt" vor, welcher eben so wie die Vernunft angeboren sein sollte. Es fragt sich sehr (die Untersuchung hierüber würde uns zu weit abführen), ob, und in welcher Art es dergleichen überhaupt giebt. Jedenfalls aber kann hiebei nicht die Rede davon sein, wo es sich ja um die Auffassung und Anwendung ganz bestimmter Verbindungen und Erfolge in der umgebenden Welt handelt. Wir haben vielmehr darin entschieden ein dem menschlichen Auffassen, Empfinden, Begehren, Wollen, Ueberlegen Paralleles. Die Auffassungen der objektiven Verbindungen und Erfolge werden innerlich aufbehalten, kommen zur Reproduktion, gehn dann, wie es durch affektive und praktische Entwickelungen be-

dingt wird, in mancherlei Verhältnisse des Mit-einander, des Gegen-einander rc. ein, insoweit ganz eben so, wie sie in den menschlichen Seelen zu Grundlagen für das Handeln werden. Die einzige Grundverschiedenheit ist, daß die Seelen der Thiere nicht, wie diese letzteren, geistige Seelen sind, oder bestimmter, daß ihnen die höhere Kräftigkeit der (hiedurch eben geistig-sinnlichen) Urvermögen mangelt. Hieraus ergiebt sich dann für die Ausbildung zweierlei. Einmal, die thierischen Seelen entwickeln nicht die Stärke des Bewußtseins, welche bei uns Menschen vermöge der vollkommeneren Aneignung und Beharrungskraft und der hiedurch eingeleiteten vielfachen gleichartigen Verschmelzungen zur Ausbildung kommt*); und zweitens, die Gruppen- und Reihenverbindungen, welche für die thierischen Seelen (wie die angeführten Beispiele zeigen) allerdings auch eintreten, brechen, in Folge eben dieses Mangels an Kräftigkeit der Auffassung und Aneignung, schon bei den ersten Schritten der Entwickelung ab, während sie dagegen bei den menschlichen Seelen ins Unendliche hin fortgehn können zu immer neuen Aneinanderreihungen, Gruppirungen, Kombinationen, Verschlingungen rc., in den mannigfachsten Formen. Dies Beides ist es denn auch, was die Thiere nicht über „Analogieen" der Vernunft hinauskommen läßt.

Die hierüber gegebenen Auseinandersetzungen werden in ein noch helleres Licht treten, wenn wir eine verwandte Untersuchung hinzunehmen, welche ganz innerhalb des Gebietes der menschlichen Seelen fällt. Man hat bekanntlich viel hin und her gestritten über das Verhältniß zwischen Vernunft und Verstand; und es sind darüber sehr verschiedene Ansichten aufgestellt worden, welche jedoch alle, mehr oder weniger, an dem

*) Vgl. mein „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft" (zweite Auflage), S. 35 ff. u. 49 ff.

Grundirrthum der alten Psychologie kränkeln: an der Voraussetzung von solchen psychischen Vermögen, die, obgleich in den Bildungsformen der **ausgebildeten** Seele gedacht, dennoch schon **ursprünglich** vorhanden oder **angeboren** sein sollten. So viel hat sich indeß selbst schon in dem Halbdunkel, welches hiedurch für die Untersuchung bedingt wurde, mit Entschiedenheit herausgestellt, daß die **Klarheit**, **Bestimmtheit**, **Schärfe**, welche, durch vielfache Verschmelzungen im Verhältniß der Gleichartigkeit bedingt, den Grundcharakter des **Verstandes** oder des **Logischen** ausmacht, nicht gerade als für die Ausbildung und Bethätigung der **Vernunft** wesentlich anzusehn ist; weshalb denn auch die Definition der Wolfischen Schule, welche sie als das Vermögen der Schlüsse bezeichnete, bald als auf einer viel zu beschränkten Auffassung beruhend beseitigt wurde. Denjenigen Bethätigungen derselben, welche allerdings den Charakter dieses klareren und bestimmteren Bewußtseins an sich tragen, stehn andere gegenüber, die in weniger bestimmt ausgeprägten, unmittelbareren Formen: in den Formen des Taktes, der Ahnung 2c., ausgebildet sind, also in dieser Hinsicht dem Instinktartigen näher stehn, und die dessenungeachtet durchaus vernunftgemäß sein können. Die beiden Vollkommenheiten der Ausbildung, welche wir vorher als den menschlichen Seelen, im Unterschiede von den thierischen, eigenthümlich bezeichnet haben, die **höhere Stärke des Bewußtseins** und die **weiter reichenden Gruppen- und Reihenzusammenbildungen**, stammen zwar aus **derselben Grundwurzel**, und können in jedem Grade zusammen sein; aber sie brauchen nicht gerade immer in gleich hohen Graden zusammen zu sein. Es liegen ihnen verschiedene Bildungsformen zum Grunde, und die durch verschiedene Ursachen bedingt sind, ja selbst gelegentlich in einen gewissen Antagonismus mit einander treten, bis zu einem gewissen Grade eine die andere beengen und hindern können. Erfolgen doch gerade die höchsten Bethätigungen des menschlichen Geistes,

das eigentliche künstlerische Schaffen, die geniale wissenschaftliche Erfindung 2c., ohne klar-bestimmtes Bewußtsein, ja nicht selten ganz aus dem Unbewußtsein heraus. Die Produkte sind da, wie durch eine Inspiration, ohne daß wir anzugeben wissen, wie wir dazu gekommen sind*).

Aber mit diesem Letzten sind wir über unser gegenwärtiges Thema hinausgegangen. Der höhere Aufschwung der Phantasie, welcher der künstlerischen Produktion zum Grunde liegt, die wissenschaftliche Erfindung, das geistige Schaffen des genialen Staatsmannes 2c. gehören nicht zur Domäne der Vernunft, welcher eher eine gewisse „Nüchternheit", um nicht zu sagen „Mittelmäßigkeit", eigen ist. Geistesbethätigungen der bezeichneten Art bilden sich nur bei Einzelnen aus, in Folge besonders ausgezeichneter angeborener Anlagen und Bildungsverhältnisse; die Vernunft (wie wir früher schon bemerkt) hält sich in der Sphäre des allgemein-menschlich Erreichbaren und wirklich Erreichten.

Man merke wohl: was wir in dem Begriffe „Vernunft" denken, ist etwas sehr Hohes, Ideales, ja welches gewissermaßen aller genialen Ausbildung den Rang abläuft, und ein Unerreichbares. Die Menschheit im Ganzen schreitet immer vorwärts in Betreff der vernünftigen Ausbildung, schreitet vorwärts ins Unendliche. Kein Volk, kein Zeitalter ist vollkommen vernünftig gewesen, und wird es jemals sein; und eben so möchte sich kein einzelner Mensch aufweisen lassen, wie hohe Vorzüge er auch in allen Formen und Richtungen besäße, welcher in allen Punkten und zu allen Zeiten vernünftig wäre. Aber was sich in dieser Art als ein unerreichbares Ideal herausstellt, wird doch erstrebt, und wird erreicht, wie weit es jedesmal erreicht wird, auf der Grundlage der allgemein-

*) Vgl. das in meiner „Pragmatischen Psychologie", Band I, S. 328 ff., so wie das in diesem „Archive 2c.", Band I, S. 210 ff. hierüber Beigebrachte.

menschlichen Anlagen und in ihrem Zusammenwirken mit den allgemein-menschlichen Bildungsverhältnissen, wie sich beide für eine gewisse mittlere Schätzung ergeben*). Dem gegenüber, was darüber hinausgeht, geht darüber hinaus im Charakter individueller Vorzüge: Talente, Gemüths- und Charaktervollkommenheiten; und was dahinter zurückbleibt, auch bei den ausgezeichnetsten Menschen, bleibt dahinter zurück im Charakter individueller Vorurtheile, Eigenheiten, Ansichten, Empfindungen, Neigungen rc.

Durch diese Bemerkungen nun ist uns der Weg gebahnt zu specieller charakterisirenden Bestimmungen über die innere Organisation und Entstehungsweise dessen, was der Ausdruck „Vernunft" bezeichnet.

II. Die theoretische und die praktische Vernunft.

Was die Vernunft wesentlich charakterisirt, ist das Allgemein-menschlich-Gleiche der Empfindung, der Erkenntniß, des Begehrens und Widerstrebens rc. Worauf bezieht sich nun diese allgemein-menschlich-gleiche Auffassung? — Die inneren Faktoren unserer Seelenentwickelung, die sinnlich-geistigen Urvermögen, sind allerdings im Allgemeinen allen Menschen gemeinsam. Aber auch schon in diesen haben wir ja

*) Es macht sich also (um noch entschiedener jede mögliche Irrung zu vermeiden), selbst indem sich die Vernunft innerhalb „der Mittelmäßigkeit" der Anlage und Ausbildung hält, doch für diese gewissermaßen ein Ideal geltend; ein Ideal nämlich in negativer Hinsicht: der Vorurtheilsfreiheit, der Unbefangenheit, des Nicht-Zurückgebliebenseins hinter Demjenigen, was die Bildung der Zeit, des Standes oder Kreises, welchen jemand angehört, mit sich bringt. Daher auch der Charakter des „Sollens", in welchem sich, der Befangenheit rc. gegenüber, die vernünftige Einsicht äußert, und unstreitig nur um so entschiedener, da eben Dasjenige, was wir für das vernünftige Urtheil fodern, schon durch mittelmäßige Geisteskräfte zu erreichen ist.

wesentlich ein Auseinandertreten der Individualitäten vermöge der verschiedenen Beschaffenheiten, in welchen die drei Grundeigenschaften, die Kräftigkeit, die Reizempfänglichkeit und die Lebendigkeit, gegeben sind. Und eben so von Seiten der äußeren Faktoren: in gegenständlichen wie in formalen Beziehungen. Der eine empfängt diese, der andere jene äußeren Einwirkungen, in unendlicher Verschiedenheit in Betreff der Objekte, mit welchen er in Berührung kommt; und vom ersten Lebensaugenblicke an wirken selbst der Art nach gleiche Gegenstände auf den einen Menschen in indifferenten Affektionen ein, so daß also ein Vorstellen entsteht, und auf den Anderen zur Erzeugung von Unlust-, oder Lust-, oder Ueberdruß- oder Schmerzempfindungen, ebenfalls in unendlichen Verschiedenheiten der einzelnen Affektionen und Ausfüllungen und der Mischungen und Folgen. Also was bleibt unter diesen Umständen für die allgemein-menschlich-gleiche Auffassung übrig?

Augenscheinlich zweierlei. Objektiv: die Verbindungen und Beziehungen, welche uns durch die Dinge und Erfolge der Welt entgegengebracht, und im Allgemeinen allen Menschen gleichmäßig entgegengebracht werden; und subjektiv: die Werthschätzungen der Dinge, und die sich hieran anschließenden Triebe, wie sie, für alle Menschen in gleicher Weise bedingt oder allgemein-gültig, die Grundlagen der Sittlichkeit und des Rechtes ausmachen.

Man nehme zur näheren Veranschaulichung zunächst das Vorstellen. Die Feinheit und Genauigkeit, in welchen wir von den Gegenständen afficirt werden, und was hiemit zusammenhängt, das Mehr oder Weniger der Affektionen und Auffassungen; die Kräftigkeit, mit welcher wir die Eindrücke aneignen und innerlich aufbehalten; die Grade der Schnelligkeit, in welchen diese Aneignung geschieht, und das hiedurch bedingte Mehr der Auffassung innerhalb einer gewissen Zeit; dann die inneren Fortwirkungen: die mannigfachen Zusammenbildungen,

welche dafür in Verhältnissen der Gleichartigkeit eintreten können, die Umwandlungen der aufgefaßten Gruppen- und Reihenverbindungen, reproduktiv in Zweck- und Mittelreihen, und produktiv bei'm Dichten und sonstigen geistigen Schaffen; alles dies unterliegt der individuellen Verschiedenheit, und ins Unendliche. Aber der objektiv-gegebene Zusammenhang: das Zusammen der Eigenschaften in diesen und in jenen Dingen, das Zusammen und das Hintereinander der Erfolge, die Verbindungen zwischen Ursachen und Wirkungen, wie sie durch die Natur der Dinge und Erfolge wesentlich bedingt sind: diese liegen allen Menschen in derselben Weise vor, wie verschieden sie auch in ihren ursprünglichen Anlagen und in ihrer Ausbildung sein mögen. Auf diese objektiv gegebenen Verbindungen und Verhältnisse bezieht sich, was man die theoretische Vernunft genannt hat.

Aehnlich nun auf der Seite des Subjektiven. Auch da haben wir schon von vorn herein mancherlei Gattungen von mehr elementarischen Vollkommenheiten: in Betreff der Zartheit, des Festhaltens, der Schnelligkeit der Affektion und Gegenwirkung; und dann in der weiteren Fortentwickelung die höheren Vollkommenheiten, wie sie in der Ausbildung umfassenderer Interessen (bis zu den Interessen des menschlichen Geschlechtes im Ganzen und in den höchsten Beziehungen), der Großmuth, dem Edelmuthe, der Selbstaufopferung ꝛc. vorliegen. Alles dies wird nicht von der Vernunft gefodert, wenigstens entschieden bis jetzt noch nicht. Aber die Vernunft verlangt, daß man das Geistige höher schätze als das Sinnliche, daß man vorübergehende Genüsse zurücksetze gegen bleibende Förderungen; sie gebietet die Achtung des Eigenthums, verwirft die kommunistischen Ideen, und vollends die Behauptung, daß das Eigenthum unrecht sei, entschieden als unvernünftig (siehe Band I dieser Zeitschrift, S. 69 ff.). Diese Normen und Foderungen, so wie unzählige ähnliche, haben ihre Begründung nicht in den Ver-

hältnissen des objektiven Zusammenhanges, welcher sich in unseren Auffassungen der Welt und in unseren Erkenntnissen abspiegelt, sondern in affektiven Akten und deren Fortwirkungen, wie sie im Handeln hervortreten. Im Anschluß an dieses Letztere nun hat man die Sätze, in welchen sich diese Anfoderungen aussprechen, unter den Ausdruck „praktische Vernunft" zusammengefaßt. Ein Ausdruck, welcher freilich an sehr vielen Mängeln leidet. Weder das Logische (welches von Kant irrig in den Vordergrund geschoben worden ist), noch einmal das Praktische, ist das Maßgebende. Das Erstere ist eine bloße Aufbildung, welche der Abstufung der Güter und Uebel, auf die es ankommt, gänzlich zur Seite liegt und bleibt; das Zweite enthält allerdings eine, mehrfach sehr bedeutende Ausbildung; aber das Grundbestimmende ist doch in Demjenigen zu suchen, was auch ihm noch vorangeht: in den affektiven Akten, oder bestimmter, in den Steigerungen und Herabstimmungen, wie sie aus den tiefsten Grundlagen und Grundprocessen unseres Seelenlebens heraus allgemein-menschlich-gleich in Betreff der verschiedenen Dinge und Lebensverhältnisse für uns bedingt sind*).

Man kann sich die verschiedenen Naturen und Begründungsweisen der theoretischen und der praktischen Vernunft am bestimmtesten anschaulich machen bei Demjenigen, wo sie am nächsten bei einander gegeben sind: bei dem Unrecht, wie weit dasselbe (denn freilich reicht es mehrfach darüber hinaus) zugleich auch Unvernunft ist. Also zwei Menschen streiten mit einander, was recht sei: gleichviel in einem Privat- oder in einem öffentlichen Verhältnisse. Worauf rich-

*) Vgl. mein „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft" (zweite Auflage), S. 234 ff. und die dort angegebenen ausführlicheren Auseinandersetzungen.

tet sich ihr Streit? — Auf der einen Seite wirft vielleicht der Eine dem Anderen vor, daß er das Zusammen von Gütern und Uebeln, wie sie sich (in Gruppenverbindung) bei dem vorliegenden Lebensverhältnisse (eines Kaufes, eines Vertrages 2c., oder einer politischen Umformung 2c.) zusammenfinden, oder daß er die davon zu erwartenden Folgen (Reihenverbindungen) unrichtig gefaßt habe in einem Maße, daß es bare Unvernunft sei, dergleichen in dem Vorliegenden zu finden, oder vom Vorliegenden aus zu erwarten. Dem gegenüber beschuldigt der in dieser Art Getadelte den Ersteren, seine Schätzung der Güter und Uebel, wie sie auf dieser und auf jener Seite vorlägen, und das daran sich anschließende Wollen, seien thöricht, oder seien auch ungerecht, unbillig, ebenfalls in einem Maße, daß sie der vernünftigen Schätzung und dem vernünftigen Wollen Hohn sprächen. Haben wir nun wohl in beiden Fällen denselben Charakter der Unvernunft? — Unstreitig keineswegs. Im ersteren können möglicherweise die Empfindungen und der Wille mit der allgemein-gültigen Werthschätzung, oder den Anfoderungen des Sittengesetzes, und also mit der praktischen Vernunft, durchaus einstimmig gebildet sein; im zweiten die Auffassung der objektiv gegebenen Verbindungen und Verhältnisse untadelhaft, und also mit der theoretischen Vernunft einstimmig. Beiderlei Normen haben demnach eine ganz verschiedene Natur und einen verschiedenen Ursprung; woraus sich dann unmittelbar die Vermuthung ergiebt, daß sie auch verschiedene geschichtliche Entwickelungen haben werden, wie bei dem Einzelnen, so auch im Ganzen des menschlichen Geschlechtes. Dies nun müssen wir uns jetzt noch bestimmter anschaulich machen.

III. Die geschichtliche Ausbildung der praktischen Vernunft.

Wir machen den Anfang mit der praktischen Vernunft, weil wir es bei ihr zunächst mit einem rein Inneren zu thun haben. In Folge dessen geben sich auch die Abweichungen von der Vernunft großentheils schon im unmittelbaren Bewußtsein kund. Die Abweichungen werden begründet durch Hingegebenheit an das Aeußere, sei es nun in der Form der Werthschätzung oder in der des Begehrens; und dies kündigt sich durch Empfindungen der Ueberwältigung, durch Strebungen im Charakter der Abhängigkeit, der Unfreiheit an, im Verhältniß zu Demjenigen, worin man Befriedigung sucht und vorübergehend findet. Daran schließt sich die mahnende Stimme der praktischen Vernunft, die des Gewissens an. Hiezu kommt dann überdies die große Mannigfaltigkeit von Abweichungen dieser Art. Bei den Einen bilden sie sich in dieser, bei den Anderen in jener Weise aus, in Folge wovon sich dann also auch die Mißbilligung entschiedener ausbilden und äußern, und also das Bewußtsein davon wiederholt aufdrängen wird. Alles dies zusammengenommen also macht die praktische Vernunft (um es so auszudrucken) weit populärer als die theoretische. Schon in das gewöhnliche Leben mischt sie sich häufiger und entschiedener ein; und so kann denn der Schein entstehen, als müsse auch für die wissenschaftlich tiefer und weiter greifende Entwickelung in Hinsicht ihrer eine ungleich einfachere und unbedenklichere Aufgabe vorliegen. Aber bei genauerer Betrachtung zeigt sich gewissermaßen das Gegentheil. Auch an der Lösung der hiefür vorliegenden Aufgabe hat das menschliche Geschlecht zu arbeiten, so lange es existirt, ohne daß es sie jemals vollständig lösen wird; und wir stoßen auf mannigfache Verwickelungen, welche selbst den gewiegtesten Forscher in Verlegenheit setzen.

Die aus der Natur der Sache hervorgehende Schwierigkeit hat man dann noch unnöthigerweise dadurch erhöht, daß man auch hier das zunächst für die Erklärung und Ableitung Vorliegende, das moralische Gesetz, das Gewissen, oder wie man es sonst noch fassen mochte, als angeboren oder als ursprünglich fertig gegeben angenommen hat: wo sich denn also nichts auszubilden brauchte, was sich verschieden ausbilden könnte. Dies nun (wie wir schon im Allgemeinen bemerkt) ist entschieden falsch: die praktische Vernunft wohl allgemein-menschlich-gleich prädeterminirt, aber in keiner Weise präformirt, und prädeterminirt in Gebilden und Gesetzen von ganz anderen, weit mehr elementarischen, Formen. Hiefür ergiebt sich wesentlich zunächst ein Zwiefaches.

Zuerst, was eigenthümlich der praktischen Vernunft angehört, die Abstufungen der Werthe, oder noch bestimmter die höheren Werthe, sind in der anfänglichen Seelenentwickelung noch gar nicht gegeben. Sie müssen erst werden durch Zusammenbildungen. Allerdings ist die menschliche Seele auch schon von Anfang an ein geistiges Wesen; aber was man gewöhnlich „geistig" nennt, das Geistige in der Höhe und Energie, welche diesen Charakter als hervorstechend erscheinen lassen, findet sich in der ersten Lebenszeit noch nicht: die ursprünglichen, einfachen Akte und Kräfte müssen erst hundertfach, tausendfach &c. verschmelzen, ehe der geistige Charakter in der für diese höheren Werthe erforderlichen Energie ausgebildet wird. Wie uns das Kind noch nicht versteht, wenn wir zu ihm von dem Werthe der wissenschaftlichen Erkenntniß sprechen, so würde uns auch ein wildes Volk nicht verstehn: würde uns auslachen, wenn wir zu ihm von einer moralischen oder einer Vernunft-Nothwendigkeit sprechen wollten, daß es den Aufwand, welchen es für seine Volksfeste und Volksspiele verbraucht, lieber für Anstalten verwenden sollte, welche unseren Gymnasien und Universitäten analog wären. Bei

Menschen auf dieser Stufe der Bildung sind noch nicht die Zusammenbildungen eingetreten, welche für die Empfindungen ausgedehnterer intellektueller Neigungen erfodert werden, und deshalb können sie auch nicht die darauf gerichteten Begehrungen ausbilden. Eben so mit den umfassenderen Interessen aller Art: den Interessen, welche irgendwie über den Bereich des Stammes, welchem sie angehören, hinausgehn, bis zu den Interessen der Menschheit hinauf. Sollen diese in dem Menschen Leben gewinnen, so müssen ohne allen Vergleich mehr einzelne Interessen ausgebildet, empfunden, in Gruppen- und Reihenverhältnissen zu Einer Empfindung zusammengebildet werden, als jemals in den Bereich der affektiven und praktischen Auffassung eines rohen Volkes gekommen sind. Eine unbefangene Auffassung der Geschichte zeigt, wie lange es gewährt hat, bis auch nur solche Schätzungen und Begehrungen zur Ausbildung gelangt sind, welche Dem nahe kommen; und daß auch jetzt noch in dieser Hinsicht nur zu viel Rohheit unter den Menschen verbreitet ist. Auch jetzt noch werden die Meisten den Vorzug der die ganze Menschheit umfassenden Interessen kaum zugestehn, und noch weit weniger (was doch für die praktische Vernunft wesentlich erfodert wird) lebendig empfinden und erstreben. Also, da auch hier die „Vernunft" nur registrirt, was allgemein-menschlich anschaulich, oder vielmehr für die Empfindung sich herausgestellt hat (vgl. S. 359), so strebt augenscheinlich auch die praktische Vernunft einem unerreichbaren Ziele zu, von welchem sie, was die Mehrzahl der Menschen betrifft, noch sehr weit entfernt ist.

Dann aber, zweitens, wie wir schon darauf hingedeutet haben, sind es ja nicht einzelne Güter und Uebel, welche wir zu schätzen haben, sondern jedes Lebensverhältniß, jeder Erfolg bringt uns eine mehr oder weniger zahlreiche Gruppe und Reihe derselben entgegen. Auch diese Auffassungen nun müssen

erst gebildet und sehr allmählig gebildet werden. Sie sind freilich theoretischen Ursprungs; aber liegen in so unmittelbarer Verbindung mit dem Affektiven und Praktischen vor, daß sie gar nicht davon zu trennen sind: diese eigentlich gar nicht ohne sie existiren. Da zeigen sich nun, sobald wir nur im Geringsten über das Allergewöhnlichste hinauskommen, diese Gruppen- und Reihenverbindungen mehr oder weniger zweifelhaft. Ueberdies aber erweisen sie sich nicht, wie das bisher in Betracht Gezogene, als allgemein-menschlich-gleich und unveränderlich begründet, sondern als verschieden und wechselnd nach Maßgabe der vorliegenden Verhältnisse: so daß also auch die Vernunft an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten verschieden sich aussprechen muß.

Man mache sich dies zunächst an einem so einfachen Beispiele anschaulich, wie es sich nur irgend auffinden läßt, wo die Natur der Sache wesentlich eine größere Zusammengesetztheit mit sich bringt. Man nehme die Streitfrage, ob es vernünftig sei für einen Mann aus einem höheren Stande, ein Mädchen aus einem niederen Stande zu heirathen. Bekanntlich giebt es mehrfach Gesetze, welche dies entschieden verbieten, also für unrecht, für unvernünftig erklären. Dem gegenüber nun hat man im Charakter einer Vernunftfoderung die Abschaffung von Gesetzen dieser Art verlangt. Von Seiten der Vernunft seien alle Menschen einander gleich, und namentlich in Betreff des Werthvollsten, des Moralischen; jede Beschränkung dieser Art also sei entschieden vernunftwidrig. Wir wollen nun, um die Streitfrage möglichst einfach zu stellen, dieselbe nicht einmal auf ein allgemeines Gesetz richten; wollen überdies annehmen, von Seiten der praktischen Vernunft im engeren Sinne des Wortes, d. h. des Moralischen, sei nichts dagegen: nicht etwa, wie so oft in Fällen dieser Art, die aus dem höheren geistigen Standpunkte zu vollziehende Beurtheilung durch das Andrängen einer thierischen Leidenschaft gestört. Aber

selbst wenn wir dies Alles zur Seite stellen: wie viele Verschiedenheiten bleiben auch da noch übrig! Verschiedenheiten, und zum Theil höchst bedeutende, in den Abstufungen zwischen den höheren und den niederen Ständen, in Betreff der geistigen Bildung, in Betreff der Sitte. In Folge der ersteren können innere Mißverhältnisse zu erwarten sein, in diesem oder in jenem Grade, in dieser oder in jener Art, oder auch nicht zu erwarten; in Folge der anderen äußere Mißverhältnisse, wieder in diesem oder in jenem Grade, und in dieser oder in jener Art. Es ist also mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß Diejenigen, welche die Ehe eingehn, einander unglücklich machen werden, oder von Anderen unglücklich gemacht werden, oder wenigstens der eine Theil; dabei unter den einen Umständen, daß sie bloß äußerlich in Mißverhältnisse gebracht, unter den anderen, daß sie auch innerlich, vielleicht selbst moralisch verstimmt und verbittert werden; und in noch anderen Fällen findet sich auch von dem Allem nichts. Alles dies nun hat die vernünftige Ueberlegung in Betracht zu ziehn, und nach der wahren (allgemein-gültigen) Werthschätzung abzuwägen. Wo dies nicht geschieht, da wird die Entscheidung mehr oder weniger unvernünftig erfolgen.

Diese Schwierigkeit nun steigert sich, und steigert sich gewissermaßen ins Unendliche, wenn wir in die größeren Weltverhältnisse hinaustreten. Da haben wir Verwickelungen nach allen Seiten hin. Was kann nicht, durch diese oder jene Mittelglieder hindurch, als Folge, wenigstens als mögliche Folge, mit diesem oder mit jenem Vorliegenden in Verbindung treten! Der vernünftige Mann aber hat dies alles sehr sorgsam in Betracht zu ziehn.

Nun geht freilich die Vernunft im Ganzen auf Dasjenige, was sich in einem größeren Umkreise allgemein einleuchtend darstellt. Aber nur zu leicht glaubt hier Jeder, daß sein Horizont Alles umfasse, was überhaupt zu umfassen ist. Daher denn

die vielen und höchst bedeutenden Differenzen, auch unter sonst einsichtsvollen Menschen, auf welcher Seite eigentlich die Vernunft sei, und auf welcher die Unvernunft, oder wenn beide auf beiden Seiten, in welchem Maße und in welchen Stellungen zu einander; und daher im Verfolge hievon die so häufigen Anklagen, daß der Andere das entschieden als vernünftig Einleuchtende nur nicht sehen wolle, sich aus Motiven des Eigennutzes oder der Eitelkeit, oder sonstwie, mehr oder weniger bewußt und absichtlich dagegen verblende.

Man veranschauliche sich dies etwa zuerst im Hinblick auf die Gesellschaft der Friedensfreunde, und die großen Anstrengungen, welche dieselbe neuerlich gegenüber den Kriegen und dem Soldatenwesen überhaupt entwickelt hat. Es versteht sich von selbst, daß wir in keiner Weise eine Lösung des in dieser Hinsicht vorliegenden Problemes unternehmen können. Der gegenwärtige Aufsatz hat sich nicht als ein der politischen Kunstlehre zugehöriger angekündigt; und überdies lassen sich Streitfragen dieser Art gar nicht aus dem Standpunkte der Philosophie allgemein, sondern nur im speciellsten Anschluß an das in jedem besonderen Falle geschichtlich Vorliegende entscheiden. Hier haben wir es nur mit einer übersichtlichen Veranschaulichung dessen zu thun, was überhaupt für vernünftige Entscheidungen in Betracht zu ziehn ist. Da möchte sich nun schwerlich in Abrede stellen lassen, daß die Friedensfreunde in manchen Punkten die Vernunft auf ihrer Seite haben. Um nur Einiges von Dem hervorzuheben, was in unser jetziges Thema fällt (denn bekanntlich haben sie ihren geistigen Krieg gegen die Kriege auch noch aus anderen Gesichtspunkten, namentlich aus religiösen geführt), wer wollte leugnen, daß hier und dort das Militairwesen in eine Soldatenspielerei ausartet, und die an dem besten Mark der Staaten zehrt, und daß es unvernünftig ist, in dieser Weise die Zwecke für die Mittel aufzuopfern; daß ferner die meisten Kriege aus Span-

nungen oder aus Aufwallungen, oder aus Interessen, aus Neigungen hervorgehn, welche durch und durch unvernünftig sind, wie auch die Individuen und die Völker später selbst einsehn, wenn sie ausgetobt haben. Aber von der anderen Seite hat man wieder ebenfalls mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß man sich doch vernünftigerweise nicht einbilden könne, dergleichen werde sich durch vernünftige Vorstellungen oder Argumentationen beseitigen lassen. Wie die Welt im Großen einmal ist, und noch lange bleiben wird, lassen sich die gordischen Knoten solcher Spannungen 2c. einmal nicht anders, als in der bekannten Weise des Alexander, oder durch das Schwert, lösen. Der Affekt, die Leidenschaft müssen sich eben austoben, allenfalls ausrasen. Und eben so hat man sich mit Recht darauf berufen, daß ja, so lange die Gegner an der bewaffneten Macht festhielten, man sich unvernünftigerweise in ihre Gewalt geben würde, wenn man selber dieselbe aufgeben wolle; und daß man überdies die Soldaten nicht bloß gegen äußere Feinde nöthig habe, sondern (wie die Erfahrung namentlich in den letzten Jahren wieder gezeigt habe) auch und weit mehr den vielen unruhigen Köpfen gegenüber, für welche es bei uns nicht, wie in Nordamerika, einen Abfluß in „den fernen Westen" und dessen noch unbebaute Prärien gebe, und daß es eben so unvernünftig sein würde, diesen gegenüber sich wehrlos zu machen, und so die gesellschaftliche Ordnung immer wieder von neuem Erschütterungen bis zu ihren tiefsten Grundlagen bloßzugeben.

Man nehme noch ein Allgemeineres hinzu: die Pläne zu den politischen und socialistischen Umformungen, an welchen unsere Zeit so überreich gewesen ist, und noch ist. Man hat dieselben meistentheils im Namen der Vernunft verkündigt, für welche man ja, in Verbindung hiemit, in der ersten französischen Revolution selbst einen Gottesdienst eingerichtet hat. Hiegegen nun ist vor Allem zu erwidern, daß es, nach den tiefer eingedrungenen Forschungen der naturwissenschaftlichen

Psychologie, entschieden unvernünftig ist, eine angeborene und allgemein-menschlich angeborene Vernunft anzunehmen, und sich einzubilden, es bedürfe nur eines Aufrufes derselben, um unvernünftige Menschen mit Einem Schlage zu vernünftigen zu machen. Hiezu sind, was ein Volk im Ganzen betrifft, viele Millionen von Entwickelungsprocessen nöthig, und deren Einleitung und Ausführung zum Theil mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Daß also dergleichen Vernunftphantasmen als vernunftwidrig zu verwerfen seien, unterliegt gegenwärtig keinem Zweifel mehr. Auf der anderen Seite aber: wo soll man die Gränzlinien ziehn? Soll man das Bestehende unverändert lassen, mit allen seinen Vorurtheilen, seinen unbilligen Beschränkungen, seinen Zurücksetzungen, welche vielleicht früher auf durch die Lage der Dinge berechtigten Voraussetzungen beruhten, auch dann, wenn sich das Vorausgesetzte schon seit langer Zeit verändert, ja vielleicht geradezu in das Entgegengesetzte umgewandelt hat? Und wie überaus verschieden wird sich dies bei den verschiedenen Umwandlungen stellen, welche für die vorliegenden Einrichtungen, Gesetze, Rechte möglich sind, und wirklich als Anfoderungen geltend gemacht werden! Man nehme die Emancipation der Katholiken, die Emancipation der Juden von den politischen Beschränkungen, welchen sie noch unterliegen, die Emancipation der Sklaven in den englischen Kolonien, die Emancipation der Sklaven in Nordamerika 2c. Wie über die Aufhebung der Beschränkungen, die Zulassung zu diesen oder jenen Rechten nach Maßgabe der inneren Würdigkeit zu entscheiden ist, so hängt auf der anderen Seite vielfach die Ausbildung der inneren Würdigkeit von der Aufhebung der Beschränkungen ab. Und ist es also nicht unvernünftig, eben so wie unbillig, dergleichen Unglücklichen eben Dasjenige hartnäckig zu verschließen, was ihnen doch, in Betreff dieser Ausbildung zur inneren Würdigkeit, allein gründlich Abhülfe gewähren kann? Und um so

mehr, da (man denke nur an die Sklaven, namentlich im Verhältniß zu den Kindern ihrer Herren!) der Mangel dieser inneren Würdigkeit sich nicht nur für die Zurückgesetzten selber, sondern auch für alle Uebrigen, welche mit ihnen in Gemeinschaft leben, und also auch für Diejenigen selber, zu deren Gunsten man die Zurücksetzung fortbestehn lassen will, mehr oder weniger verderblich erweisen muß. Dem gegenüber aber sind wieder für den Erwerb dieser inneren Würdigkeit gewisse Vorbildungen nöthig, und gewisse vorbereitende Verhältnisse, ohne welche die gute Absicht, vielleicht selbst für Diejenigen, welche ihr unmittelbarer Gegenstand sind, zum Verderben umschlagen würde! — Also diese verschiedenen Gesichtspunkte zusammengenommen, welche ist die rechte Zeit, wo Dasjenige, was bisher unvernünftig gewesen ist, zum Vernünftigen wird?

Wir sind nun im Stande, das Ganze abzuschließen. Da ergiebt sich: die Aufgabe, welche für die Ausbildung der praktischen Vernunft vorliegt, ist auch schon für sich selber, namentlich wenn wir die geschichtliche Entwickelung des menschlichen Geschlechtes im Ganzen auffassen, eine große und schwer zu lösende. Auf der einen Seite sind die Zusammenbildungen zu bewerkstelligen, an welche die Empfindungen und das Begehren der höheren Werthe geknüpft sind (vgl. S. 367 f.); und auf der anderen Seite kommt es darauf an, die Ausbildung des von der moralischen Norm Abweichenden, in seinen mannigfachen Formen (der Thorheit, der Hingegebenheit an die Begierde, der praktischen Selbstbeschränktheit und Selbstsucht, des eigentlich Bösen), wirksam abzuschneiden; und dem Einen wie dem Anderen stehn, namentlich für manche politische und sociale Lebensverhältnisse, sehr große Schwierigkeiten entgegen. Aber noch ungleich größere Verwickelungen zeigen sich uns im Einzelnen dadurch, daß sich ja die praktische Vernunft nicht (wie man es oft gefaßt hat) streng geschieden von der theoreti-

schen bethätigt, sondern für die Lösung ihrer Aufgaben stets zugleich der Auffassung, und der ausgedehnten und genauen Auffassung, des objektiv Vorliegenden und Zuerwartenden bedarf.

Dies führt uns hinüber zur Betrachtung dessen, was auf dieser zweiten Seite liegt.

IV. Die geschichtliche Ausbildung der theoretischen Vernunft.

Bei der theoretischen Vernunft haben wir einen ganz anderen Grundcharakter, und durch welchen also auch für die geschichtliche Entwickelung ganz andere Verhältnisse bedingt werden müssen. Dieselbe bezieht sich (S. 362 f.) auf die objektiv gegebenen Gruppen- und Reihenverbindungen. Diese nun sind ein von vorn herein uns Gegenüberstehendes, Aeußeres. Es kann sich also auch nicht, wie dort (vgl. S. 364), ein innerer Maßstab dafür geltend machen. Die falschen und die richtigen Verbindungen, welche sich auf die Außenwelt beziehn, stehn sich ihren subjektiven Charakteren nach gleich; wir werden also auch nicht der Falschheit unmittelbar inne; und das Falsche kann sich daher in größeren Umkreisen festsetzen, und Jahrtausende hindurch erhalten. Wir könnten uns an und für sich eben sowohl denken, daß eine Kirsche wie eine Weintraube schmeckte, und wie eine Rose oder eine Nelke röche rc. Das Richtige muß historisch gelernt werden; und erst im Verhältniß hiezu (nicht schon für sich) ist das Falsche zugleich auch ein Unvernünftiges. Deshalb wird auch das wissenschaftlich Festgestellte hier in weit beschränkterem Umfange zum Gemeingute der Menschheit, als im Gebiete der praktischen Vernunft. Die Vernunft kann uns nicht sagen, daß sich die Planeten elliptisch um die Sonne bewegen, daß bei'm Verbrennen Sauerstoff angeeignet wird rc. Die Behauptung, daß die Erde im

Mittelpunkte des Weltalls feststehe, ist wissenschaftlich falsch, aber nicht unvernünftig; weshalb wir sie denn auch selbst in unserer Zeit gelegentlich noch immer von neuem auftauchen sehn. Das Zurückverfolgen der zusammengesetzten Erscheinungen auf das einfache Grundsein und Grundgeschehn ist ja nur die Sache Weniger (siehe oben S. 284 ff.).

Zu der uns äußern Welt gehört unter Anderem auch das Uebersinnliche, so wie dessen Verhältnisse zum Sinnlichen, oder allgemeiner zum Thatsächlichen. Da wir nun überdies bei diesen auch nicht einmal jene historische Auffassung haben, so ist hier ein freier Spielraum gegeben für die mannigfachsten willkührlichen und unwillkührlichen Erdichtungen, ohne daß sie die Vernunft zu kontrolliren im Stande wäre. Man denke nur etwa an die Astrologie, an die Hexenprocesse und Aehnliches, und wie sich in früherer Zeit auch die vernünftigsten Leute, und welche der irrigen Auffassungen, die Dem zum Grunde lagen, längst inne geworden waren, dessenungeachtet der Unvernunft haben beugen und anschmiegen müssen, um — nur leben zu können. So durfte Kepler, obgleich er nicht mehr an die astrologischen Deutungen glaubte, doch, als Hofastronom, nicht unterlassen, von jeder Erscheinung am Sternenhimmel dem Kaiser die Bedeutsamkeit anzuzeigen. Ja er mußte sogar einmal gegen Diejenigen, welche die Astrologie verwarfen, einen Aufsatz schreiben, worin er sich jedoch nicht enthalten konnte, die Aeußerung einfließen zu lassen: „Ihr allzuklugen Philosophen, tadelt diese Tochter der Astronomie nicht über die Gebühr. Wisset ihr denn nicht, daß sie ihre Mutter mit ihren Reizen ernähren muß? Wie viele Forscher würden im Stande sein, der Astronomie obzuliegen, wenn die Menschen nicht die Hoffnung hegten, die Zukunft am Himmel zu lesen!". Wie er sich hierüber später in einem Briefe äußert: „Damit die Ehre des Kaisers, bei dessen Kammerbefehlen ich verhungern

müßte, geschont werde, schrieb ich nichtswerthe Kalender mit Prognostica; das ist etwas besser als betteln"*).

Diese Stellung des Uebersinnlichen nun ist es auch, was vorzüglich zu der so oft wiederholten Behauptung eines Gegensatzes zwischen der Vernunft und der Religion Veranlassung gegeben hat. An und für sich findet ein solcher durchaus nicht Statt; vielmehr sind beide mit einander einstimmig, ja treffen sie unmittelbar zusammen auf denselben Punkt: die Beschränktheit der menschlichen Erkenntniß, welcher sich die klar blickende Vernunft bewußt ist, mit der Beschränktheit der menschlichen Macht, die zur Religion führt (vgl. Heft II, S. 186 ff. und 208 ff.). Also der behauptete Gegensatz entsteht nur vermöge des Angegebenen: daß das Uebersinnliche einen so freien Raum darbietet für Erdichtungen der bezeichneten Art; weshalb denn dieser Gegensatz auch nur als ein gelegentlich zufälliger anzusehn ist: indem es ja doch für die Religion in keiner Art wesentlich ist, daß sie Erdichtungen dieser Art in sich aufnehme. Da hat man nun wieder von beiden Seiten gefehlt: von Seiten der Vertreter der Religion darin, daß man, was in historisch zufällige Verbindung getreten war mit gewissen religiösen Bedürfnissen, ungehörig als Erkenntniß, oder gar als Pflicht, als moralisch verbindlich geltend gemacht hat; und von Seiten der Vertreter der Vernunft, indem man ungehörig als vernunftwidrig bezeichnete, was, wie unbegründet es auch sein mochte, doch in Folge der bezeichneten Begründungscharaktere nicht allgemein-einleuchtend als falsch nachgewiesen werden konnte. Man nehme etwa die

*) „Joh. Kepler's Leben und Wirken, nach neuerlich aufgefundenen Manuskripten bearbeitet von J. L. C. Freiherrn von Breitschwert (Stuttgart 1831), S. 73 f. u. 91. Der bezeichnete, im Jahre 1610 verfaßte Aufsatz führt den Titel: „Tertius interveniens oder Warnung an etliche Theologos, Medicos, Philosophos, daß sie mit billiger Verwerfung des sternguckerischen Aberglaubens das Kind nicht mit dem Bade ausschütten".

Existenz des Teufels. Der jüngere Herschel hat die Anzahl der von seinem Vater entdeckten und beschriebenen Nebelflecke bis auf 800 vermehrt, darunter 500 von ihm am südlichen Himmel entdeckte; und einige von diesen Gruppen, deren scheinbare Oberfläche kaum den 10ten Theil von der Mondscheibe beträgt, enthalten gegen 20,000 Sterne*). Von den Beschaffenheiten aller dieser Weltkörper wissen wir nichts; es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß sie ebenfalls von Geistern bewohnt sind; und da wir nun von deren Natur nichts wissen, warum sollte es nicht sein können, daß sich unter ihnen auch Wesen befänden, wie man den Teufel beschreibt? — Also wer ein solches Wesen annehmen will, kann es ohne Widerspruch der Vernunft thun; und diejenigen Vertreter der Vernunft, welche einen solchen behaupten, haben damit Unrecht.

Was ist nun unter den großen Schwierigkeiten, welche sich vermöge dessen der vollkommeneren Vernunftausbildung entgegenstellen, zu thun? — Wir antworten: es giebt Ein Gebiet des Objektiven oder Theoretischen, welches uns nicht äußerlich ist, sondern innerlich, weil wir es selber sind, und über welches wir also auch ein durchaus kompetentes innerliches Urtheil haben, eben sowohl wie im Gebiete der affektiven und praktischen Vernunft; dies ist unsere Seele. Also auf diesem Gebiete (und welches glücklicherweise auch das für die Menschen entschieden wichtigste ist) stelle man sich in durchgängig klar-bestimmter Auffassung fest; und das hier Erkannte mache man dann zugleich auch scharf und entschieden in seinen Verhältnissen zu

*) Vgl. die **Outlines of Astronomy by Sir John F. W. Herschel, London 1849**; eine zweite Auflage eines früheren, ebenfalls populär gehaltenen Werkes, in welcher er zugleich die Entdeckungen seines währenddeß erschienenen, höher wissenschaftlich gehaltenen Werkes: **Results of Astronomical Observations at the Cape of Good Hope (1847)** mitgetheilt hat.

den beiden anderen Vorstellungsgebieten geltend. Man nehme das so eben Erwähnte: den Teufel. Daß man die Existenz eines solchen Wesens annehme, ist allerdings nicht als vernunftwidrig nachzuweisen. Aber für Denjenigen, welcher sich mit der Naturwissenschaft des menschlichen Geistes bekannt gemacht hat, unterliegt es keinem Zweifel, daß es unvernünftig ist, anzunehmen, ein solches Wesen könne irgendwie Vorstellungen, Gedanken, Ansichten, Gesinnungen, Entschlüsse ꝛc. dem Menschen eingeben. Alle diese psychischen Akte und Kräfte kennen wir ihren inneren Organisationsformen und Entstehungsweisen nach vollkommen, und diese zeigen sich als so weit vorliegend in der Entwickelung der menschlichen Seele (vielfach zusammengebildet in einer langen Reihe dafür wesentlich nothwendiger Bildungsprocesse), daß an ein „Eingegebenwerden" durch einen anderen, noch so mächtigen Geist nicht zu denken ist, und also eine solche Annahme für Denjenigen, welcher sich zu der gegenwärtigen Höhe der Vernunft erhoben hat, entschieden als vernunftwidrig sich herausstellen muß. Es giebt allerdings Eingebungen menschlicher Teufel. Aber diese geschehn, wie alle geistigen Uebertragungen (vgl. Heft II, S. 228 ff.), stets durch äußere Zeichen hindurch, und (was hiemit in unmittelbarem Zusammenhange steht) auch sie können nichts eigentlich in die Menschen hineingeben (kein Begehren, kein Wollen ꝛc.), sondern nur zur Erregtheit bringen, was sich bereits innerlich angelegt im Menschen vorfindet. Von allem Dem aber ist, so viel ich weiß, bei dem außermenschlichen Teufel niemals die Rede gewesen.

Also an der Naturwissenschaft des menschlichen Geistes halte man unverrückt fest; und die Unvernunft wird auf allen Seiten immer mehr und mehr verschwinden. In dieser Hinsicht nun ist noch unendlich viel zu thun; besonders auch deshalb, weil man bisher dieser naturwissenschaftlichen Erkenntniß nicht die Selbstständigkeit gegeben, auf

welche sie ihrer Natur und Stellung nach die vollsten Ansprüche hat. Dem bisher in Betracht Gezogenen gegenüber ist die Unvernunft des Materialismus zu überwinden (vgl. Band II, S. 3 ff. und 116 ff.), und ist die Unvernunft der namentlich bei uns in Deutschland leider noch immer so verbreiteten philosophischen Spekulationen zu beseitigen. Im Lichte der streng naturwissenschaftlichen Begründung der Psychologie hat sich gezeigt, daß alle die Systeme, welche man auf der Grundlage einer sogenannten „absoluten Vernunft" aufzubauen unternommen hat, durch und durch vernunftwidrig sind. Das „absolute Ich", die „absolute Anschauung", der „absolute Begriff", und wie diese spekulativen Grundannahmen sonst noch heißen mögen, sind in keiner Weise in der wirklichen Vernunft begründet; und so ist es denn jedenfalls für die Fortentwickelung der Vernunft allgemein-menschlich prädeterminirt, daß man dahin kommen wird, sie als unvernünftig zu erkennen.

Außer den gegenständlichen Beziehungen aber, in welche die Vorstellungsgebiete der äußeren Natur und das des Uebersinnlichen zur Erkenntniß des menschlichen Geistes treten, findet zwischen ihnen noch eine andere, mehr der Erkenntnißform angehörige Beziehung Statt. Das Geistige ist zugleich die Grundlage für jene beiden Klassen von Auffassungen. Diese können nur durch unsere Geistesbethätigungen erworben werden; und da kommt es darauf an, daß wir in diesen geistigen Bethätigungen die verschiedenen Formen oder Verhältnisse auseinanderhalten, und genau und scharf auseinanderhalten. Auch in dieser Hinsicht nun zieht sich durch die ganze Geschichte des menschlichen Geschlechtes ein stätiger Fortschritt der Vernunftbildung. Aber hierüber haben wir schon so vielfach, und namentlich noch wieder im gegenwärtigen Hefte (S. 280 f.) zu reden Gelegenheit gehabt, daß wir uns genügen lassen können, darauf zurückzuweisen.

V.

Zur Vertheidigung und Widerlegung.

Zu meinem Aufsatze über die Dogmatik.

Man hat den Aufsatz, welchen ich im vorigen Hefte (S. 180 — 216) unter der Ueberschrift gegeben habe: „Wie hat sich die Dogmatik zu ihren drei Grundwurzeln, zur Religion, zur Geschichte und zur Philosophie, zu stellen?“ als gegen die Dogmatik geschrieben angesehn. Dies ist unrichtig; derselbe ist entschieden für die Dogmatik geschrieben: einmal in ihrem wahren Interesse, damit sie (theoretisch und praktisch) zu höherer Vollkommenheit ausgebildet werde, und zweitens auch aus ihrem Gesichtspunkte.

Aber ist denn nicht in demselben die Dogmatik der Kritik aus dem Gesichtspunkte der Philosophie unterworfen worden? — Nichts weniger als dies. Allerdings ist die Kritik durch die Philosophie angestellt worden, aber nicht aus irgend einem vorgefaßten philosophischen Gesichtspunkte, sondern aus dem Gesichtspunkte der Sache oder der Dogmatik selber. Hierüber muß ich noch einige weiter eingehende Erklärungen hinzufügen.

Daß die Kritik durch die Philosophie oder, bestimmter, durch die im Charakter der Naturwissenschaft des menschlichen Geistes ausgeführte Philosophie angestellt worden ist, bedarf für den nur einigermaßen Einsichtigen keiner Rechtfertigung. Die Dogmatik ist

jedenfalls ein Produkt des menschlichen Geistes, wie hoch auch die Gegenstände, mit welchen sie sich beschäftigt, über dem menschlichen Geiste erhaben sein mögen. Es versteht sich also von selbst, daß die Wissenschaft vom menschlichen Geiste berechtigt ist, aus der Natur desselben heraus die Anwendung seiner Gesetze zu kontrolliren. In Bezug hierauf nimmt sie die Stelle eines Obertribunals, eines höchsten Revisionshofes ein, von welchem, wenn sie anders die betreffenden Gesetze richtig gefaßt hat, keine weitere Appellation statt findet.

Aber die Kritik ist angestellt aus dem Gesichtspunkte der Dogmatik: wie ja auch daraus hervorgeht, daß sie darauf hinauskommt, es sei die bisherige Dogmatik größtentheils deshalb in der Irre gegangen, weil sie der Philosophie zu viel eingeräumt, deren Einmischung geduldet habe in Punkten, wo sie dieselbe entschieden hätte zurückweisen sollen. Die Dogmatik ist der Hauptsache nach wesentlich eine historische Wissenschaft, und die sich auf die historische Entwickelung der Religion bezieht. Da geht nun die Anklage eben dahin, daß sie bisher der Geschichte und der Religion zu wenig, und dagegen den herrschenden falschen philosophischen Systemen zu viel zugestanden habe. In jenem Aufsatze also liegt das beinah unerhörte Problem vor, daß, während bei fast allen anderen Streitigkeiten zwischen der Dogmatik und der Philosophie die letztere Alles in Allem sein wollte, und der Geschichte und Religion wenig oder nichts in Betreff der zur Lösung vorliegenden Probleme zugestehn, hier im Gegentheil auseinandergesetzt wird, wie die Dogmatik den wohlberechtigten Interessen der Religion und Geschichte Abbruch gethan, die wahre Begründung der Religion, welche von der Philosophie unabhängig sei, verkannt, in Folge hievon den Segen ihrer so überaus wohlthätigen, ja dringend wünschenswerthen Einwirkungen verkümmert, die Geschichte mehrfach unrichtig wiedergegeben habe; und alles

dies in Folge metaphysischer Interessen, durch welche für jene beiden anderen Grundwurzeln die richtigen Auffassungen und Fortwirkungen verrückt und verkümmert worden sind.

Wenn man also sonst gewohnt ist, und in manchen Fällen damit Recht hat, von Seiten der Dogmatiker die Einmischungen der Philosophie mit Mißtrauen und als Anmaßung anzusehn, so fällt hier jede Veranlassung hiezu weg. Der Aufsatz bemerkt auch ausdrücklich (S. 207 ff.), daß die streng im Anschluß an die innere Erfahrung begründete naturwissenschaftliche Philosophie nicht etwa deshalb sich gegen die Einflüsse der bisherigen spekulativen, und in diesem Charakter als falsch bezeichneten Philosophie erkläre, weil sie selber nach der Erbschaft lüstern sei, und in Betreff der Stellung zur Dogmatik an deren Stelle treten wolle. Dies weiset sie entschieden von sich ab. Sie will, auch was sie selber betrifft, vielmehr Demjenigen sein Recht vindiciren, was ihr gegenübersteht: der Religion und der Geschichte. Die Aufgabe des Aufsatzes geht eben dahin, auch in dieser Hinsicht Gott zu geben, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist: die drei Grundwurzeln der Dogmatik in das durch die Natur der Sache wesentlich bedingte Verhältniß zu einander zu stellen. Der Philosophie gehört die wissenschaftlich klare und tiefe Durchbildung des ihr von der Religion und der Geschichte Entgegengebrachten. Aber diese beiden letzteren haben einen durchaus von jener unabhängigen Ursprung; und die streng naturwissenschaftlich begründete Philosophie hat viel zu viel Selbstkenntniß in Betreff dessen, was sie zu leisten im Stande ist, als daß sie sich einbilden sollte, die Religion oder die Geschichte in deren eigenthümlichen, von den ihrigen wesentlich verschiedenen Grundlagen ersetzen zu können.

Was also zuerst das Verhältniß zur Religion betrifft, so ist die Dogmatik allerdings Wissenschaft, aber eine Wissenschaft, welche sich auf das Uebersinnliche bezieht.

Das Uebersinnliche nun liegt uns nicht nur nicht für unsere Erfahrung vor, sondern ist auch in der Erkenntnißform in keiner Art von dem in der Erfahrung Vorliegenden aus zu erreichen (wie etwa die inneren Kräfte der äußeren und der geistigen Natur, welche uns auch nicht unmittelbar in der Erfahrung vorliegen). Wir vermögen die göttliche Weltregierung nicht zu begreifen oder zu konstruiren, die göttlichen Eigenschaften nicht für die Idee Gottes substantiell auszubilden rc. Die uns dafür bleibende Lücke ist nur in den Formen des Glaubens und des Ahnens auszufüllen, welche in das für die Erkenntniß unbestimmt Gebliebene bestimmend eintreten*). Die Religionsphilosophie führt dies auf allgemein-menschlichen Grundlagen aus, die Dogmatik auf geschichtlichen Grundlagen; aber diese Verschiedenheit ist für den hier vorliegenden Streitpunkt gleichgültig. Die Hauptsache ist eben, daß man die affektiven und praktischen Grundmomente festhalte, durch deren ergänzendes Hinzutreten die Lösung der theoretisch unlösbaren Aufgabe möglich gemacht wird. Dies ist wesentlich durch die Natur der Religion bedingt, und nur dadurch auch für ihre wissenschaftliche Auffassung eine fruchtbare Fortwirkung zu gewinnen. Diese affektiven und praktischen Grundmomente aber hat nun eben, mit wenigen Ausnahmen, die Dogmatik nicht festgehalten. Sie hat ihre Lehrsätze fast durchaus in das Metaphysische hinübergespielt, welches wohl bei dem Irdischen, dem in der Erfahrung Vorliegenden, einigermaßen zu erreichen ist, aber für das Ueberirdische entschieden nicht zu erreichen. Die Folge also ist, daß Dasjenige, welches man erstrebt, nicht wirklich erworben wird, während man dagegen auf Das, welches sehr wohl zu erwerben wäre, und sich dann sehr fruchbar erweisen würde, von Anfang an Verzicht leistet. Deshalb haben

*) Vgl. hierüber mein „System der Metaphysik und Religionsphilosophie besond. S. 466 ff. und 548 ff.; auch a. a. O., S. 201 ff.

sich auch fortwährend (denn das menschliche Gemüth läßt sich nicht sein Recht nehmen) den in dieser Weise dogmatisch begründeten kirchlichen Gesellschaften gegenüber andere gebildet, welche, in einem Ueberschlagen nach der andern Seite hin, alle Dogmatik von sich abgelehnt haben. Wie aber jenes von der Dogmatik beobachtete Verfahren der Natur der Religion, und der wesentlichen Bestimmung aller der Wissenschaften, welche dieselbe zu behandeln haben, entgegen ist, so ist es auch Christi Geiste entgegen, bei dem sich entschieden diese metaphysische Richtung nicht findet, der vielmehr stets das Eine, was noth ist, die lebendigen Empfindungen und Neigungen, die affektive und praktische Ausbildung im Auge hat (vgl. a. a. O. S. 190 ff.).

Dies führt uns unmittelbar zum zweiten Hauptpunkte hinüber: daß nämlich die bisherige Dogmatik größtentheils auch die Geschichte unrichtig wiedergegeben hat. Dies nun kann in zwiefacher Weise geschehn, und ist auch wirklich in beiden Weisen von ihr ausgeführt worden. Zuerst material oder in gegenständlicher Beziehung. So bei der Lehre vom Abendmahl: wo sie Christi Worten untergeschoben hat, was in keiner Art darin liegt, und was überdies seinem Geiste und Gemüthe eben so entgegen ist, wie seinen Worten (vgl. a. a. O. S. 194 f.). Und ebenso bei der Paulinischen Erlösungslehre: indem sie, was von Paulus entschieden nur in Bezug auf die frühere Zeit ausgesprochen worden ist, auf die durch Christus begründete anwendet, welche doch Paulus ausdrücklich jener früheren gegenüberstellt (siehe a. a. O. S. 198 ff.). Dann aber, zweitens, kann die Geschichte auch formal unrichtig gefaßt und wiedergegeben werden: wenn man sie nämlich nicht in ihrer geschichtlichen Form aufgefaßt, sondern ihr ungehörig eine andere, die Form des abstrakt-wissenschaftlich oder unabhängig von der historischen Entwickelung Begründeten, unterschiebt. Dies ist von der gewöhnlichen Dogmatik geschehn bei der Lehre vom Sündenfalle. Die biblische Erzählung ist in der

historischen Stellung, welche sie einnimmt, höchst bewunderungswürdig, und in diesem Charakter in ihrem vollen Werthe anzuerkennen; aber sie ist eben von vorn herein gar nicht im allgemein-doktrinellen Charakter ausgebildet worden (a. a. O. S. 204 ff.). Und in eben der Art (um diesem Beispiele ein weiter abliegendes an die Seite zu stellen) ist es geschehn bei der Geltung, welche man den symbolischen Büchern zugeschrieben hat. Auch diese sind wieder in ihrer historischen Stellung höchst verehrungswürdig und schätzbar (vgl. a. a. O. S. 197 f.). Aber sie sind (man denke nur an die Augsburgische Konfession, an welcher Melanchthon, wie geschichtlich feststeht, bis zum Augenblicke ihrer Uebergabe fortwährend geändert, und die er dann eben so wieder nach ihrer Uebergabe verändert hat) gar nicht anders gemeint gewesen, als daß sie nur historische, nicht daß sie eine abstrakt-wissenschaftliche Gültigkeit haben sollten.

Also die Tendenz dieses Aufsatzes (um es zum Schlusse noch einmal zusammenzufassen) geht keineswegs dahin, der Dogmatik ungehörig eine falsche philosophische Färbung aufzubringen, sondern, ganz im Gegentheil, dieselbe auf die falschen Färbungen, welche sie im Laufe der Zeiten von den herrschenden spekulativen Systemen angenommen hat, aufmerksam zu machen, und sie zu einer, in jeder Beziehung ungefärbten Auffassung ihrer historischen Grundlagen zu veranlassen. Hat der Verfasser hiebei geirrt, so widerlege man ihn.



I.

Zur ästhetischen Kunstlehre.

Die Ausbildung der Künste. Ihre Anbahnung und ihr Fortgang.

Unser gesammtes Leben ist in dem Maße mit Produkten der Kunst durchflochten, daß der Schein entstehn kann, als müsse dies immer so gewesen sein, und wir uns kaum versucht fühlen, nach den Anfängen davon und nach den Anstößen zu fragen, durch welche diese vermittelt worden sind. Hat doch Alles, was wir im Gebrauche haben, täglich und stündlich, mehr oder weniger daran Theil. Und eben so mit der Kunstbethätigung. Im Singen, auch wohl im Zeichnen wird selbst in niederen Schulen Unterricht ertheilt. Und wer hätte nicht einmal ein Gedicht gemacht? — Also die Kunst erscheint gegenwärtig in jeder Beziehung als ein grundwesentliches Element unseres Lebens, von welchem wir uns kaum denken können, daß es jemals gefehlt haben sollte.

Aber die Geschichte zeigt uns entschieden das Gegentheil. Wie wenig wir auch von den frühesten Anfängen des menschlichen Geschlechtes wissen mögen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß bei allen Völkern, und namentlich auch bei den Griechen, welche doch später gerade hierin als Vorgänger und

Muster so groß dastehn, viele Jahrhunderte vergangen sind, ehe man auch nur den Versuch gemacht hat, etwas einem Kunstwerke Aehnliches zu bilden. Als man sich dann diese Aufgabe stellte, waren die ersten Produkte überaus unvollkommen. Es mußte wieder eine lange Zeit vergehn, bis man sich nur einigermaßen aus dem Rohen hervorbildete, und eine noch längere, bis man ästhetisch schöne Werke zu bilden im Stande war*). Dabei liegt in allen diesen Beziehungen, und eben so in der weiteren Fortentwickelung, eine zum Theil sehr bedeutende Verschiedenheit zwischen den verschiedenen Künsten vor. Die Bilder der griechischen Helden und Götter hatten bereits vor langer Zeit in dem poetischen Gewande der Homerischen Gesänge eine ideale Vollkommenheit erworben, welche alle späteren Jahrhunderte als eine „klassische" anerkannt haben, und noch immer wollte es nicht gelingen, für ihre plastischen Darstellungen eine Idealität zu gewinnen, welche Dem auch nur von weitem nahe gekommen wäre; und als später in der Bildhauerkunst der Gipfelpunkt der Ausbildung erreicht war, sehn wir die Malerei noch weit von demselben entfernt.

Diese Thatsachen nun bringen uns sehr interessante Probleme entgegen für die naturwissenschaftliche Psychologie. In

*) Man vergleiche in dieser Hinsicht namentlich die von Winckelmann (im 3ten Bande seiner „Geschichte der Kunst des Alterthums") mitgetheilten Ausführungen, wie der Bildhauerei der ältesten Zeit „die Zierlichkeit viel zeitiger als die Schönheit eigen geworden"; wobei er sich namentlich auf eine uralte Pallas in der Villa Albani beruft, „an welcher bei der gemeinsten und schlechtesten Form des Gesichtes das Gewand mit unendlicher Feinheit geendigt ist". Und ganz dasselbe habe sich dann in den Anfängen der neueren Kunst, bei den Vorgängern der wahrhaft großen Meister wiederholt, wie dies namentlich in verschiedenen Grabmälern (von Sansovino und Anderen aus dem Anfange des 16ten Jahrhundertes) vorliege, deren Figuren alle sehr mittelmäßig, aber die Zierrathen dergestalt ausgearbeitet seien, daß dieselben unseren Künstlern zum Muster dienen könnten, und der alten Arbeit dieser Art gleichgeachtet würden.

welcher Art ist das Allgemein-menschlich-Gleiche, und wie sind die Besonderheiten bedingt, mit welchen innerhalb desselben in den verschiedenen Kunstgebieten die Anfänge und die Fortentwickelung auseinandertreten? — Durch die streng naturwissenschaftliche Erforschung unserer Seele ist tiefer eingehend nachgewiesen worden, was den äußeren, und was den inneren Faktoren angehört in der künstlerischen Produktion; und sie hat die verschiedenen Bildungsprocesse auseinanderzuhalten gelehrt, durch welche die sinnlichen Auffassungen der Natur zu ästhetischen ausgebildet, und zur ästhetischen Bethätigung, zum künstlerischen Schaffen hinübergeführt werden. Indem uns also vermöge dessen auch diese, während der Herrschaft der alten Psychologie in tiefes Dunkel gehüllte Region des geistigen Lebens in allen Theilen genetisch-klar vor Augen liegt, dürfen wir auch für die in den angegebenen Beziehungen vorliegenden Probleme eine Lösung hoffen, welche sich von allen historischen oder psychologischen Fiktionen frei erhält, und rein die Natur der Sache wiedergiebt. Dies ist es, was sich die vorliegende Abhandlung als Aufgabe stellt.

I. Der Anfang.

Wir haben angeführt, daß wir unter den gegenwärtigen Verhältnissen uns kaum eine Zeit denken können, wo die Künste noch nicht vorhanden waren. Aber versetzen wir uns lebendig in die Zustände der rohen Völker zurück, so ergiebt sich gewissermaßen das Gegentheil: die Kunstbethätigung erscheint so wenig als natürlich, daß es uns beinah als unbegreiflich vorkommt, wie sie nur überhaupt habe entstehn können. Nicht nur, daß alle äußeren Antriebe, wie sie sich gegenwärtig von allen Seiten her wirksam erweisen, gänzlich fehlten, daß es keine Kunstausstellungen gab, keine Koncerte, keine Kunstliebhaber oder sonst solche, welche geneigt gewesen wären, an der-

gleichen Gefallen zu finden: durch die Unbilden der Witterung, durch die ungleich schwerer zu befriedigenden Bedürfnisse der Nahrung, der Kleidung, durch äußere und innere Feinde rc. sehn wir die Menschen von allen Seiten so in Anspruch genommen, ihnen fortwährend so dringende Aufgaben gestellt, daß man (wenigstens was die meisten Länder betrifft) kaum begreift, woher sie Zeit und Kraft, und woher sie insbesondere die Freiheit des Geistes genommen haben, sich irgend eine Kunstaufgabe zu stellen. Nicht nur dies aber, sondern auch wo das Klima und die sonstigen angegebenen Verhältnisse noch so günstig waren: woher nur (was den Hauptpunkt für unsere jetzige Untersuchung bildet) die inneren Anstöße, dergleichen zu unternehmen, was doch jedenfalls so große Schwierigkeiten und Mühen darbot, für die damalige Zeit namentlich, wo noch in keiner Beziehung Vorbilder und Vorbereitungen dafür existirten? Ohne Motive kein Handeln; und wie also sind ihnen zuerst die Bewegkräfte für eine so ungewohnte und so schwer auszuführende Bethätigung entstanden?

Damit diese Frage in voller Bestimmtheit und Schärfe aufgefaßt und dann auch beantwortet werde, müssen wir noch einige genauer umgränzende und erläuternde Bemerkungen hinzufügen. Auch in jener früheren Zeit konnten allerdings wohl äußerliche Motive die Menschen dahin bringen, Dies oder Jenes zu unternehmen und auszuführen, welches äußerlich eine gewisse Aehnlichkeit hat mit späteren Kunstleistungen. Ein anhaltender Regen veranlaßt sie, ein Schutzdach zu bauen. Ein Feind hat in der Wohnung eines Abwesenden eine Zerstörung ausgeführt; ein Nachbar, darum befragt, zeichnet die Gesichtsumrisse desselben im Sande. Es hat ein Kampf Statt gefunden zwischen zwei Stämmen; der Anführer, welcher so eben davon zurückgekehrt ist, giebt einem Verwandten, der durch Krankheit zu Hause gehalten worden ist, eine Erzählung davon, vielleicht eine mit einem gewissen höheren Schwunge der

Erinnerung und Darstellung ausgeführte. Alles dies aber, wenn es auch in den Produkten eine gewisse Aehnlichkeit damit hat, ist doch keine künstlerische Bethätigung, sondern eine Bethätigung aus Interessen des Lebens und seiner Verhältnisse heraus: ein Thun im Dienste bestimmter äußerer Zwecke, während dagegen das künstlerische (dies können wir gegenwärtig wohl als allgemein zugestanden ansehn) keinerlei Zwecke außer der Kunst selber kennt.

Also wie ist man nun zu diesem letzteren gekommen? — Wir müssen diese Frage noch von einer anderen Seite ins Auge fassen. Man hat die Kunst als „Nachahmung der Natur" charakterisirt. Aber wie kommt denn der Mensch ursprünglich dazu, diese im künstlerischen Interesse nachahmen zu wollen? — Gewährt sie ihm Genuß, so giebt er sich Dem hin, so lange derselbe währt; ein auf ihre Nachahmung gerichtetes Thun würde ihn ja nur in diesem Genusse stören. Anfangs denkt er gar nicht daran, daß auf den Sommer ein Winter folgen wird, welcher die Bäume kahl macht, daß der Mensch, an dessen Gestalt er sich erfreut, sterblich ist ꝛc. Selbst dann aber, wenn die Erkenntniß hievon in ihm das Verlangen hervorriefe, etwas zu machen, was seinen Genüssen eine längere Dauer verschaffte, und er dies zu bewerkstelligen im Stande wäre, so würden wir doch darin noch immer keine Kunstbethätigung haben. Die Bethätigung würde eben nicht weiter reichen als die Natur und als die äußeren Interessen, während es doch eben für die Kunst wesentlich ist, in beiden Beziehungen weiter zu reichen. Für die Kunst im wahren Sinne dieses Wortes haben wir als das eigentlich Charakteristische anzusehn, daß sie etwas Höheres schafft, als die Natur: gegenüber Demjenigen, was ihr von dieser real entgegengebracht wird, ein Ideales, ein irgendwie innerlich oder geistig Bestimmtes.

Wir wissen nun schon aus früheren Untersuchungen*), woher dieses Höhere, dieses Ideale, durch welches sich die Kunst über die Natur erhebt, seinen Ursprung hat. Alles künstlerische Schaffen wurzelt zuletzt oder elementarisch in Naturauffassungen; aber diese werden aus- und umgebildet durch zwei Bildungsprocesse.

Zuerst dadurch, daß sich der Naturauffassung im Charakter der Gleichgestimmtheit ein Inneres anschließt, welches wir der Natur als Inneres unterlegen. Erst vermöge dessen wird die Auffassung zu einer ästhetischen. So lange wir uns bei der Rose nur an der Farbe, an dem Geruche, an der Stellung der Blätter in der Blüthe ꝛc. ergötzen, so lange haben wir eine bloße sinnliche Auffassung von ihr; wir gelangen zu einer ästhetischen erst, wenn sich uns diese Auffassung vertieft durch das Hinzutreten einer entsprechenden geistigen Stimmung (der Liebe, oder dessen, was Liebe einzuflößen geeignet ist). Die Auffassung des Felsens, an welchem sich die stürmenden Wogen brechen, ohne daß sie ihn aus der Stelle rücken können, wird zu einer ästhetischen, indem wir sie vertiefen oder verinnerlichen durch die Empfindung der Standhaftigkeit, welche ungeachtet aller Verfolgungen und sonstigen Unbilden furchtlos und ohne Wanken ihre erhabenen Zwecke verfolgt ꝛc. So mit allem Uebrigen. Das Aesthetische (wie ich es bestimmter bezeichnet habe) verhält sich zu denjenigen affektiven Akten unserer Seele, welche durch die sinnlichen Eindrücke der Dinge hervorgebracht werden, wie das Metaphysische zum gewöhnlichen Vorstellen, oder auch zum Logischen. Wir bleiben nicht stehn bei den Wirkungen auf unsere Sinne; sondern über diese hinaus fassen wir zugleich das An-sich der Dinge auf, oder Dasje-

*) Vgl. meine „Pragmatische Psychologie", Band II, S. 176 ff. u. 222 ff.

nige, was sie innerlich in oder für sich selber sind; wie bei dem Metaphysischen in der Form des Vorstellens und Denkens, so bei'm Aesthetischen in der Form des Affektiven oder der Empfindung. Allerdings indem wir das innere Sein oder die innere Stimmung unmittelbar überhaupt nur bei einem einzigen Wesen aufzufassen im Stande sind, nämlich bei uns selber: so müssen wir der Natur unser Inneres oder unsere Seele leihen, wenn wir dazu kommen sollen, ihr Inneres oder ihre Seele aufzufassen; und wir kommen hiemit bei Allem, was von unserer Natur verschieden ist, nicht über Gleichnisse und Ahnungen hinaus; aber gerade hierin hat das Aesthetische, und hat die wahre Kunst, welche sich stets in diesem Charakter ausbildet, ihr eigenthümliches Wesen.

Der zweite Bildungsproceß, vermöge dessen sich die Kunst über die Natur erhebt, ist der des Idealisirens. Die Naturauffassungen haben im Künstler Hunderte und Tausende von Akten zur Ausbildung gebracht, welche den Charakter von Steigerungen an sich tragen. Was wird geschehn? — Indem sie sich reproduciren, werden die höher gesteigerten auch eine höhere Schwungkraft geltend machen; und so wird sich eine Art von geistigem Gährungsprocesse einleiten, in welchem sich diese immer mehr in die Höhe arbeiten und koncentriren; während dagegen die weniger gesteigerten immer mehr herabsinken und zuletzt für die Erregtheit der Seele ausscheiden. Das Ideal also besteht den Elementen nach durch und durch aus Auffassungen von Wirklichem (auch bei ihm haben wir keine Ausnahme von dem allgemeinen Naturgesetze, daß aus nichts nichts werden kann); aber dessenungeachtet ist es ein weit über alles Wirkliche Hinausgehendes: indem es das Vollkommenste aus den Hunderten und Tausenden von Auffassungen, welche der Geist des Künstlers erworben und aufbehalten hat, in Einen Akt verschmolzen wiedergiebt; verschmolzen

nicht etwa in Folge einer absichtlichen Auswahl (eine solche führt beinah unausbleiblich nicht zum Ideal, sondern zur Karikatur), sondern mehr oder weniger unabsichtlich und unbewußt in Folge der natürlichen Bewegungskräfte, welche den verschmolzenen Akten vermöge ihrer eigenen Natur inwohnen. Das Ideal, welches im Kunstwerke zum Abdruck kommt, wird nicht gemacht, sondern macht sich selber.

Diese beiden Momente, obgleich sie sich bei allen wahren Kunstwerken wesentlich verbunden zeigen, haben doch, wie aus der gegebenen Auseinandersetzung erhellt, einen verschiedenen Ursprung und verschiedene Charaktere. Das zweite liegt mehr nach der objektiven Seite hin: indem ja die Schwungkräfte ursprünglich durch die Naturauffassungen bedingt werden, wenn auch ihre Durcharbeitung und die Koncentrirung der am höchsten gesteigerten im menschlichen Geiste erfolgt. Wir haben insofern allerdings auch eine subjektive Bedingtheit und (um hieran sogleich eine wichtige Anwendung zu knüpfen, welche das Hauptproblem des gegenwärtigen Aufsatzes trifft) einen historischen Charakter, möge nun die Modifikation, welche für die ideale Verschmelzung entsteht, durch den geistigen Erwerb des Individuums, oder durch den einer größeren Gemeinschaft und einer Reihe von Generationen bestimmt sein. Aber die Entscheidung darüber, was innerhalb der Gesammtmasse dieses geistigen Erwerbes sinkt und steigt, und sich koncentrirt, wird doch aus dem Objektiven heraus oder durch Dasjenige gegeben, was in den Naturauffassungen aus den Dingen stammt, und deren Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten repräsentirt. Ganz anders dagegen mit dem ersten Momente, welches eben so augenscheinlich mehr nach der subjektiven Seite hinliegt. Es sind, wie bemerkt, unsere Stimmungen, die wir der Natur leihen müssen, wenn die sinnlichen Auffassungen zu ästhetischen oder für die wahre Kunst geeigneten Auffassungen werden sollen. Allerdings (denn auch hier haben wir ja

grundwesentlich Produkte aus beiderlei Faktoren) erfolgt die Unterlegung den affektiven oder Stimmungscharakteren gemäß, welche uns das Objektive entgegenbringt. Aber was wir unterlegen, ist doch wesentlich subjektiv oder geistig modificirt. In Folge dieser Verschiedenheit des Ursprunges und der Charaktere nun können dann auch beiderlei Momente in den mannigfachsten Graden das eine ohne das andere und mit ihm gemischt sein. Es giebt eine Idealisirung bloß sinnlicher Genüsse, und die zu Idealen von sehr hoher Steigerung und Schwungkraft führen kann; und es giebt auf der anderen Seite ein hingebendes Sich-versenken in einzelne Natureindrücke, mit einem sehr hohen Grade der Verinnerlichung. Aber im ersten Falle bleibt es bei dem bloß sinnlichen Charakter, und wenn sich eine Produktion anschließt, so ist es doch keine wahrhaft künstlerische, weil sie ein Werk ohne Seele, eben eine bloße Nachahmung der Natur liefert; und im zweiten Falle haben wir Seele, Vertiefung oder Vergeistigung der Natur, aber keine Produktion.

Dies führt uns unmittelbar hinüber zu einigen anderen wichtigen Bemerkungen. Sind auch allerdings beiderlei Momente verschiedenen Ursprungs und von verschiedenen Charakteren, so ist es doch natürlich, daß durch das Hinzutreten des Innerlichen zu dem sinnlich von der Natur Aufgefaßten die Schwungkraft dieser Akte nicht nur einen edleren Charakter annehmen, sondern auch größer werden muß, namentlich Demjenigen gegenüber, was etwa störend darauf einwirken könnte, möge dies nun in anderen affektiven Eindrücken oder worin sonst bestehn. Die Macht der zur Idealisirung zusammenwirkenden Akte wird verdoppelt, und mehr als verdoppelt, und es erfolgt überdies eine Art von Ablösung im Verhältniß zu den äußeren Eindrücken: indem sie ja in eine innige Verbindung mit Innerem treten, und also selbst verinnerlicht werden. Also die Idealisirung, welche der Kunst zum Grunde liegt (im Un-

terschiede von der früher bezeichneten rein sinnlichen), entwickelt sich wesentlich im Zusammenwirken von beiderlei Elementen, und vermöge dieses Zusammenwirkens erhebt sich die künstlerische Produktion als ein Höheres über die Natur hinaus. Und wie die innere Kunstproduktion, so zeigt sich dann auch die äußere in diesem innigen Zusammenwirken von beiderlei Elementen bedingt. Woher diese letztere? Warum läßt sich der Mensch nicht genügen an dem inneren idealen Erwerbe? Was treibt ihn, diesen zu veräußerlichen, ihn, nicht selten mit großem Aufwande von Zeit, von Kräften, von Mitteln, außer sich hinzustellen, sei es nun im Stein, oder auf der Leinwand, oder in Tönen, oder in Wörtern, oder wie sonst noch? — Die Antwort lautet: bringen wir Alles in Abzug, was sich von fremdartigen Motiven anschließen kann, so bleibt als das innerlich und wesentlich Bedingende die Unsicherheit der innerlich gestimmten und idealen Produkte, welche aus dem Zusammenwirken der bezeichneten beiden Bildungsprocesse hervorgehn. Wie ihm die innere künstlerische Conception, wo sie in der höchsten Vollkommenheit und Reinheit zur Ausbildung kommt, vermöge einer Art von Inspiration, oder als „ein Geschenk von oben her" gegeben wird, von dem er selber nicht recht anzugeben weiß, wie er dazu gekommen ist (vgl. Band I, S. 433 ff. und das dort weiter Angeführte), so kann sie ihm auch wieder genommen werden. Was unter so vielen Schwierigkeiten und Hinderungen zusammengewachsen ist, kann auch wieder auseinanderfallen. So drängt es ihn dazu hin, durch äußere Darstellung für den inneren Erwerb eine Fixirung, eine größere Stätigkeit und Sicherheit zu gewinnen. Allerdings hat es von jeher bei Künstlern nicht an Klagen gefehlt, daß, was sie in ihren Werken äußerlich hingestellt, doch mehr oder weniger hinter Dem zurückgeblieben sei, was ihnen vor dem inneren Blicke gestanden. Karoline von Wolzogen erinnerte sich noch in späteren Jahren oft des Augen-

blickes, wo Dannecker in Stuttgart, nachdem er die letzte Hand an Schiller's Büste gelegt, zu ihr herangetreten sei, mit Thränen im Auge und mit den Worten: „Ach es ist doch nicht ganz, was ich gewollt habe"*). Aber dessenungeachtet gewährt die äußere Darstellung eine vollkommenere Fixirung, als sich auf die Länge für die inneren Ideale hätte erwarten lassen, die eben nur von Zeit zu Zeit in vollem Glanze aufflammen, und dann wieder mehr oder weniger verdüstert werden, sich also bald dem unmittelbaren Bewußtsein in diesem schwankenden Charakter darstellen. Dies ist es, was unabhängig von allen Motiven, welche sich in äußerer Bedingtheit anschließen mögen, rein aus der inneren Natur der künstlerischen Produktion selber, den plastischen Künstler antreibt, zum Thon, und dann vielleicht zum Marmor und zum Meißel, den Maler zur Leinewand und zum Pinsel zu greifen, und so durch alle übrigen Künste hindurch.

Wir haben nun einen vollständigen Ueberblick gewonnen über die inneren Bildungsmomente, welche wesentlich zur Erzeugung jedes wahren Kunstwerkes zusammenwirken müssen, von den affektiven Naturauffassungen bis zur Vollendung des geistigen Schaffens und dem Hindrängen zum äußeren. Aber ist nun hiemit die Gesammtheit dessen erschöpft, was die künstlerischen Produktionen bedingt? — Unstreitig nicht, sondern zu den bezeichneten inneren Bildungsmomenten müssen noch zwei äußere hinzukommen, von welchen das eine vor diesen inneren, das andere nach ihnen liegt. Es müssen überhaupt affektiv höher stimmende Eindrücke gegeben sein. In einer durchaus unschönen Naturumgebung, oder mehr im Besonderen, inmitten durchaus unschöner menschlicher Gestalten, und welche entschieden in diesem Charakter, indifferent oder abstoßend, auf den Beschauer einwirken, können keine künstlerische Produktionen

*) Neuer Nekrolog der Deutschen vom Jahre 1847, Band 1, S. 26.

in Betreff der dadurch gegebenen Gegenstände zu Stande kommen, indem ja die beiden Momente, welche über diese Natur hätten hinausführen können, die Fortwirkung zur affektiven Vertiefung, und der geistige Gährungsproceß, welcher zur Koncentrirung und Verschmelzung im Charakter des Idealen führt, von vorn herein unmöglich gemacht werden. Und ähnlich nach der anderen Seite hin: es muß äußerlich die Möglichkeit gegeben sein für die äußere Darstellung dessen, was sich als Ideal ausgebildet hat. Man nehme Fälle, wo die Bedingungen dafür außer dem Bereiche der menschlichen Kräfte liegen: eine ideale Umstimmung der Witterung, oder (um Dem Gewichtigeres anzuschließen) Ideale der bürgerlichen Gesellschaft, der religiösen Gemeinschaft, die sich in menschenliebenden Gemüthern unter entschieden widerstrebenden politischen, socialen, gemüthlichen Verhältnissen ausgebildet haben. Für die innere Produktion, vielleicht bis zur höchsten künstlerischen Vollkommenheit, haben sich alle Bildungsmomente zusammengefunden; aber hiebei bleibt es, wie groß auch in einzelnen Augenblicken der Drang zur Verwirklichung dieser Ideale sein mag. Für die äußere Darstellung fehlen allgemein-menschlich die äußeren Bedingungen. So nun bei allen Künsten, auch wo die Materialien und ihre Bewältigung nicht allgemein-menschlich unmöglich sind, sondern nur für gewisse Klassen von Individuen oder unter gewissen besonderen Verhältnissen.

Hiemit sind nun die wesentlichen Grundfaktoren angegeben, welche für die künstlerische Bethätigung erfodert werden. So lange diese noch nicht vorhanden sind, so lange kann auch die Kunst nicht vorhanden sein; sobald sie zu ihrer Ausbildung gelangt sind, geht auch für diese ihr Morgenroth auf; denn wie die Wirkung nicht erfolgen kann, wo die wesentlichen Ursachen fehlen, so werden auch diese, wo sie sich zusammenfinden, und nichts übermächtig entgegenwirkt, nothwendig zur Wirkung hindrängen. Um diese wesentlichen Grundfaktoren herum

zeigt sich dann freilich (worauf wir ebenfalls schon hingedeutet haben) noch eine unbestimmte Atmosphäre von unwesentlichen, welche gelegentlich darauf Einfluß gewinnen, bald fördernd durch hinzugegebene Spannungen oder Reizsteigerungen, und bald hindernd und hemmend: Motive des Bedürfnisses, des Gewinnes, der Ehre, der Mode, der Kritik rc. Alle diese Motive aber, wie mächtig sie sich auch zu Zeiten erweisen mögen, wirken doch nur sekundär mit, und ihre Mitwirkung wird sich, wenn wir den Maßstab des Aesthetisch-Idealen schärfer anlegen, selbst im günstigsten Falle als mehr oder weniger störend nachweisen lassen. An Förderungen und Störungen und fremdartigen Einmischungen dieser Art ist die Kunstgeschichte sehr reich; auch schon was den ersten Anstoß betrifft, sind sie (wie wir sogleich sehn werden) nicht ohne Einfluß. Aber jedenfalls vermögen sie den Mangel der vorher bezeichneten wesentlichen Bildungsmomente in keiner Weise zu ersetzen; und so lange und wie weit diese noch nicht zur Entwickelung gekommen sind, kann es eben noch keine Kunst geben im engeren Sinne dieses Wortes. Wir veranschaulichen uns dies in bestimmterer Ausprägung, indem wir es mehr im Einzelnen zur Anwendung bringen.

II. Die Verschiedenheit des Anfanges bei den verschiedenen Künsten.

In der allerersten Zeit fehlen die grundwesentlichen Faktoren für alle Künste. Selbst die sinnlichen Affektionen sind noch nicht kräftig oder innerlich genug, haben noch zu viel passive Hingebung; und noch weit weniger kann die Vertiefung im Charakter des An-sich eintreten: da ja noch kein Inneres vorhanden ist, oder doch nicht in genügendem Umfange, welches für diese Vertiefung hinzutreten könnte. Angeborene affektive Stimmungen (wenn man auch allerdings früher Dem Aehn-

liches angenommen hat) giebt es eben so wenig, wie ein Wille, ein Verstand, oder irgend etwas Anderes, was in den Formen der ausgebildeten Seele gedacht wird, angeboren sein kann. So lange aber diese Grundbedingung der ästhetischen Ausbildung mangelt, können auch keine ästhetischen Idealisirungen und kein schöpferisches Hindrängen zu äußeren Kunstdarstellungen eintreten. Also wie wird nun dies Alles für die verschiedenen Kunstgebiete vermittelt, für welche es (wie wir schon angedeutet haben) zu verschiedenen Zeiten, und die zum Theil sehr weit von einander abstehn, zur Ausbildung kommt?

Die Kunstgeschichte zeigt uns in dieser Hinsicht manche individuelle Verschiedenheiten. Individuelle Verschiedenheiten, die von innen her bedingt sind: durch verschiedene Grade der Reizempfänglichkeit, der Kräftigkeit, der Lebendigkeit bei Individuen und bei ganzen Völkern, welche also die betreffenden Affektionen und in Folge hievon die daran geknüpften Fortwirkungen, früher oder später, zahlreicher oder weniger zahlreich, höher oder weniger hoch gesteigert, beweglicher oder weniger beweglich ꝛc. entstehn lassen. Und eben so liegen uns in der Kunstgeschichte mannigfache individuelle Verschiedenheiten vor, welche von außen her: durch die Natur oder durch die Schicksale der Individuen und Völker bedingt sind. Dem Sohne eines Musikers, eines Malers ꝛc. bieten sich von der frühesten Kindheit an unzählige Gelegenheiten zu Auffassungen dar, welche bei anderen Kindern fehlen. Die Liebe stimmt poetisch, während die noch so innige Freundschaft im Allgemeinen in der Prosa läßt. Und ähnlich wird überhaupt die ästhetische Produktion durch Alles gefördert, was in die Seele eines Menschen in höheren Graden von den gewöhnlichen abstehende Entwickelungen hineingiebt*). Aber alle diese individuell fördernden oder hindernden Faktoren lassen wir hier zur Seite

*) Vgl. meine „Pragmatische Psychologie", Band I, S. 338 ff.

liegen. Wir haben es nur mit denjenigen zu thun, welche allgemein-menschlich-gleich die Anfänge der verschiedenen Künste bedingen.

Da treten nun zuerst in sehr bemerkenswerther Beziehung die objektiven und die subjektiven Künste auseinander (vgl. Band I, S. 477 ff. dieses „Archives"). Bei den ersteren (man denke an die Bildhauerkunst, oder an die Malerei) kommt uns der erste Anstoß zu den ästhetischen Entwickelungen von der Natur, vom Aeußeren her. Den Auffassungen des Objektiven (einer menschlichen Gestalt ꝛc.), die in jeder Hinsicht das Erste sind, legen wir in der bezeichneten Weise unser Inneres vertiefend unter. Die subjektiven Künste dagegen (die Musik, die Poesie, die Mimik ꝛc.) haben ihre ersten Anfänge in einem Inneren (in Empfindungen, Phantasien, Gemüthsbewegungen ꝛc.), welches äußerlich hervortritt. Dieses Innere giebt freilich (wohl zu merken) auch hier nur den Anstoß für die natürliche Aeußerung, welche von der künstlerischen Bethätigung noch sehr weit ab liegt. Ein Jauchzen, ein Laut des Schmerzes, eine von selbst erfolgende Gebehrde, von welcher Art auch die innere Bewegung sein möge, durch welche sie gewirkt werden, sind kein Singen, keine Mimik. Die künstlerische Produktion, oder vielmehr die lange Reihe von Entwickelungen, welche zuletzt zu ihr hinführen, nimmt auch bei den subjektiven Künsten ihren Anfang erst in den Auffassungen dieser natürlichen Aeußerungen. Erst an diese können sich die bezeichneten Bildungsprocesse anschließen, durch welche auch hier ein über die Natur Hinausgehendes hervorgebracht wird. Also insoweit ist die Verschiedenheit zwischen diesen beiden Hauptklassen der Künste so groß nicht. Aber allerdings ergiebt sich ein nicht unbedeutendes Auseinandertreten dadurch, daß bei den subjektiven Künsten das Innere, welches die Auffassungen vertieft, unmittelbarer gegeben ist: denn es ist ja dem Aufgefaßten vorangegangen, während

dasselbe bei den objektiven Künsten erst hinterher hinzugegeben werden muß, und es sich fragt, ob und in welcher Vollkommenheit dies geschehn wird. Die sinnliche Auffassung einer menschlichen oder einer Thiergestalt kann auch eine bloß sinnliche bleiben; dagegen den Auffassungen von den Aeußerungen unserer Empfindungen und Gemüthsbewegungen in Tönen, oder in Worten, oder in Gestikulationen ihre geistigen Grundlagen schon von vorn herein eigen sind. Und ähnlich dann auch mit der äußeren Darstellung. Bei den subjektiven Künsten sind die Materialien zu dieser unmittelbar im Darstellenden selber gegeben, in den Bethätigungen seiner eigenen Kräfte; während er sich bei den objektiven Künsten diese Materialien erst von außen her verschaffen und die Manipulationen und Geschicklichkeiten für ihre Bewältigung erwerben muß. Aus dem Einen wie aus dem Anderen also ergiebt sich, in grundwesentlicher Bedingtheit, weshalb im Allgemeinen die subjektiven Künste früher zur Ausbildung gelangen, als die objektiven.

Man bringe sich dies zu einer noch bestimmteren Anschauung, indem man die Darstellung derselben Gegenstände durch die einen und durch die anderen zusammenstellt, z. B. die Darstellung einer Göttergestalt, einer Schlacht, durch die Dichtkunst und durch die Skulptur oder die Malerei. Der Dichter schildert zunächst, was er dabei empfunden hat, und wenn er hierüber hinausgeht zur Darstellung fremder Gemüthsbewegungen, Charaktere 2c., so hat er doch auch hiefür die Materialien unmittelbar in sich, was die Ausbildung des Inneren betrifft, in seinen eigenen Gemüthsbewegungen, Entschlüssen 2c., und für die äußere Darstellung in der auch sonst von ihm gebrauchten Sprache. Dagegen der Bildhauer, der Maler in allen diesen Beziehungen größere Schwierigkeiten zu überwinden haben. Selbst die Unterlegung des Inneren tritt für sie gewissermaßen in eine größere Ferne, indem sie ja durch die äußere Gestalt

hindurch geschehn muß; und die geschickte Bewältigung der Stoffe, welcher sie für die Darstellung bedürfen, erfodert eine lange Reihe von Vorübungen durch eine lange Reihe von Generationen hindurch. Hierin also findet (um es sogleich durch die Veranschaulichung an einem Einzelnen näher zu rücken) die schon früher erwähnte Thatsache ihre Erklärung, daß, als die epische Poesie bei den Griechen in den Homerischen Gesängen schon zu einer gewissermaßen für alle Zeiten unübertrefflichen Ausbildung gelangt war, die Skulptur und die Malerei, auch in Betreff derselben Gegenstände, noch in den ersten unvollkommenen Vorübungen befangen waren.

Wir wenden uns nun zunächst zu einer Vergleichung der verschiedenen objektiven Künste. Die Geschichte lehrt, daß bei allen Völkern die Baukunst die Chorführerin für alle anderen gewesen ist. Dies hat für den ersten Anblick unstreitig manches Auffallende. Die unorganische Natur, in welcher sich ihre Werke bethätigen, liegt von der menschlichen Natur am weitesten ab; somit ist auch die innere Ergänzung oder Vertiefung, auf welche es für das Aesthetische ankommt, am schwierigsten und am unvollkommensten zu vollziehn; und Dem entsprechend (sollte man denken) müßte auch den Bethätigungen daran (man halte sie mit der Malerei zusammen) das wenigste innere Interesse abzugewinnen sein. Dies scheint auch dadurch bestätigt zu werden, daß sie in der späteren, z. B. in der gegenwärtigen Zeit, weit weniger allgemein geübt wird, und namentlich ungleich weniger Dilettanten und Liebhaber zählt, als die Malerei.

Alles dies ist richtig; aber eine tiefere Erfassung der bezeichneten Momente führt dennoch zu entgegengesetzten Resultaten, und welche mit dem historisch Vorliegenden einstimmig sind. Je weiter abstehend nämlich die Gegenstände, und je unvollkommener also die Unterlegung des Inneren oder des An-sich, welche für den Menschen ausführbar ist: um desto

weniger umfangreich ist auch die Aufgabe, sowohl was diese Unterlegung oder Vertiefung selbst, als was die Idealisirung und was die äußere Nachbildung betrifft. Die Vertiefung geschieht in der frühesten Zeit vorzüglich durch die Empfindungen der kräftigen Haltung, der Festigkeit, der Dauer: Empfindungen, welche dem noch ungeschwächten Menschenschlage dieses Zeitalters am nächsten sind, indem sie ja fortwährend mehr oder weniger von ihm ausgebildet werden, und seine innerste Natur reflektiren. Eben deshalb hat es dann auch keine Schwierigkeit, daß diese Empfindungen durch die Aneinanderreihung einer größeren Anzahl von Akten zu idealer Höhe gesteigert, und so über die Natur hinaus geführt werden, daß also dem Menschen ein Höheres als die Natur aufgehe. Hiezu bedarf es keiner Individualisirung, keiner weiter fortgeführten, keiner abgestuften und in beiden Beziehungen reicheren Bildung. In diesem Charakter hat sich daher auch die Architektur überall ursprünglich bethätigt: im Charakter des Erhabenen (die schönen und die anmuthigen Bauwerke gehören einer viel späteren Zeit an), in Riesenwerken, welche zum Ungeheuren anstreben. So in den ägyptischen Pyramiden, so in den indischen Grottentempeln. Eine solche ideale Ausbildung schließt überdies auch subjektiv beinah jede individuelle Mannigfaltigkeit aus; sie konnte und mußte sich bei Hunderten und Tausenden in derselben Weise ausbilden, so daß also Hunderte und Tausende dazu zusammenarbeiteten, für jene frühesten Bauwerke, auch von Seiten der inneren, geistigen Produktion, kein Einzelner als der Schöpfer oder Meister namhaft zu machen war. Die Ideen, welche durch diese Bauwerke ausgesprochen wurden, mußten demnach objektiv und subjektiv allgemeinere und umfassendere Charaktere haben. Dies ist auch schon von Seiten der Kunsthistoriker hervorgehoben worden. Was das Geistige betrifft (bemerkt einer der ausgezeichnetsten unter

diesen), so hat die Baukunst „die allgemeinen Geister der Jahrhunderte und der Völker“ darzustellen. „In jeder Gemeinschaft, und besonders in jedem Volke, bildet sich durch den Austausch der Gedanken, durch gemeinsame Auffassung gleicher Verhältnisse und durch gemeinsame Wirksamkeit ein solcher Geist. Die Vorstellungen von der Gottheit, von der Stellung der Menschen zu Gott, der Bürger zum Volke und zu dem Herrschenden, die Auffassung der Familie und des Rechtes 2c. werden zu einem bestimmten Ganzen, zu einer Grundanschauung, von welcher jeder Einzelne erfüllt ist, und die unbemerkt seinen Gefühlen und Gedanken Form und Maaß giebt“*). Also die Ideale, welche sich in den frühesten Bauwerken aussprachen, bezogen sich auf die Religion und die Volksgemeinschaft im Allgemeinen, wie sie sich mehr summarisch in dem allgemeineren affektiven Bewußtsein abspiegelten. Womit es denn auch in Verbindung steht, daß die Baukunst am wenigsten das Beliebige und Willkührliche gestattet, und sich am längsten gleich bleibt in ihren Produkten.

Sehr ähnliche, eine allgemeinere Ausbreitung bedingende und verfrühende Verhältnisse zeigen sich endlich auch in Hinsicht der äußeren Ausführung. Bei der Baukunst war früher und im höheren Grade, als bei irgend einer anderen Kunst, ein äußerer Anstoß gegeben in dem Bedürfnisse, sich gegen die Unbilden der Witterung zu schützen, und namentlich auch wo es sich um größere Versammlungen zu bestimmten Zeiten, im Interesse der Religion, des Gemeinwesens 2c. handelte. Also sowohl individuell als kollektiv machten sich mehr oder weniger dringend in größerer Ausdehnung äußere Bedürfnisse geltend. Dies nun ist, wie wir gesehn haben, für die Kunst im höheren Sinne des Wortes und im weiteren Fortgange ihrer Ausbildung, als ein bloß sekundäres und unbe-

*) Carl Schnaase, Geschichte der bildenden Künste, Band I, S. 58.

deutendes Moment anzusehn; aber für den Anfang, wo ja die inneren Anstöße noch so überaus schwach waren, muß es als ein höchst bedeutendes angesehn werden. War auch der Antrieb ein äußerer, so brachte er doch die Menschen in die Bethätigung an eben Demjenigen hinein, für welches sich auch die bezeichnete Verinnerlichung und Idealisirung geltend machen konnte. Und wie vermöge dessen, mehr oder weniger, Alle äußerlich und innerlich gedrängt wurden, sich in dieser Richtung zu bethätigen, so hatten auch gewissermaßen Alle die Fähigkeit, wenn auch nur in untergeordneten Formen, an dieser Bethätigung Theil zu nehmen. Ein Zusammenarbeiten in der größten Ausdehnung, wie wir es nicht bloß bei den Pyramiden &c., sondern in ähnlichen Verhältnissen auch wieder im Mittelalter finden, wo in Zeiten besonderer religiöser Aufregungen Ritter, und selbst Damen als Handlanger bei dem Bau einer Kirche sich wirksam erwiesen haben.

Wie nun mit den beiden anderen objektiven Künsten? — Nach den Zeugnissen der Geschichte ist überall die Plastik der Malerei vorangegangen. Auch dies ist unstreitig keineswegs aus äußeren, zufälligen Ursachen abzuleiten; vielmehr haben wir auch zwischen diesen beiden wieder eine stätige Abstufung in allen den Beziehungen, welche für die Baukunst das Primat vermittelt haben. Nicht nur daß bei der Bildnerei die äußere Bethätigung, wenn auch schwieriger als bei der Baukunst, doch leichter ist, als bei der Malerei, welche nicht ohne Weiteres den von der Natur gelieferten Stoff (den Thon, den Marmor &c.) bearbeiten kann, sondern wo es die Bereitung und Verwendung der Farben, und in ungleich reicherer Mannigfaltigkeit gilt: wir haben bei der Malerei dieselbe Anfoderung eines größeren Reichthums und einer größeren Mannigfaltigkeit auch in Betreff der Verinnerlichung, durch welche die Naturauffassung zur ästhetischen wird, und in Betreff des idealisirenden geistigen Schaf-

fens. Auch dies liegt schon so augenscheinlich und allgemein als Thatsache vor, daß es von scharfsinnigen Kunsthistorikern entschieden ausgesprochen worden ist. „Die Bildhauerkunst (bemerkt derselbe klarblickende Forscher, welchen wir bereits früher angeführt haben) hat zwar eine mannigfaltigere Regel als die Baukunst, für Zweckmäßigkeit und Schönheit, indem ihr die Gattungsverschiedenheiten der Naturentwickelung: der Greis und der Jüngling, die Jungfrau und das mütterliche Weib, der zu geistiger und der zu körperlicher Arbeit Gewöhnte &c. auseinandertreten; aber den vorübergehenden Ausdruck und das eigentliche Individuelle schließt sie von sich aus." „Der Geist, welcher in ihr lebt, ist daher der Geist einer festen Ordnung, einer ausgeprägten Sitte." „Auf die feinsten Modifikationen, und zumal auf die Sonderbarkeiten und Abweichungen darf sie sich nicht einlassen, ihr Reich ist in den einfachen Verhältnissen, wo Regel und Maß noch vorherrschend sind". In Betreff von allem Diesem also tritt die Malerei mit ihr auseinander, hat dieselbe einen ungleich weiteren Umfang. Sehr sinnreich bringt dies der Verfasser im Folgenden mit dem Gebrauche der Farbe und dem äußeren Umfange des Dargestellten in Parallele. „Die Farbe ist nicht, wie die Form, ein Erzeugniß der inneren Lebenskraft allein, sondern sie ist bedingt durch das äußere Licht und durch unzählige Reflexe der anderen Dinge. Sie kann daher an dem völlig Isolirten nicht gedacht werden, und die farbige Gestalt setzt vielmehr nothwendig Umgebungen, einen Hintergrund voraus." Eben so nun mit dem Psychischen in seiner individuellen Ausbildung. „Das eigenthümliche Seelenleben, die Individualität im engeren Sinne, empfängt vielfältig seine Farbe von den äußeren Umgebungen, von den Menschen, mit denen wir in Berührung kommen, von Glücksgütern, von Geschäften, endlich von Sitten und Gewohnheiten des Ortes, der Familie, in der wir uns bilden";

und die Malerei also umfaßt das Gesammtleben, während die Skulptur ein Einzelleben giebt; so daß sich in dieser Beziehung die Malerei wieder der Baukunst nähert, von welcher sie im Uebrigen weiter absteht*). — In allen Beziehungen also, und welches wir auch von den verschiedenen Momenten ins Auge fassen mögen, die wesentlich zur künstlerischen Produktion zusammenwirken müssen, erfodert die Malerei eine reichere, mannigfatigere, und deshalb weiter vorgeschrittene Bildung, so daß sie erst später zur Ausbildung gelangen konnte.

Gehn wir nun zu den subjektiven Künsten hinüber, so ist hier keine so bestimmte Abstufung und Reihenfolge nachzuweisen. Was hier den ersten Anstoß giebt, das Innere, liegt zwar nicht den verschiedenen Künsten gleichmäßig zum Grunde, aber fällt doch zum Theil für sie zusammen, oder fließt wenigstens eines in das andere über. Die Poesie liegt freilich mehr nach der Seite des Vorstellens hin, die Musik nach der Seite der Empfindung oder des Gefühls, die Mimik endlich ist entschiedener Thun, und auch innerlich offener für die Einmischung praktischer Motive (des Anschmeichelns, des Verspottens ꝛc.). Aber im affektiven Vorstellen, und welches dabei die Fähigkeit hat, zu äußeren Darstellungen zu führen, wie es doch wesentlich für jede Kunstproduktion erfodert wird, sind ja alle drei Charaktere verbunden**); und überdies bilden sich überhaupt diese drei Formen der psychischen Entwickelung beinah durchgängig gleichzeitig aus; wenigstens läßt sich für ihre Ausbildungszeiten keine irgend bedeutende Zeitverschiedenheit geltend machen. Hieraus ist es dann auch abzuleiten, daß von Anfang an die subjektiven Künste weit

*) Schnaase, „Geschichte der bildenden Künste", Band I, S. 64 u. 66 f.

**) Vgl. hiezu und zum Folgenden die im zweiten Hefte des gegenwärtigen Bandes, S. 146 ff. gegebenen Erläuterungen.

vielfacher zusammenwirken, als die objektiven: zur Poesie, selbst schon zur epischen, und natürlich noch mehr zur lyrischen und dramatischen, die Musik und die Mimik begleitend und ergänzend hinzutreten. Und ähnlich dann auch in Betreff des Aeußeren. Allerdings hat der Mensch für die Poesie und für das Mimische die Darstellungsmittel unmittelbarer in seiner Gewalt, als für die Instrumentalmusik. Dafür aber hat die Musik das leichtere Ueberfließen der Empfindungen nach außen hin voraus, während dagegen bei der Sprache logische Mitwirkungen nöthig sind, und das Affektive, welches doch bei jeder Kunst mehr oder weniger als Grundform gegeben ist, schwerer in das Logische hinüberzuführen, und also auch schwerer zum sprachlichen Ausdruck zu bringen ist.

III. Der Fortgang.

Die Geschichte aller Künste bringt uns einen unendlichen Reichthum von Produktionen entgegen. Wir müssen uns also, indem wir eine Charakteristik ihres Fortganges unternehmen, auf die Umrisse beschränken, wie sie durch das grundwesentlich von innen her Bestimmende bedingt werden, und, während wir uns die Aufgabe stellen, dies so weit zu verfolgen und so genau charakterisirend in allen bedeutenden Modifikationen auszuprägen, als es irgend die Natur der Sache verstattet, dagegen das eigentlich Historische (oder das mehr äußerlich zufällig Bedingte) zur Seite liegen lassen.

Zunächst also das Allgemeinste. Das geistige Leben der Menschheit steht keinen Augenblick still. Wie im Individuum Alles, was in ihm als Zustand oder Bethätigung zur Ausbildung kommt, auch nachdem es aus der Erregtheit der Seele verschwunden ist, doch innerlich fortexistirt, in dieser Beziehung also die gesammte Vergangenheit immer noch Gegenwart ist, und das innere Seelensein im Fortschritte des Lebens

immer mehr an Ausdehnung und an Durchbildung zunimmt: so finden wir eine ähnliche Fortbildung auch im Leben des menschlichen Geschlechtes im Ganzen und Großen. Die geistigen Produkte der früheren Zeit gehn als Vermächtniß auf die spätere über; und so haben wir denn auch hier eine stätige Zunahme, wie in Betreff des Umfanges, so in Betreff der Verbindungen. In allen Künsten also sehn wir den ihrer Natur nach einfacheren Formen solche folgen, welche ein zusammengesetzteres und tiefer durchgebildetes Inneres voraussetzen.

In der Poesie mußte zuerst die epische zu höherer Entwickelung gelangen, indem, was sie darstellt, größtentheils auf mehr äußerlichen Auffassungen ruht; dann zunächst die lyrische folgen, die schon eine im höheren Grade innerliche Bildung zur Grundlage hat; und die dramatische, welche in jeder Hinsicht den größten Umfang und die höchste geistige Ausbildung voraussetzt, konnte erst später ihre Blüthezeit haben. In der Musik mußten Jahrtausende vergehn, ehe man von dem Volksliede, von der musikalischen Begleitung des Chores in der Tragödie &c. zu einer Oper, einer Sonate, einem Oratorium hinüber zu gelangen, die ursprüngliche einfache Melodie zu einer reich zusammengesetzten Harmonie zu erweitern in den Stand gesetzt wurde. In der Skulptur sehn wir die Darstellung der Individuen, die ja eine bestimmtere, mannigfaltigere, im Allgemeinen reichere Auffassung erfodert, der von Gattungsbildern nachfolgen. Die Malerei hat sich anfangs mehr in Analogie mit der Bildhauerkunst ausgebildet; in dem Maße, daß sie selbst bei den Griechen, dem mit der vollkommensten künstlerischen Naturanlage ausgestatteten Volke, im Grunde während ihrer gesammten klassischen Entwickelung, kaum aus diesem Charakter herausgetreten ist. „In der Anordnung und selbst in den Gegenständen (sagt Schnaase a. a. O., Band II, S. 127 ff.) schloß sich die

griechische Malerei ziemlich nahe, und mehr als es dem Geiste dieser Kunst angemessen war, an den Styl des Reliefs an. Man blieb zwar nicht ganz bei der strengen Profilstellung stehn; aber die Verschmelzung der einzelnen Gegenstände zu einem Ganzen und der Gestalten mit dem Hintergrunde, den zauberischen Wechsel von Licht und Schatten kannte man nicht. Das Hauptinteresse ruhte in der Malerei, wie in der Plastik, durchaus auf der Schönheit und Bedeutsamkeit einzelner Gestalten. Wir sehn dies aus den erhaltenen Malereien und aus Dem, was beschreibend und lobend über die untergegangenen Meisterwerke dieser Kunst bei den Schriftstellern gesagt wird. Die Gegenstände sind ganz aus demselben Kreise wie die Aufgaben der Plastik genommen; höchstens zeigt sich die Hinneigung zur Auffassung feinerer moralischer Züge und zum Leichtfertigen hier etwas stärker. Später wandte sich die allgemein verbreitete Kunst wohl auch zu kleinlicheren, mehr anmuthigen Gegenständen, welche niemals Aufgaben der Plastik gewesen waren; man malte, wie wir es nennen würden, komische Genrebilder, und selbst landschaftliche Prospekte. Aber diese Gattungen standen in höchst geringer Achtung; und die Art, wie sie behandelt wurden, verdiente auch (wenn wir nach den pompejanischen Bildern schließen können) keine besondere Gunst. Es fehlt diesen Bildern gerade Das, was ihnen geistigen Werth verleihen könnte, das malerische Princip; und namentlich sind die landschaftlichen nur kahle kleinliche Spielereien, ohne Kraft und Empfindung". — Woher nun dies? Der Verfasser widmet diesem für den ersten Anblick so auffallenden „künstlerischen Mangel an dem so hochbegabten Volke" eine ausführlichere Untersuchung. Bei den Griechen zeigt sich (dies belegt er mit zahlreichen Stellen) das wärmste Naturgefühl im Homer und anderen Dichtern, was die Auffassung einzelner Thiere und Pflanzen (Bäume 2c.), und was die Erscheinungen der größeren Natur betrifft. Aber die Empfänglichkeit für landschaftliche Auf-

fassungen fehlt gänzlich. Die Darstellung geht immer wieder zur menschlichen Thätigkeit hinüber, und wird erst dann lebendig. Später bildet sich allerdings eine Gattung aus, welche recht eigentlich dem Genusse der landschaftlichen Natur gewidmet ist: die Idylle; und da liegen höchst anmuthige Schilderungen des Landlebens vor. „An Hingebung (so fährt der Verfasser S. 134 fort), an Genauigkeit und Gründlichkeit der Auffassung fehlt es überall nicht; aber doch unterscheidet sich dieses Naturgefühl sehr deutlich von dem unseren, namentlich von dem, welches sich in der Landschaftsmalerei geltend macht. Denn auch in der Idylle kommt es nur auf den Genuß des Menschen, auf das Behagliche der Fruchtbarkeit und Ruhe, der Frische und Kühlung an. Nur in dieser Beziehung, nur in ihrer unmittelbaren Einwirkung auf den Menschen, wird die Natur beachtet; von einem unbedingten Hineinleben, von einer uneigennützigen Empfindung ist keine Spur zu finden.“

Aber warum kam es denn nicht zu einer uneigennützigen Empfindung, zu einem wahrhaft inneren Hineinleben in die Natur? — Wir antworten: weil es hiezu eines weiteren Fortschrittes in der Entwickelung des geistigen Lebens bedarf, einer längeren Reihe von Generationen, welche ihren geistigen Erwerb befruchtend in die folgenden hineingeben. Die sinnlichen Auffassungen der Landschaften konnten freilich von den Alten eben so vollzogen werden, wie von uns. Aber diese (wie wir wissen) entscheiden noch nichts, wo es Aesthetisches, wo es Kunst gilt. Für diese kommt es zunächst auf die vertiefenden Unterlegungen im Charakter des An-sich oder des inneren Seins an. Da zeigt sich nun schon in Betreff der einzelnen Unterlegungen eine ungleich größere Schwierigkeit bei dem Pflanzenleben. Die anorganische Natur (vgl. S. 403 ff.) liegt uns so fern in Hinsicht ihres Inneren, daß

die Aufgabe für sie eine sehr beschränkte ist, schon bei den ersten Schritten abbricht, kaum über das Allgemeinste hinausgehn kann zu einer einigermaßen individuellen Auffassung. Dem gegenüber stehn uns die Thiere zu nahe, und in einer Art, daß wir bei der Erfassung ihres Inneren in den bei weitem meisten Fällen, statt uns zu erheben, oder auch nur in gleicher Höhe uns auszubreiten, uns vielmehr entschieden zu einem Niederen herabstimmen müssen. Ganz anders dagegen bei dem Pflanzenreiche. Die Zedern, der Eichbaum mit ihrem tausendjährigen Fortleben, in dem sie eine lange Reihe von menschlichen Geschlechtern überdauern, die Blumenwelt in ihrer zauberischen Fülle und ihrem unendlich mannigfaltigen zarten Dufte, in welchem sich uns ein tief geheimes Leben offenbart, dann die niedere Pflanzenwelt, die Gräser, die Moose, und was ihr sonst noch angehört, mit ihrem unerschöpflichen Reichthume, und wo dessenungeachtet auch in den gemeinsten Gattungen uns eine Feinheit der Bildung entgegentritt, die uns in Erstaunen setzt, hiezu der Wechsel, vermöge dessen diese Welt während der einen Hälfte des Jahres in Todesschlaf dahinsinkt, um dann wieder ein frisches, in Folge hievon stets neues Leben in wunderbarem Aufschwunge zu entfalten, alles dies bringt uns eine unendlich reiche und tiefe Aufgabe für unsere im Charakter des An-sich oder des inneren Seins auszuführenden Unterlegungen entgegen. Das innere Leben der Pflanzen liegt uns nicht so fern, wie das anorganische, so daß wir an einer individuell mannigfaltigen und abgestuften Auffassung zu verzweifeln hätten; und liegt uns doch nicht so nahe, wie das thierische Leben, so daß es eine bestimmte Ausprägung in einer Weise erhielte, welche den idealen Schwung lähmte, die Wärme der Empfindung erkältete. Für die Ausführung dessen also, was in dieser Hinsicht für die ästhetische Entwickelung des menschlichen Geschlechtes prädeterminirt ist, wird schon in Betreff der einzelnen Unterlegungen ein Umfang und eine Ver-

tiefung der geistigen Bildung erfodert, wie sie nur in einer längeren Kulturentwickelung erworben werden konnten. Und nun für Landschaften! Hier ist ja diese Unterlegung nicht einfach, nicht zehnfach, sondern hundertfach und tausendfach zu vollziehn, in den mannigfachsten Gruppirungen und Verschlingungen; und hiezu kommen noch die Unterlegungen, zu welchen, bald in einsamer Vereinzelung bald in verschwenderischer Fülle eingemischte menschliche Wohnungen und andere Werke der Industrie und Kunst, Situationen, Bethätigungen rc. Veranlassung geben. Um dies Alles mit der erfoderlichen Verinnerlichung in Einen Ausdruck zusammenzufassen, bedurfte es so vieler Vorbereitungen, daß selbst die durch das gesammte Alterthum sich hindurchziehenden geistigen Traditionen noch nicht zu dem erfoderlichen Erwerbe ausreichten. Finden sich doch selbst in der gegenwärtigen Zeit, wo die Empfindungen für die Natur und die Landschaftsmalerei so sehr in der Luft sind, noch so viele Einzelne, welche diese Empfindungen nicht oder doch nur unvollkommen in sich ausbilden; ja konnte doch selbst Lessing, welcher in anderen Richtungen ein so ausgezeichnetes Kunstgefühl erworben hatte, diesen Empfindungen fremd bleiben!*) — Wir haben hier einen sehr ähnlichen Fortschritt, wie bei der Musik: wie denn auch in der That der ästhetische Eindruck, welchen eine reiche Landschaft auf ein reiches Gemüth macht, vermöge der Vielfachheit der (selbst derselben Gegend gegenüber) in mannigfach wechselnden Verschlingungen in uns geweckten Empfindungen, einen musikalischen Charakter hat, und gewissermaßen den Eindrücken einer Sonate oder eines Oratoriums näher stehn, als denjenigen, welche wir von einem Porträt oder von einem historischen Gemälde empfangen.

Aber wir müssen den bisher nur dem Allgemeinsten nach charakterisirten Fortgang jetzt mehr ins Specielle verfolgen.

*) Siehe das in meiner „Pragmatischen Psychologie", Band I, S. 175 f. hierüber Beigebrachte.

Da leuchtet nun zuerst in die Augen, daß im Alterthume die objektiven oder die bildenden Künste vorherrschen, in der neueren Zeit die subjektiven, insbesondere die Musik, und, wie wir sogleich noch näher bestimmend hinzufügen können, dort innerhalb der subjektiven Dasjenige, was in ihnen am meisten nach der objektiven Seite hinliegt, namentlich die epische Poesie, im Unterschiede von der lyrischen und dramatischen; hier innerhalb der objektiven Künste diejenige, welche am meisten am Charakter der subjektiven Theil hat, die Malerei im Gegensatze mit der Baukunst und der Bildhauerkunst. Ueber Das, was diese Thatsachen tiefer ursächlich bedingt hat, kann für den nur einigermaßen tiefer Eingedrungenen kein Zweifel sein. So lange die innere Bildung noch weniger weit vorgeschritten ist, müssen die von außen her entgegenkommenden Anstöße und Charaktere entschieden das Uebergewicht haben; in dem Maße, wie das Innere an Ausdehnung und Tiefe zunimmt, muß dieses Uebergewicht in immer engere Gränzen eingeschlossen werden, und dem entgegengesetzten Platz machen.

In enger Verbindung hiemit steht dann weiter, daß die subjektiven Künste eine längere Geschichte haben, als die objektiven. Das Aeußere ist der Hauptsache nach schon von Anfang an gegeben, seine Auffassung im Allgemeinen keiner Vermehrung, nur einer ästhetisch vollkommeneren Ausbildung fähig. Das Innere unterliegt einer Ausdehnung, einer Vermehrung ins Unendliche. Die neuere Baukunst, und noch entschiedener die neuere Skulptur haben sich der Hauptsache nach zu den Fußtapfen der alten zurückwenden müssen; während dagegen die Poesie und die Musik ganz andere, neue Wege eingeschlagen haben. Auch dies wiederholt sich dann mehr im Besonderen für jede der beiden Klassen, wie weit die subjektiven Künste an den objektiven, die objektiven an den subjektiven Charakteren Theil haben. Die epische Poesie hat eine

ungleich kürzere Geschichte als die lyrische und dramatische, die Malerei eine ungleich ausgedehntere als die Skulptur und die Baukunst.

Aber nicht nur dies, sondern auch ein ungleich rascherer und mannigfaltigerer Wechsel findet sich auf der Seite der subjektiven Künste, und der objektiven, wie weit sie am Subjektiven participiren. Die objektiven haben, weil sich ja der äußere Faktor fast durchaus gleich bleibt, eine festere, eine beständigere Konstitution in Hinsicht dessen, was sie einmal erworben haben. Die sogenannte hieratische Baukunst und Bildhauerkunst (die früheste, überwiegend für den Gottesdienst zur Anwendung gebrachte) haben sich, wie die Kunstgeschichte lehrt, weit länger gewehrt, in die klassische überzugehn, und eben so haben sich auch die klassischen Kunstformen auf diesen Gebieten weit länger erhalten in die Zeiten des Verfalls der Künste hinein, als dies mit den entsprechenden Kunstformen in der Poesie und Musik der Fall gewesen ist. Nicht nur, daß sich die technischen Fertigkeiten auf die späteren Generationen unverändert fortpflanzten: auch das Innere, die Auffassungen und Idealisirungen erwarben vermöge ihrer objektiven Bedingtheit einen bestimmter ausgeprägten und mehr Stand haltenden Charakter. Und eben so haben sich diese Künste zu allen Zeiten unabhängiger bewahrt von den Schwankungen und Verderbnissen, durch welche die Kulturentwickelung mehr zufällig und vorübergehend von ihren Bahnen abgelenkt wurde. Dem gegenüber, ein wie rascher Wechsel, und, was hiemit unmittelbar in Zusammenhang steht, eine wie große Mannigfaltigkeit findet sich bei den subjektiven Künsten, auch schon in Betreff der noch in einer gewissen Allgemeinheit gehaltenen, und daher auch eine allgemeinere Verbreitung findenden Kunstformen. Wie vielen Variationen hat z. B. die englische Poesie unterlegen, um nicht einmal zu den früheren Zeiten zurückzugehn: von Addison's im klassischen, aber in

klassisch steifem Charakter ausgebildeten Cato, durch Fielding's und Smollet's nicht selten roh naturwüchsige Romane, und Mackenzie's fein manierirten man of fieling, und die von Horace Walpole's Castle of Otranto heraufbeschworenen grausigen Ritterromane hindurch, bis zu Walter Scott's bei aller Naturtreue und Frische durchaus züchtigen und gehaltenen Lebensschilderungen und Byron's bald herber und bald lachender Weltverzweiflung! Ein wie weiter Abstand scheidet die französische klassische Poesie von der sogenannten romantischen desselben Volkes! Aehnliche zahlreiche Umsetzungen würden sich auch von allen anderen Völkern, namentlich von uns Deutschen anführen lassen. Und noch vielfacher ist wo möglich der Wechsel, noch mannigfaltiger sind die Variationen bei der Musik: die ja in ihren Bildungscharakteren noch durchgreifender durch ebbende und fluthende Empfindungen bestimmt wird! — Wo schon ursprünglich eine größere Mannigfaltigkeit und ein rascherer Fortschritt gegeben ist, muß sich dies in der Folge immer mehr steigern, indem das den Elementen nach Mannigfaltigere auch mannigfaltigere Kombinationen zuläßt.

Hieraus erklärt es sich auch, daß, namentlich in den Gebieten der subjektiven Künste, die neuere Zeit mehrere weitgreifende Kunstcharaktere ausgebildet hat, von welchen sich im Alterthume kaum schwache Spuren finden: das Romantische, das Sentimentale, den Humor, die Ironie rc. Wir haben, wenn wir dieselben tiefer untersuchen, darin keine neuen Grundcharaktere der Auffassungen und Empfindungen, welche früher der menschlichen Natur nicht eigen gewesen wären, oder in ihr geschlummert hätten, sondern die Fortentwickelung hat nur zu eigenthümlichen Zusammenbildungen von reicherer und verwickelterer Mischung hingeführt.

Mit dieser größeren Zusammengesetztheit und Mannigfaltigkeit der ästhetischen Bildungsformen, welche im Fortgange der Kunstentwickelung eintritt, steht ein Anderes in Ver-

bindung: die ebenfalls im Fortgange der Entwickelung wachsende größere Verschiedenheit in den Charakteren des ästhetischen Schaffens. In älteren Zeiten hat es, wenigstens in den objektiven Künsten, Kunstschulen gegeben, die sich, sowohl was die geistigen Conceptionen als was die Darstellung betrifft, Jahrhunderte hindurch beinah unverändert in ihren ästhetischen Charakteren erhalten haben. Je weiter wir dagegen in die neuere Zeit hineinkommen, um desto kürzer wird die Dauer derselben, und eine desto größere Mannigfaltigkeit von untergeordneten Verschiedenheiten tritt, auch wo sich die allgemeinen Charaktere gleich bleiben, modificirend und wechselnd hinzu. Selbst die Baumeister- und die Bildhauerschulen zeigen eine bedeutend geringere Andauer und Stätigkeit, wenn wir das griechische und römische Zeitalter mit dem funfzehnten und dem sechszehnten Jahrhunderte, und diese wieder mit dem unsrigen vergleichen. Noch mehr natürlich bei den Malerschulen, da ja die Malerei (wie wir gesehn) schon mehr nach der Seite der subjektiven Künste hinliegt. Bei diesen letzteren vollends verschwindet selbst das Wenige, was früher in diesem Charakter zur Ausbildung gekommen war (man denke an Ariost und Tasso, an Shakespeare im Verhältniß zu seinen Vorgängern und Nachfolgern 2c.), in der neuesten Zeit gänzlich. Wenn sich auch Dichter, Musiker, Schauspieler 2c. vielleicht anfangs an einen anderen anschließen, sehr bald werden sie durch die große Mannigfaltigkeit von anderweitigen Bildungsformen, welche die weiter vorgeschrittene Entwickelung des menschlichen Geistes darbietet, und die sie gewissermaßen mit jedem Athemzuge in sich aufnehmen, von ihm losgetrennt, und zu eigenthümlichen Verinnerlichungen und Idealisirungen hinübergeführt. Wie eng sich auch Wieland anfangs an Bodmer anschließen mochte, in welchem er seinen Homer sah, und Beethoven an Haydn und Mozart (vgl. Band II dieses Archiv's, S. 211 u. 430 ff.): wir sehn sie bald in produktiven Charakteren da stehn, welche von denen jener früheren

Künstler so verschieden sind, daß von einer Schule nicht die Rede sein kann. So bilden sich immer mehr und mehr individuelle Künstler; und selbst die einzelnen Künstler zeigen sich in verschiedenen Zeiträumen ihres Lebens immer stärker und auffallender sich selber ungleich und in den Charakteren ihrer künstlerischen Kompositionen wechselnd.

Eine eigenthümliche Folge hievon ist dann auch die im Allgemeinen eben so unleugbar vorliegende Vermehrung der Triebe zur äußeren Darstellung des innerlich Producirten. Der Drang zu dieser wurzelt (wie wir bereits S. 396 f. bemerkt haben), wenn wir alles fremdartig Hinzukommende in Abzug bringen, in der Unsicherheit der inneren Zusammenbildung, der mehr oder weniger deutlich empfundenen Gefahr, daß, was die günstige Stimmung gegeben, die ungünstige auch wieder nehmen könne. Da ist es nun augenscheinlich: so lange die geistige Bildung überhaupt weniger reich und mannigfaltig ist, so ist diese Gefahr geringer: ist es wahrscheinlicher, daß dem Künstler von seinen Umgebungen her derselbe allgemein verbreitete oder doch ein der Hauptsache nach einstimmiger Geist entgegengebracht werde, und also, wenigstens wie weit diese Einstimmigkeit reicht, vielmehr bestätigend, fixirend wirke. Dagegen je größer, im Fortgange der Entwickelung des menschlichen Geschlechtes, der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der menschlichen Geistesbildung wird: desto größer wird auch die Gefahr der Störung werden, selbst von Denjenigen her, welche dem Künstler geistig am nächsten stehn; und desto häufiger also wird sich derselbe rein von innen her getrieben fühlen, vermöge der äußeren Darstellung eine Fixirung für die Produkte seines ästhetischen Schaffens zu suchen und zu finden. Allerdings hat es auch schon im Alterthume nicht wenige fleißige Künstler gegeben, welche die Welt mit sehr zahlreichen Werken beschenkt haben; aber im Allgemeinen zeigt uns die Geschichte auch in dieser Hinsicht (besonders wenn

wenn wir andere retardirende Momente, namentlich der Zerstreuungen, welche durch die größere Ausbreitung der Bildung bedingt sind, in Anschlag bringen) einen stätigen Wachsthum: so daß wir alle Ursache haben anzunehmen, es seien in früherer Zeit weit mehr innere Produktionen vorgekommen, welche nicht zu äußerer Darstellung gelangt sind, weil die gleichartigere geistige Umgebung schon für sich selber den geistigen Erwerb sicher stellte, und so der Trieb zur Fixirung durch das Aeußere unentwickelt blieb.

Endlich schließt sich hieran noch eine andere Fortbildung, welche im Unterschiede von allen bisher in Betracht gezogenen Momenten, die entschieden überwiegend förderlich wirkten (wenngleich allerdings beinah jedes zugleich auch seine Schattenseite hat), nur zu oft einen entschieden nachtheiligen Einfluß ausübt. Ich meine die immer größere Ausdehnung, welche im Fortschritte der wachsenden Ausdehnung und Verwickelung der bürgerlichen und socialen Beziehungen, die der Kunst äußerlichen Motive, die Motive der Mode und des wechselnden Beifalls, der äußeren Ehre, der pekuniären Vortheile, der Kritik gewinnen. Erwachsen aus der vielfacheren Einmischung solcher Motive auch gelegentlich quantitative Förderungen für die Kunst, so wirken sie doch in qualitativer Hinsicht jedenfalls nachtheilig: indem sich fremdartige Bewegkräfte einmischen, welche die Produktion verfälschen, der Reinheit und Fülle ihrer Entwickelung mehr oder weniger Abbruch thun. In Betreff der zuerst genannten Motive leuchtet dies so unmittelbar ein, daß ich nichts weiter darüber hinzuzufügen brauche. Problematischer dagegen kann es bei der Kritik scheinen, welche ja gerade im Interesse der höheren Vollkommenheit der ästhetischen Produktion ausgeführt wird, und unmittelbar die Sache selber trifft. Aber haben wir auch denselben Bewußtseinsinhalt, so haben wir doch eine andere Bildungsform, oder nicht formell dieselben Faktoren und Bil-

dungsprocesse, und also insofern auch hier eine Störung der Produktion. Hierüber habe ich schon früher ausführlichere Erläuterungen gegeben (vgl. Band II dieses Archivs, S. 433 f.). Man höre noch, wie sich hierüber Göthe*) einmal ausspricht: „Wer übrigens nicht glauben will (sagt er), daß Vieles von der Größe Shakespeare's seiner großen, kräftigen Zeit angehört, der stelle sich nur die Frage, ob er denn eine solche Staunen erregende Erscheinung in dem heutigen England von 1824, in diesen schlechten Tagen kritisirender und zersplitternder Journale für möglich halte. Jenes ungestörte, nachtwandlerische Schaffen, wodurch allein etwas Großes gedeihen kann, ist gar nicht mehr möglich. Unsere jetzigen Talente liegen alle auf dem Präsentirteller der Oeffentlichkeit. Die täglich an funfzig verschiedenen Orten erscheinenden kritischen Blätter, und der dadurch im Publikum bewirkte Klatsch, lassen nichts Gesundes aufkommen. Wer sich heut zu Tage nicht ganz davon zurückhält, und sich mit Gewalt isolirt, ist verloren. Es kommt zwar durch das schlechte, größtentheils negative, ästhetisirende und kritisirende Zeitungswesen eine Art Halbkultur in die Massen; allein dem hervorbringenden Talent ist es ein böser Nebel, ein fallendes Gift, das den Baum seiner Schöpfungskraft zerstört, vom grünen Schmuck der Blätter bis ins tiefste Mark und die verborgenste Faser". — Die im Verfolge der Kunstentwickelung ungleich häufiger, ausgedehnter, mannigfacher eintretende Einmischung dieser und der übrigen vorher namhaft gemachten, fremdartigen Motive ergiebt sich dem tiefer dringenden Forscher als eine der hauptsächlichsten Ursachen des Verfalls und der Ausartung der Künste. Mit ihnen verbinden sich hiezu andere, der Entwickelung der Künste innerliche, welche, nachdem sie von den ursprünglichen, mehr die Form des Erhabenen an sich tragenden Werken zu dem eigentlich Schönen hinüber-

*) Eckermann, Gespräche mit Göthe in den letzten Jahren seines Lebens, Band III, S. 36.

geführt, mit einer gewissen (wenn auch nicht gerade unter allen Umständen unausweichlichen) Nothwendigkeit eine Ausartung dieses letzteren zum bloß Gefälligen, oder auch wohl zum Weichlichen, zum Ueberladenen, zum Manierirten bedingen. Aber die weitere Verfolgung von beiderlei Ursachen würde uns zu einer längeren Reihe eigenthümlicher Untersuchungen hinüberführen, oder welche doch wenigstens nur einem Theile nach durch das bisher Auseinandergesetzte ihr Licht und ihre Begründung erhalten könnten; und so müssen wir denn diese Ausführung späteren Aufsätzen überlassen.

II.

Zur Seelengesundheits- und Seelenkrankheitskunde.

Gesundheit und Krankheit in der Entwickelung der Völker und Zeiten.

In einem früheren Aufsatze (S. 217 ff. dieses Jahrganges) haben wir, auf Veranlassung einer mehrfach interessanten Abhandlung eines ausgezeichneten Arztes, die „Geistesepidemien der Menschheit" zum Gegenstande unserer Untersuchung gemacht. Aber die Parallele, welche sich uns hiebei in einzelnen abgerissenen Anschauungen vor Augen gestellt hat, ist auch in größerer Ausdehnung und allgemeiner zur Anwendung zu bringen. Jedem, der die Geschichte des menschlichen Geschlechtes mit Aufmerksamkeit überblickt, drängt sich auf, daß die geistige Entwickelung in den einen Zeiten einen gesunde-

ren, in den anderen einen mehr oder weniger krankhaften Charakter an sich trägt.

Es fragt sich nur, wie wir diese bestimmter auseinanderzuhalten haben. Wir haben es hier mit bei weitem zusammengesetzteren und verwickelteren Erscheinungen zu thun, als bei einzelnen Menschen; deshalb ist auch diese Frage ungleich schwieriger zu beantworten. Für eine vollständige Beantwortung würde eine Revision der ganzen Geschichte erfodert werden. Die Philosophie muß sich, wie überall, so auch hier, damit begnügen, die grundbedingenden Momente oder diejenigen anzugeben, durch welche die vorliegenden Thatsachen von den Grundfaktoren und Grundgesetzen der menschlichen Natur her bestimmt werden, und die weitere Ausführung dem Historiker überlassen. Also der gegenwärtige Aufsatz soll für die Lösung dieser Aufgabe nur das allgemein Maßgebende und ein Paar besonders nah liegende Anwendungen mittheilen.

Wo die Abstände bedeutender sind, stellt sich das Urtheil mit Entschiedenheit heraus. Jedermann weiß, daß bei den Griechen und Römern der Blüthe ihres Staatslebens, ihrer Sitte, ihrer Kunst, eine Zeit des Verfalls gefolgt ist. Von den letzten Jahrhunderten des römischen Reiches, so wie von demjenigen, welches gewissermaßen beide fortgesetzt hat, vom byzantinischen, wird niemand behaupten, daß ihre geistige Entwickelung eine gesunde gewesen sei. In dem letzteren finden wir (wie dasselbe durch eben den geistreichen Geschichtschreiber, auf welchen wir uns im vorigen Aufsatze mehrfach zu berufen Veranlassung gehabt haben, nur zu wahr charakterisirt worden ist) „auf dem Throne despotische Grausamkeit oder entwürdigende Feigheit, im Volke sinnliches Streben, Prunksucht und knechtischen Sinn, die Wissenschaft als eine todte Sammlerin, die Kunst ermattend, die tiefsten Dogmen der Religion entweiht zum Gegenstande der Parteiwuth und der Eigensucht, die einfachsten Vorschriften christlicher Moral verkannt oder vergessen;

und dies alles in tausendjähriger Dauer, ohne daß irgend eine anhaltende Regung neuen Lebens uns erfreute" *). Wer könnte wohl da noch über den krankhaften Charakter zweifelhaft sein? — Eben so auch bei manchen Epochen, welche uns näher liegen, aber doch auf der anderen Seite in solcher Ferne, daß sich schon ein rein objektives Urtheil hat bilden können. Kein Unbefangener wird in Abrede sein, daß das Zeitalter der Reformation den gesunden, die darauf folgende Zeit der dogmatischen Verstockung und Verknöcherung den ungesunden beizuzählen ist. Aber Dem gegenüber giebt es andere Zeiten, näher und selbst ferner liegende, wo die Beurtheilung zweifelhaft ist. Also nach welchem Kriterium sollen wir darüber entscheiden?

Da leuchtet nun zunächst ein, daß nicht dasjenige Bewußtsein maßgebend sein kann, welches ein Zeitalter unmittelbar selbst von seinen Zuständen und Bestrebungen hat und geltend macht. Es gehört ja bekanntlich zum Charakteristischen bei mehreren Seelenkrankheiten, daß der Kranke nicht krank zu sein glaubt. Ein Verrückter hält sich vielleicht, auch bei der ärmlichsten Umgebung, für einen König, den ein prächtiger Hofstaat umstehe, oder selbst für den allmächtigen Gott; und es ist nicht selten vorgekommen, daß ein Maniacus seinem Arzte darüber Vorwürfe gemacht hat, daß er ihn geheilt habe. So nun auch im Großen. Während der französischen Revolution bildete man sich ein, zu einem Zeitalter der durchgreifenden Herrschaft der Vernunft gelangt zu sein, der man ja in Verbindung hiemit auch einen Gottesdienst einrichtete; und zu derselben Zeit jubelte man bei uns in Deutschland, daß der Kriticismus den Dogmatismus und den Skepticismus für immer ausgetrieben habe, und so für die Philosophie endlich der Tag angebrochen sei, dessen helles Licht durch keine trübe Wolke wieder werde verdunkelt werden können (vgl. Heft II, S. 226 ff.).

---

*) Schnaase's Geschichte der bildenden Künste, Band III.

Und dessenungeachtet war, wie gegenwärtig die Folgezeit schon genugsam entschieden hat, die eine wie die andere geistige Entwickelung eine krankhafte, welche sich nur über ihren Charakter verblendete. Aehnlich geschieht es auch in der Kunst. Man erinnere sich, daß selbst Wieland die erste Hälfte des vorigen Jahrhundertes für das goldene Alter der schönen Wissenschaften halten: Bodmer mit seiner Noachide dem Homer, den Messias dem Virgil, Langen dem Horaz gleich stellen konnte „in Betreff der einnehmenden Einfalt, der Hoheit, des ungekünstelten gefälligen Wesens der Natur"! (Vgl. das im zweiten Bande dieser Zeitschrift S. 211 hierüber Beigebrachte.) Und so auch in den übrigen Gebieten der menschlichen Geistesentwickelung.

Auf der anderen Seite kann es vorkommen, daß sich eine Zeit unbehaglich fühlt, und doch der Hauptsache nach gesund ist. Man bemüht sich etwa vergebens um Probleme, welche freilich für den Augenblick nicht zu lösen, wo der Natur der Sache nach eine Reihe von mißlingenden Versuchen durchzumachen sind; aber diese werden in einer Vollkommenheit durchgemacht, daß später mit einer gewissen Nothwendigkeit eine genügende Lösung gefunden werden muß. Oder man empfindet eine unbestimmte, quälende Unruhe in Folge einer Fülle von neu erwachenden Kräften, welche nur noch nicht die rechte Richtung für ihre Anwendung haben gewinnen können. In dieser Weise verhielt es sich im sechszehnten und im Anfange des siebzehnten Jahrhundertes in Betreff der Naturwissenschaften, und gegen die zweite Hälfte des siebzehnten in Betreff der Philosophie.

Hieran können wir sogleich eine verwandte Bemerkung knüpfen: daß nämlich nicht Einzelnes entscheiden kann, namentlich nicht einzelne Irrthümer oder praktische Fehlgriffe für den krankhaften Charakter. Dergleichen findet sich ja auch mehrfach bei Individuen, wo das geistige Leben im Allgemeinen gesund und kräftig ist. Ueberdies ist doch unstreitig für die Weltge-

schichte im Ganzen ein stätiger Fortschritt bedingt; und so versteht es sich denn gewissermaßen von selbst, daß es in früheren Epochen an einzelnen Unvollkommenheiten nicht fehlen kann.

Also, wenn nicht das bisher namhaft Gemachte: was entscheidet sonst? — Wir kennen das Leben der menschlichen Seele jetzt sehr genau und innerlich; und was sich für den Einzelnen in Hinsicht auf Gesundheit und Krankheit herausstellt, muß, den Grundcharakteren nach, auch im Großen Gültigkeit haben. Zuerst also, das Leben der menschlichen Seele ist, wie jedes uns bekannte Leben, das eines beschränkten Wesens. Wie der Körper, so muß auch der Geist Nahrung aufnehmen und sich zu eigen machen; und er wird gesund bleiben, wenn er das Angemessene, und in angemessener Art, und in zuträglichem Maße aufnimmt. In diesem Falle werden die Vermögen, welche ihm ursprünglich eigen sind, zu wahren Kräften ausgebildet werden. Hieran ist es jedoch noch nicht genug. Es müssen (vermöge des innersten Lebensprocesses) in angemessener Fülle immer neue Vermögen angebildet werden zur Fortsetzung des Lebens. Aber diese enthalten, eben so wie die früheren, wieder Spannungen, die ihre Ausfüllung, ihre Befriedigung fodern; und so ergiebt sich denn schon für das Seelenleben des Einzelnen, daß dasselbe nicht im Charakter der Gesundheit fortgehn kann, als indem er sich für seine geistige Thätigkeit immer höhere Zielpunkte setzt.

Eben so nun auch mit den Völkern und Zeitaltern. Auch diese bedürfen, soll ihre Lebensentwickelung nicht kümmerlich hinsiechen, fortwährend neuer geistiger Nahrung; und sie werden zu wahrer geistiger Kraft erwachsen, wenn diese qualitativ und quantitativ angemessen aufgenommen wird. Wie bei dem Seelenleben des Einzelnen, so ist auch hier die angemessene Nahrung eine andere nach Maßgabe des Fortschrittes der Ausbildung: denn vermöge dieser sind ja die Kräfte andere geworden, welche diese Nahrung aufnehmen und

verarbeiten sollen. Auch dieser Wachsthum aber, wenn er in gesunder Art erfolgt, wird zugleich immer neue Spannungen herbeiführen, welche neue Befriedigung verlangen: neue wissenschaftliche Probleme, Aufgaben für die vollkommenere Ausbildung der Sitte, der Kunst, der Religion, des bürgerlichen und politischen Lebens. Die gesunden Zeitalter sind also wesentlich vorwärts schreitende in irgend einer werthvollen Aufgabe des menschlichen Geschlechtes. Dagegen wenn Unangemessenes als geistige Nahrung aufgenommen wird, oder unangemessen wenig oder viel, wenn in Folge davon keine geistigen Kräfte im Charakter der Solidität oder von der Art ausgebildet werden, daß sie sich als bleibender geistiger Erwerb erweisen, wenn in Verbindung hiemit die neuen Grundkräfte nur kümmerlich angebildet werden und Spannungen bedingen, das geistige Leben, statt vorwärts zu schreiten, auf Früheres zurückgeht, und indem es, was seiner Natur nach Ende ist, zum Anfange macht, dieses nur hin- und herwendet, hier und dort kleine Aufbildungen macht, welche überdies, da sie sich doch nur unvollkommen in den Geist zurückfinden können, in dem die ursprüngliche Bildung ausgeführt ist, meistentheils Verbildungen sein werden: dann haben wir ein krankhaftes geistiges Leben.

Gehn wir nun aber, nach diesen allgemeinen Bestimmungen, wieder zur Anwendung auf das Besondere zurück, so möchte kaum zu verkennen sein, daß nur selten eine Zeit durchgängig den einen oder den anderen dieser Charaktere an sich trägt. Vielmehr, wie vielleicht niemals ein Individuum dem Leibe und der Seele nach vollkommen gesund ist, so können auch in einem Zeitalter Gesundheit und Krankheit in jedem Grade gemischt gegeben sein. Während am Ende des sechszehnten und im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts die Dogmatik im Anschluß an die erstorbene Scholastik versumpfte, sammelten (wie schon bemerkt) die Astronomie und Physik, und sammelte später die Philosophie Kräfte zu einer neuen gesunden

Lebensentwickelung. Diese Mischung findet sich namentlich in weiter vorliegenden Zeitaltern, und ist vielleicht in keinem früheren in dem Maße zur Ausbildung gekommen, wie in dem unsrigen. Dasselbe möchte sich kaum passender charakterisiren lassen, als indem wir es als ein im größten Umfange encyklopädisches bezeichnen. Wie die geschätzteste und gesuchteste buchhändlerische Waare die Encyklopädien oder (in anderer Appretur) die Konversationslexika sind, so zeigt es sich auch mehr innerlich in allen Richtungen der geistigen Entwickelung, und nicht bloß der wissenschaftlichen, sondern auch der affektiven und praktischen. Alles, was jemals früher für wahr, für recht, für schön gehalten worden ist, wird jetzt wieder dafür gehalten. Ueberall finden wir selbst die entschiedensten Extreme neben einander. Den krassesten Aberglauben an Klopfgeister und anderweitigen Spuk (hat man doch selbst die verlegenen Mesmerischen Schriften wieder an den Markt gebracht, und wahrscheinlich mit nicht geringem Erfolg), und Dem gegenüber den krassesten Unglauben bis zur ausdrücklichen Leugnung Gottes und der Unsterblichkeit. Alles hat neben einander Platz. So selbst in den Naturwissenschaften: wo noch immer Nachklänge der idealistischen Naturphilosophie mit dem als Reaktion dagegen ausgebildeten überspanntesten Materialismus, so wie mit der gesunden naturwissenschaftlichen Forschung, oft wunderlich genug, zusammenklingen (vgl. Heft III, S. 262 ff.). In den Gebieten der Religion, der Kunst, der Politik und der sonstigen Rechtsentwickelung haben sich vollends dieses Wiederaufleben der gesammten Vergangenheit und das hiedurch bedingte unsichere Hin- und Hergreifen in einer solchen Ausdehnung und mit einer solchen Höhe der Spannung ausgebildet, und leuchten sie deshalb so entschieden in die Augen, daß wir darüber nichts weiter hinzuzufügen brauchen.

Da fragt es sich nun, welcher Charakter überwiegt: der des gesunden oder der des kranken Lebens. Ein solche

Frage ist allerdings schwer zu beantworten für Denjenigen, welcher in einer so vielfach zusammengesetzten geistigen Entwikkelung selbst mit begriffen ist. Aber wir legen den früher nachgewiesenen Maßstab an. Der encyklopädische Charakter, inwiefern er die Richtung nach rückwärts hin repräsentirt, ist (wie sich schon ergeben hat) im Allgemeinen überwiegend als Zeichen von Mangel an Kraftentwickelung anzusehn; überdies, wenn auch manches Gute reproducirt wird, so ist doch (dies erhellt schon aus dem Angeführten, und würde sich durch unzähliges Anderes nachweisen lassen) auch viel Fehlerhaftes und Beschränktes wieder zu einer Art von Leben gekommen, welches für immer abgestorben zu sein schien. Es fragt sich also, ob sich, Dem gegenüber, bedeutende Lebenspunkte im Charakter gesunder Fortentwickelung nachweisen lassen.

Man beruft sich in dieser Hinsicht mit Stolz auf unsere industrielle Welt: darauf, wie unsere Dampfschiffe, Dampfwagen, Maschinen und sonstige Fabrikeinrichtungen, innerhalb des jüngst verflossenen halben Jahrhundertes der Welt gewissermaßen eine neue Gestalt gegeben haben. Dieser Stolz ist allerdings wohl begründet. Aber es wäre doch jedenfalls schlimm, wenn wir, Dem gegenüber, für die Auffassung und praktische Behandlung der geistigen Welt den krankhaften Charakter als durchgreifend anerkennen müßten.

Verhält es sich nun wirklich so? — Wir erwidern: keineswegs; sondern auf der Seite des Geistigen findet sich ein noch ungleich bedeutenderer Lebenspunkt, und welcher eben so entschieden eine Ausbildung zu wahrer Kraft verspricht. Dieser liegt darin vor, daß wie im siebzehnten Jahrhunderte für die materielle Natur, so gegenwärtig für die geistige die sogenannte Spekulation, oder die Konstruktion aus vorgefaßten Begriffen heraus, beseitigt worden ist, und Dem gegenüber die rein auf Thatsachen begründete oder streng natur-

wissenschaftliche Behandlung sich als zulässig, und als die einzig zulässige herausgestellt hat.

Die bisherigen Auffassungen waren von Seiten ihrer Grundlagen nicht gerade ungesund, sondern nur unvollkommen in der Art, wie es die Natur der schwierigen Aufgabe und die unzureichende Anzahl und Beschaffenheit der zu ihrer Lösung vorhandenen Mittel mit sich brachten. Die am meisten im Leben und in der Wissenschaft verbreiteten Ansichten, indem sie die als ursprünglich oder angeboren gesetzten Kräfte in den Formen der ausgebildeten Seele dachten, brachen da ab, wo sie erst recht hätten anfangen sollen mit ihren Nachforschungen; und bei Denen, welche hierüber hinausgingen, sehn wir, wie noch die neueste Geschichte der Philosophie uns nur zu vielfach vor Augen geführt hat, in buntem Wechsel die eine Grundhypothese in die andere überspringen. So war denn also wenigstens für den Fortschritt eine gesunde Entwickelung unmöglich gemacht. Diese ist nun durch die streng naturwissenschaftliche Begründung sicher gestellt worden. Der Grund ist sicher gelegt für einen stätigen Aufbau; und wie in Betreff der materiellen Natur, so wird auch in Betreff der geistigen die Geschichte des menschlichen Geschlechtes in zwei große Hälften zerfallen: in die des unsicheren Hin- und Hergreifens, wo das Erfaßte immer wieder von neuem verloren ging, und in die eines ununterbrochenen und bleibenden Erwerbes. Die letztere beginnt mit der gegenwärtigen Zeit.

Der hierin vorliegenden Aufgabe schließt sich dann eine andere nicht weniger bedeutende an. Das gesammte menschliche Leben in allen Richtungen, nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in der Kunst, in der moralischen Ausbildung, im bürgerlichen und politischen Zusammensein und Zusammenwirken, ist ein Produkt zuletzt aus den Grundfaktoren und Grundgesetzen unseres Geistes. Durch die Vollkommenheit oder Un-

vollkommenheit also, mit welchen wir diese auffassen, wird auch die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit der Beurtheilung jener Produkte und des regelnden Eingreifens in dieselben bestimmt. Während nun durch jene encyklopädische Reproduktion der widersprechendsten Auffassungen und Ansichten, die sich drängen und ineinanderwirren, eine Unklarheit und Unsicherheit in der Beurtheilung der geistigen Welt hervorgebracht worden ist, wie sie kaum jemals früher bestanden hat: so sind uns dagegen mit der streng naturwissenschaftlich ausgeführten Erkenntniß des geistigen Lebens gegenwärtig die Mittel gegeben, diese Verwirrung zu beseitigen und dieses Dunkel zu erhellen.

Es fragt sich nur, ob auch wohl in dem Kampfe mit Dem, was in diesem letzteren Charakter auf allen geistigen Gebieten schwer auf unserer Zeit lastet, das neu erworbene Licht wirklich den Sieg davon tragen werde. Man hat dies mehrfach noch in der neuesten Zeit wieder in Zweifel gestellt, und die Besorgniß geäußert, wir gingen einer Zeit des geistigen Verfalls und der Barbarei entgegen, ähnlich wie sie in den letzten Jahrhunderten des Römerreiches geherrscht haben. Aber eine umfassendere und tiefere Besinnung über die Ursachen der bezeichneten Reform führt zu ungleich tröstlicheren Ergebnissen. Umwandlungen dieser Art entstehn überhaupt nicht plötzlich und zufällig, etwa in Folge eines glücklichen Einfalls, sind nicht das Werk eines Einzelnen oder weniger Einzelnen. Sie sind das Werk von Jahrhunderten, und vermöge der gemeinsamen Arbeit einer sehr großen Anzahl von Individuen. Sie können nicht eher eintreten, als bis dies zu einem gewissen Punkte hin fortgeführt, die für sie bedingenden Faktoren in der erfoderlichen Vollständigkeit erworben worden sind; sind aber diese erworben worden, so treten sie auch mit Nothwendigkeit ein, und in einem nachhaltigen Andringen,

welches durch keinen mehr oberflächlich begründeten Widerstand irgend welcher Art aufgehalten werden kann.

Man mache sich dies noch durch eine bestimmtere Beobachtung klarer. Welche sind die bedingenden Faktoren dafür? — Keine anderen, als die Thatsachen des geistigen Lebens, in der Ausdehnung, der Mannigfaltigkeit, der Genauigkeit der Auffassung, wie sie für die als Aufgabe vorliegende, tiefer dringende Erkenntniß rein auf der Grundlage der Erfahrung erfodert werden. Die gegenwärtig für die Wissenschaft von der geistigen Natur eingetretene Reform ist, wie wir schon früher angedeutet haben, derjenigen ganz parallel, welche für die Wissenschaften von der äußeren Natur vom Anfange des siebzehnten Jahrhundertes an eingeleitet worden ist, und dann allmählich immer mehr an Ausdehnung und Tiefe gewonnen hat. Vor dieser Zeit konnte auch in diesem Gebiete die Erkenntniß nicht rein auf der Grundlage der Erfahrungen ausgeführt werden, weil diese letzteren zu wenig zahlreich und zu unvollkommen waren; vielmehr wurden auch hier Ergänzungen durch Spekulationen im Anschluß an vorgefaßte Begriffe für unentbehrlich gehalten, und waren dieselben wirklich unentbehrlich, wenn man irgendwie ein Ganzes für die Erkenntniß gewinnen wollte. Aber so lange man sich in diesen astrologischen und alchymistischen Träumereien, in diesen der Natur der Sache zur Seite liegenden scholastischen Formeln bewegte, war doch weder eine wahre Wissenschaft noch eine fruchtbare Anwendung auf das Leben zu erwerben. Wie sind dieselben später erworben worden? — Die Antwort lautet sehr einfach: nach Maßgabe davon, wie für jede Klasse von Naturentwickelungen die zu einer wohlbegründeten Erkenntniß erfoderlichen Erfahrungen zusammen waren. Eben so gegenwärtig in Betreff der Erfassung der geistigen Welt. Sie hat theoretisch, und sie hat für die pragmatische Anwendung, einen streng naturwissenschaftlichen Charakter gewonnen, sobald und weil

das Maß der dafür nothwendigen thatsächlichen Auffassungen voll geworden ist.

Hieraus nun ergiebt sich eine sehr wichtige Folgerung für die Fortwirkung der eingetretenen Reform. Was dieselbe bedingt hat, ist nicht auf eine kleine Anzahl dabei Betheiligter beschränkt. Wie der Erwerb der Erfahrungen, um die es sich handelte, in den mannigfachsten Formen (von Selbstgeständnissen, von brieflichen Aeußerungen, von Biographien, von historischen Darstellungen, von naturtreuen Dichtwerken ꝛc.) von vielen Tausenden dargebracht worden ist, so haben ihn auch viele Tausende aufgenommen, fortgepflanzt, haben sie ihn, wenn auch nicht streng wissenschaftlich, doch in der Richtung der Wissenschaft verarbeitet. In allen diesen also ist mehr oder weniger Empfänglichkeit für die neue naturwissenschaftliche Erkenntniß vorhanden, und was hiemit in unmittelbarer Verbindung steht, mehr oder weniger Bedürfniß und Fähigkeit dazu, wenn sie sich auch vielleicht dessen noch nicht klar bewußt geworden sind. Aber sie werden sich dessen klar bewußt werden, wenn sich erst die neue Lehre weiter ausgebreitet haben wird. Und so sind denn die Bethätigungen, welche gesunde Auffassungen der geistigen Welt enthalten und noch in ungleich höheren Graden für die Zukunft verheißen, nicht bloß (wie es gegenwärtig noch den Anschein haben kann) durch das Interesse weniger Einzelner gehalten: wo denn allerdings eine Ueberwältigung und Unterdrückung durch die ihnen gegenüberstehenden phantastischen und verwirrten Ansichten möglich, ja bei dem großen Umfange und dem in manchen Gebieten wenigstens augenblicklich sehr mächtigen Andrange der letzteren, selbst wahrscheinlich wäre. Sie haben, vermöge der bezeichneten Vermittelung durch das Zusammenarbeiten Unzähliger, eine sehr ausgedehnte und feste Haltung in dem Interesse Vieler; und so werden sie denn jedenfalls, früher oder später,

den Sieg davon tragen. Gebe Gott seinen Segen dazu, daß dies recht bald und recht entschieden geschehe!

An diesen Andeutungen müssen wir uns hier genügen lassen. Wir werden an dieselben im vierten Aufsatze des vorliegenden Heftes wieder anknüpfen; wo sich dann Gelegenheit darbieten wird, noch bestimmter an einem interessanten Beispiele zu zeigen, wie die Reform, welche gegenwärtig die Wissenschaft vom menschlichen Geiste erfahren hat, bereits seit langer Zeit in den einzelnen praktischen Gebieten vorbereitet worden ist.

III.

Zur Kunstlehre der religiösen Bildung.

Das Religiöse in seiner historischen Entwickelung.

„Die theologischen Wissenschaften (so heißt es in einem vertraulichen Briefe eines Mannes, welcher selbst seinen wohlverdienten Ruhm vorzugsweise seinen Leistungen im Gebiete der Theologie verdankt) werden bei weitem größtentheils von Solchen betrieben, die gar keinen religiösen Sinn haben"*). Dieser Brief ist (was diese Aeußerung noch merkwürdiger macht) aus Halle geschrieben, welches doch seit geraumer Zeit vorzugsweise gerade für die „theologische" Universität gegolten hat,

*) Schleiermacher, in dessen „Briefwechsel mit J. Chr. Gaß; mit einer biographischen Vorrede herausgegeben von Dr. W. Gaß (Berlin, 1852), S. 30.

und wo der Briefschreiber so eben als Professor der Theologie eine Anstellung erhalten hatte. „Denken Sie hier (so fährt derselbe fort) unter Vieren nur an Nösselt, Niemeyer, Vater, denen der religiöse Sinn absolut fehlt, und bei dem vierten, Knapp, ist er mir auch noch zweifelhaft“.

Wir können hier nicht über das Historische in der hier ausgesprochenen Behauptung entscheiden. Aber gesetzt auch, das thatsächlich Vorliegende wäre nicht ganz richtig beurtheilt worden: wie war es überhaupt möglich, daß auch nur der Schein entstehn konnte von einer solchen Unangemessenheit zwischen dem Berufe und dem inneren Geistesleben? — Die Theologie ist doch jedenfalls eine Wissenschaft von der Religion; und wie wäre es also irgend denkbar, daß jemand eine lange Reihe von Jahren hindurch diese Wissenschaft lehren könnte, welchem der religiöse Sinn „absolut fehlte“? Oder wie wäre es auch nur äußerlich als möglich vorzustellen, daß jemand Jahr aus Jahr ein über Naturwissenschaften Vorlesungen hielte, dem die Natur unbekannt, ja der ganz unfähig wäre, dieselbe wahrzunehmen?

Allerdings wird uns von einem Blinden erzählt, einem noch dazu schon in der frühesten Lebenszeit blind gewordenen, und welcher dessen ungeachtet Professor der Naturwissenschaft geworden ist, ja als solcher unter Anderem Newton's Farbenlehre vorgetragen hat*). Aber er hat eben nicht die Farben selber behandelt, sondern nur die mathematischen Verhältnisse, in welchen, bei der Brechung des Sonnenlichtes, die verschiede-

*) Der bekannte Saunderson, welcher schon ein Jahr alt sein Gesicht durch die Pocken verloren hatte, die seine Augäpfel zerstörten. 1707 kam er nach Cambridge, wo, in Folge seiner außerordentlichen wissenschaftlichen Talente, mehrere ausgezeichnete Männer sich für ihn interessirten, und namentlich Newton selbst, durch dessen Einfluß ihm das bisher von Whiston ausgefüllte naturwissenschaftliche Lehramt übertragen wurde.

nen Farben auseinandertreten. Eine Darstellung der Natur der Farben selber wäre für ihn entschieden unmöglich gewesen.

Nun wohl (so könnte man sagen), dann wird es sich dort eben so verhalten haben. Auch jene Professoren der Theologie werden statt des Religiösen (denn um dieses handelt es sich ja doch zunächst, um die Religion von ihrer subjektiven Seite, als Entwickelung der menschlichen Seele, nicht um die Objekte der Religion) etwas Anderes untergeschoben haben, welches mit dem Religiösen in ähnlicher Weise zusammengränzt, wie jene mathematischen Verhältnisse mit den Farben zusammengränzen. Dies nun ist im Allgemeinen allerdings richtig. Und was hier im Einzelnen Statt fand, oder doch (denn, wie gesagt, wir vertreten das Thatsächliche nicht) Statt finden konnte, Das zeigt sich dann auch mehr im Ganzen und Großen, und dabei auch qualitativ weit über Dasjenige hinaus, was hier vorliegt. Dies ist es auch namentlich, was der Geschichte der Religion eine so große Ausdehnung und Mannigfaltigkeit giebt, eine ungleich größere als die Geschichte der Naturwissenschaften, der Moral, ja selbst die Kunstgeschichte hat. Weil die religiösen Bedürfnisse, Empfindungen, Gesinnungen, Ueberzeugungen aus einem mannigfaltigeren Zusammenwirken hervorgehn, so gränzen sie auch mannigfacher mit Anderem zusammen, unterliegen sie, wie mannigfacheren Förderungen, so auch mannigfacheren Störungen und Unterlegungen von Seiten dieses Angränzenden. Eine genauere Untersuchung dieser Verhältnisse ist überaus interessant und praktisch wichtig; und so unternehmen wir denn im gegenwärtigen Aufsatze wenigstens die allgemeinsten Umrisse davon zu entwerfen. Die Philosophie ist nicht Geschichte, der Philosoph nicht Historiker. Aber die Philosophie (wie schon früher bemerkt worden) ist im Stande, die allgemein-menschlich prädeterminirten Grundlagen der Geschichte aufzudecken; und dies ist es, was wir uns auch hier wieder als Aufgabe stellen. Möchte das Mitgetheilte für einen

tüchtigen Historiker Veranlassung werden, uns im Anschluß hieran eine ausführlichere geschichtliche Darstellung davon zu geben!

I. Die geschichtliche Entwickelung des Religiösen in seinen Verhältnissen zum Affektiven und Praktischen.

Alle Bildungsformen der ausgebildeten Seele gehen aus mehr elementarischen hervor. Was haben wir nun als die Grundfaktoren des Religiösen anzusehn? — Seine tiefste Grundlage (so lautet die Antwort) hat dasselbe in der durchgängigen Bedürftigkeit der menschlichen Seele. Schon die Urvermögen des Gesichtssinnes, des Gehörsinnes, oder welches ihrer Grundsysteme wir sonst noch in Betracht ziehn mögen, enthalten ein Bedürfniß, ein Aufstreben in sich zu Ausfüllungen, welche sie sich nicht selber geben können, die sie von außen her empfangen müssen. Dieser Grundcharakter aber überträgt sich dann auf alles Folgende. Auch alle ausgebildeten Kräfte haben nicht ihr Vollgenügen in sich selber, schließen ebenfalls eine Spannung in sich, welche auf eine Ergänzung von außen her gerichtet ist*). Da zeigt sich nun weiter, daß der Mensch dieser Ergänzung in keiner Art für alle Verhältnisse und für immer sicher werden kann. Worauf wir auch unser Vertrauen setzen mögen: auf Besitz, auf Verwandte und Freunde, auf eine hohe Lebensstellung, auf Ansehn und Ehre, Alles kann uns entrissen werden, kann sich selbst geradezu gegen uns kehren; ja wir selber können uns entrissen und ein Quell von Unglück und Elend werden, durch körperliche und

*) Siehe mein „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft" (zweite Auflage), S. 24 f., 29 u. 159 f., so wie zum Folgenden S. 208 ff.

noch mehr durch psychische Krankheiten. Unter dieser Hinfälligkeit, diesem Wechsel alles Irdischen nun erhebt sich das Gemüth Desjenigen, welcher dieselben in größerer Ausdehnung selbst erfahren oder sonst kennen gelernt hat, zum Ueberirdischen. In ihm, zu welchem die Schläge des Schicksals nicht hinanreichen, sucht und findet er die sichere, für alle Zeit und für alle Umstände ausreichende Haltung, welche das Irdische in seiner Gesammtheit, auch wenn er sie vielleicht bei ihm gesucht, ihm nicht zum gewähren im Stande ist*). Dies ist, ganz allgemein gefaßt, als der tiefste Grundquell aller Religion anzusehn: das Gefühl der absoluten Abhängigkeit, wie es von Schleiermacher bezeichnet worden ist, das Bedürfniß der Glückseligkeit, wie es Kant genannt hat.

Aber, wohl zu merken, diese Gefühle und Bedürfnisse sind eben nur als der tiefste Grundquell der Religion anzusehn, noch nicht als die Religion selber. Man hat nicht selten die Furcht als Dasjenige bezeichnet, was ihr eigentliches Wesen ausmache. Dies ist entschieden falsch. Die Furcht kann wohl allenfalls den Glauben an Dämonen schaffen, aber nicht den Glauben an Gott, oder auch nur an Götter; sie bildet die Kehrseite der religiösen Empfindungen. Nicht durch die Herabstimmung, das Niedergedrücktsein, das Gefühl

*) Man vergleiche, was ich hierüber im zweiten Hefte des gegenwärtigen Jahrganges S. 186 ff. beigebracht habe. Dem dort angeführten Beispiele eines späteren Entstehens der Religion, wo sie bisher so gut wie gänzlich fehlte, und die Individualität damit eher in Gegensatz war (bei Wilhelm von Humboldt), können wir das eines gleich berühmten Staatsmannes an die Seite stellen, der ihm auch sonst unmittelbar nahe stand, das Beispiel von Stein, dessen Leben, wie sein Biograph in dem bekannten ausgezeichneten Werke erzählt, der plötzliche Verlust seiner Gattin „einen anderen Charakter aufprägte: den Charakter ernster Frömmigkeit, in welcher er seit dem Jahre 1819 im christlichen Glauben zu seiner Auflösung täglich bereit war". (Das Leben des Ministers Freiherrn von Stein, von G. H. Pertz, Band I.)

der Nichtigkeit wird der Religion ihrem Wesen nach bedingt, sondern vielmehr durch die Kraft der Erhebung darüber, die Haltung im Guten, die Stärke der Seele, welche die Folge davon ist. Jene sind stets Unvollkommenheiten; daher es denn auch falsch ist, die Grade, in welchen dieselben ausgebildet werden, als Gradmesser für die Vollkommenheit anzusehn, in welcher bei jemand das Religiöse ausgebildet ist. Schon die unmittelbare Erfahrung zeigt, daß diese Niedergedrücktheit, dieses Gefühl der eigenen Hülflosigkeit, und das daraus hervorgehende mürrische Wesen so oft zu Grundlagen für gehässige Gemüthsstimmungen und Neigungen, und also für Dasjenige werden, welches mit der wahren Religion im entschiedensten Gegensatze steht. Selbst bei der Resignation, wo sie sich im religiösen Geiste ausbildet, findet sich keine Zerknirschung oder Verzweiflung, sondern sie ist ein Zustand der Erhebung zu einem Höheren, in welcher der Resignirende Beruhigung findet. Und eben so mit der religiösen Demuth. Diese ist nicht bloß Bewußtsein der Unvollkommenheit, sondern darüber hinaus Bewußtsein der höchsten Weisheit und Heiligkeit, zu welcher sich der Demüthige erhebt, und die er damit zugleich fühlt, mit denen er also, wenn auch nur einem Minimum nach, eins wird.

Wir können demgemäß ganz allgemein den Satz aussprechen, daß in allen Bildungsformen, welche die religiösen Empfindungen und Gefühle annehmen mögen, selbst auf den qualitativ niedrigsten Stufen der Religion, diese nicht eher da ist, als bis die anfänglichen Verstimmungen überwunden sind, bis es dem menschlichen Geiste gelungen ist, sich über sie hinaus in einen reineren Luftkreis zu erheben. Aber wie entschieden dies auch für den tiefer dringenden Forscher feststehn mag, so wird es doch, den andrängenden Weltverhältnissen gegenüber, im Leben nur zu häufig verkannt. Die Erhebung zu dieser Höhe ist nicht leicht, und sich auf ihr zu erhalten, noch schwerer.

Immer wieder von neuem also (wie die Geschichte der Religion zeigt) sehn wir, selbst nachdem die wahre Religion zur lebendigen Empfindung und zur klar-bestimmten Aeußerung in Worten gelangt ist, die Seelen der Menschen in jene niederen Schichten hinabsinken; wieder sich selbst in jenen niederdrückenden Gemüthsbewegungen fixiren, darin einen falschen Vorzug finden, und Andere in diesem Sinne bearbeiten: in diesem Sinne an sie Ermahnungen richten, ihre Phantasie aufregen, ihre Empfindungen stimmen. Macht doch noch ein vor Kurzem in England erschienenes Werk (und welches dort ein gewisses Aufsehn erregt und Zustimmung erhalten hat) gegen den durch Wesley begründeten Methodismus, obgleich derselbe doch gewiß weit eher nach dieser Seite hin ausgeschweift hat (vgl. das Heft II dieses Jahrgangs, S. 223 ff. darüber Beigebrachte), als den hauptsächlichsten Tadel den geltend, daß er zu sehr „eine Botschaft der Freude, der Hoffnung und der Liebe" gewesen sei! Der Methodismus der Zukunft (Methodism of the Coming), von welchem der Verfasser eine Wiedergeburt des Christenthums in einer bisher noch niemals vorhandenen Vollkommenheit erwartet, soll sich, im Gegensatze damit, vorzugsweise an die Lehre von den zukünftigen Strafen, dem „Grimm, der da kommen wird", wie es der Verfasser ausdruckt (the wrath to come) anschließen, soll einen Glauben predigen, welcher das menschliche Gemüth mit einer weit greifenden Unruhe, mit einem tief erschütternden Schrecken erfüllen werde*). — Eine solche Religion, welche dann, wie schon der frühere Methodismus nur zu vielfach, in Zuckungen und Krämpfen ihr Ziel findet, ist entschieden nicht die wahre Religion. Die wahre Religion ist ein Evangelium des Friedens und der Hoffnung, der Erbauung, der Kräftigung, des Festwerdens in allem Guten.

*) Wesley and Methodism, by Isaac Taylor, London 1851; vgl. bes. p. 321 ss.

Aber wir müssen uns nun auf die andere Seite stellen: die Natur oder die inneren Grundcharaktere der Bedürfnisse und Beruhigungen ins Auge fassen, welche zur Religion hinüberdrängen, und denen dann auch die Natur Desjenigen entspricht, worin der Mensch seine Befriedigung und Beruhigung findet. Von welcher Art sind diese? — Die Antwort lautet: so mannigfaltig, wie die Bedürfnisse des Menschen überhaupt sind, wie Dasjenige ist, woran er sein Herz hängen kann. Wir haben also eine stätige Steigerung (was in dieser Hinsicht die Naturwissenschaft von der menschlichen Seele lehrt, das bestätigt die Geschichte) von derjenigen Stufe her, wo der Mensch noch kein anderes Interesse kennt, als das des sinnlichen Wohlseins, und wo er, indem er seine eigene Natur auf seinen Gott oder seine Götter überträgt, sich einbildet, durch seine Opfer werde deren Wohlsein erhöht, und würden sie in Folge dessen geneigt gemacht, sich auch ihm wieder gefällig zu erweisen: so daß also die Gottesverehrung zu einer Art von Tauschhandel ausartet. Von dieser niedrigsten Stufe an arbeitet sich das Religiöse allmählich empor. Je geistiger sich der Mensch ausbildet, je ausgedehnter sein affektiver und praktischer Gesichtskreis wird, bis zu den höchsten Interessen des menschlichen Geschlechtes im Ganzen: in desto geistigerem und umfassenderem Charakter bildet sich auch sein religiöser Glaube aus.

Wir fassen, um von dieser Seite her das Religiöse bestimmter zu würdigen, das Verhältniß, in welchem das Höhere und das Niedere zu einander stehn, noch genauer ins Auge. Selbst der geistigste Mensch ist und bleibt dabei auch ein sinnliches Wesen. Dies möchte kaum in etwas Anderem entschiedener hervortreten, als darin, daß noch Kant seiner Begründung des moralischen Glaubens an das Uebersinnliche das „Bedürfniß der Glückseligkeit" zum Grunde gelegt hat: ein Ausdruck, bei welchem ja Jeder auch, ja vorzugsweise an sinnliches Wohlsein denkt, und der eben deshalb Fichte'n zu der

strengen Censur Veranlassung gegeben hat: „ein Gott, der für die Erwartung der Glückseligkeit geglaubt werde, sei ein Götze, welcher der Begierde diene, sei der Fürst dieser Welt". Jener Kantische Ausdruck räumt allerdings der sinnlichen Religion ein ungehöriges Uebergewicht ein (wie sich denn bei Kant überhaupt eine gewisse Neigung findet, sich den herrschenden Ansichten und Empfindungen zu akkommodiren); wenigstens hätten die geistigen, und insbesondere die moralischen Bedürfnisse (die auf die moralische Vervollkommnung unserer selbst und Anderer gerichteten) als eigenthümliche Anfangspunkte daneben genannt werden sollen. Aber Fichte's Censur enthält eine Ueberspannung nach der anderen Seite hin. Wir können uns dies am besten anschaulich machen an der Streitfrage, die man in Betreff des Gebetes erhoben hat. Die Gemüthsbewegungen, welche demselben zum Grunde liegen, treten dem Allgemeinsten nach in zwei Klassen auseinander: die auf Gottes Macht oder Weltregierung und die auf Gottes Wesen sich beziehenden. Der ersten gehören die Gebete an, die Bitten, und Dem gegenüber, Dank für die Gewährung, Resignation bei der Nicht-Gewährung, der zweiten diejenigen, welche Gefühle der Anbetung und der Demuth ausdrucken, die vermöge des in uns ausgebildeten Bewußtseins des Allweisen, Allgütigen und Heiligen auf uns selber eine erhebende, erwärmende, moralisch reinigende Wirksamkeit ausüben. Da hat man nun zuweilen so weit gehn wollen, die erste Klasse ganz auszuschließen, indem sie wesentlich einen egoistisch und sinnlich beschränkten Charakter an sich trügen. Der wahrhaft Religiöse betrachte sich nur als ein einzelnes Glied der Menschheit, ja darüber hinaus des Universums; dann aber dürfe er nur anbetend, nicht bittend vor Gott hintreten: denn daß der Zweck des Universums erfüllt werde, verstehe sich ja von selbst. Aber zuerst braucht sich ja doch das in der Form der Bitte ausgebildete Gebet keineswegs auf unsere persönlichen Interessen

zu beschränken, und die sich auf unser sinnliches Wohlbefinden beziehn. Wir können in jedem Grade auch fremde Interessen darin aufnehmen, und Interessen, welche die intellektuelle, die gemüthliche, die moralische Vollkommenheit Anderer zu ihrem Gegenstande haben, wie schon erwähnt, bis zu derjenigen Ausdehnung hin, welche die ganze Menschheit umfaßt. Dann aber, zweitens, warum sollen wir nicht auch in Betreff unserer eigenen, und selbst in Betreff unserer äußeren Förderung, Errettung, Bewahrung ꝛc. zu Gott beten? — Für Gott, den Unendlichen, giebt es überhaupt keinen Gegensatz zwischen dem Großen und dem Kleinen. Wie für ihn Dasjenige nicht groß ist, welches uns als das Größte erscheint, so giebt es auch für ihn nichts Kleines. Hiezu kommt, daß ja auch unsere Wirksamkeit auf die übrige Welt von der Stellung abhängig ist, welche wir in dieser einnehmen, und von den Mitteln, über die wir, innerlich und äußerlich, zu gebieten haben. Also auch in dieser Hinsicht zeigen sich Allgemeines und Persönliches in einander übergehend und gegen einander verschwimmend, und thun sich uns Verhältnisse und Beziehungen auf, in Betreff deren es nicht nur als erlaubt, sondern selbst als Pflicht sich herausstellen kann, an Gott auch persönliche Bitten zu richten. Es kommt nur darauf an, daß dies in der rechten, und nicht in der unrechten Weise geschehe.

Fassen wir also diese Erörterungen zusammen in der Anwendung auf das hier Vorliegende, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß gegen das geschichtlich allgemein gegebene Hinüberreichen der auf das Sinnliche sich beziehenden religiösen Empfindungen in die höher geistig und moralisch ausgebildeten Formen des Religiösen an und für sich nichts einzuwenden ist. Aber allerdings, wie uns ebenfalls die Geschichte auf jedem Blatte lehrt, bleibt es nicht bei diesen wohlberechtigten Verschmelzungen. Nur zu vielfach sehn wir auch innerhalb der höchsten moralischen Religion, innerhalb des Christenthums, die

Empfindungen und deren Ausdruck herabsinken und sich beschränken auf die niedrigste Stufe, wo der Mensch, wie er für das Irdische keine anderen Interessen kennt, als die des sinnlichen Wohlergehns, auch das Ueberirdische nur in Beziehung darauf vorstellt und empfindet: so daß also selbst in unserem so weit vorliegenden Zeitalter, und innerhalb der kultivirtesten Völker, sich immer wieder von neuem und dringend die Aufgabe herausstellt, auf die Erhebung der bloß sinnlichen Religion zur sittlichen hinzuarbeiten.

Dies führt uns unmittelbar zu einem dritten Fehlgriff hinüber, welcher sich für die geschichtliche Entwickelung des Religiösen in größerer Ausdehnung geltend gemacht hat, und uns demgemäß eine eigenthümliche Aufgabe für seine Korrektion stellt. Da die Ausbildung der Religion zu einer sittlichen den höchsten Zielpunkt bildet, und überdies auch sonst zwischen dem Religiösen und dem Sittlichen sich mannigfache wichtige Beziehungen finden: so hat man, namentlich am Ende des vorigen und im Anfange des gegenwärtigen Jahrhundertes, mehrfach die Behauptung aufgestellt, die Religion habe überhaupt nur vermöge ihres Einflusses auf die sittliche Ausbildung des Menschen eine Bedeutung und Berechtigung. Aber wir haben schon gesehn, daß die Grundmotive der Religion in ganz anderer Richtung liegen. Aus dieser Verschiedenheit der Faktoren müssen sich dann auch verschiedene Produkte ergeben. Das Sittliche bezieht sich zunächst auf das Gegebene: faßt das als wirklich Vorliegende und die daran geknüpften Güter und Uebel auf, würdigt sie nach der Norm der allgemein gültigen Werthschätzung, und greift erfoderlichen Falls, dieser gemäß, steigernd, regelnd, bessernd darin ein. Das Religiöse dagegen geht auf das Nicht-Gegebene: auf Dasjenige, was uns nicht vorliegt, und was wir selbst nicht (wie die inneren Kräfte) von dem Vorliegenden aus mit Sicherheit zu erschließen im Stande sind; was wir nur in der Erhebung über alles,

was wir erfahren und erkennen können, und deshalb nur in einer freieren, weniger bestimmt begründeten und ausgeprägten Form der Ueberzeugung, in der Form des Glaubens zu erfassen vermögen.

Wir können uns diese Verschiedenheit noch näher bringen, indem wir sie bei der Lösung einer beiden gemeinsamen Aufgabe ins Auge fassen. Das Sittliche hat ebenfalls die Aufgabe, uns gegen Trübungen sicher zu stellen, und lös't diese Aufgabe, indem es uns bei den höheren Interessen koncentrirt, welche, da sie das am meisten Innerliche zu ihren Objekten haben, und also das am wenigsten vom Aeußeren Abhängige, uns gegen die ungünstigen Einwirkungen des Letzteren unempfänglich machen oder wenigstens stählen. Aber diese Wirkung ist doch für das Sittliche nur eine sekundäre, nicht der eigentliche Zweck. Dabei gewährt sie nur einen Halt, nicht volle Beruhigung; und es können manche Schicksale über uns kommen, wo selbst dieser Halt nur schwer und unvollkommen zu gewinnen ist. Endlich können wir wohl für uns selber in dieser Hinsicht einstehn, aber nicht für Andere, während doch Demjenigen, welcher ein weiter reichendes, warmes Interesse an dem Wohl und der Vollkommenheit Anderer in sich ausgebildet hat, deren Unsittlichkeit, Thorheit, Unvernunft, eines der schwersten Leiden bereitet. Wer sich gegen die Eindrücke davon unempfindlich macht, isolirt, geräth in eine Selbstbeschränktheit hinein, die um so gefährlicher ist, da sie ja gerade das Werthvollste, das Höchste trifft. Eine vollständig genügende Lösung also ist auch hier nur zu gewinnen durch eine Erhebung zum Uebersinnlichen und in dem gläubigen Vertrauen, daß der Allmächtige auch in dieser Hinsicht Dasjenige, wofür wir keinen Rath wissen, nach seiner Weisheit und Güte einrichten werde.

Um es bei der großen Wichtigkeit der Sache noch von einer anderen Seite her aufzufassen: das Religiöse ist, im

Unterschiede vom Sittlichen, welches sich an das für die Erfahrung Vorliegende anschließt, in ungleich höheren Graden produktiv, indem es weit über die Kombinationen hinausgeht, welche von jenem aus zu erwarten sind. So auch selbst in Betreff des Handelns. Der religiöse Sinn setzt, was für das Erkennen und das sich daran anschließende sittliche Wollen als unmöglich erscheint, dennoch als möglich, und macht es hiedurch nicht selten möglich und wirklich. Man nehme Christus. Was war unwahrscheinlicher, nach den vorliegenden Umständen, als daß von Galiläa aus durch einen Menschen, der gegenwärtig eine so unbekannte und unbedeutende Stellung einnahm, eine geistige Umgestaltung der ganzen Welt eintreten würde! Und dennoch ist sie eingetreten, und zwar eben dadurch, daß die religiöse Begeisterung das Unmögliche als ein Mögliches, als ein gewiß Eintretendes behandelt hat. Eben deshalb ist auch der religiöse Sinn unüberwindlich, wo das dem Gegebenen sich anschließende Sittliche überwunden wird. Man denke etwa, dem so eben Angeführten gegenüber, an Cato, welcher, nachdem er sich vergebens bemüht hatte, den Geist und die Formen der Republick zu retten, sich selbst den Tod gab. Das Religiöse, wenn es aus einem Halt vertrieben wird, nimmt einen anderen ein, und setzt aus diesem eben so unermüdlich seine Bestrebungen fort; und da sich dies nun auch für das Sittliche als die höchste Aufgabe herausstellt, so schließt es sich diesem als seine Ergänzung oder Erfüllung an, welche auch in dieser Beziehung eben nur durch einen über alles Wissen hinausgehenden Glauben zu gewinnen ist. In dem Maße, wie sich der Horizont durch den religiösen Glauben erweitert, erweitert sich auch die Aufgabe für das Thun.

In Verbindung hiemit ist dann, viertens, endlich noch des Fehlgriffes zu erwähnen, daß sich die ungehörige Fixirung bei dem Niederdrückenden (S. 438 ff.) auch für das

Sittliche geltend gemacht hat: die Sündhaftigkeit, und das Maß, in welchem sich das Gefühl derselben bei dem Menschen ausbildet, als das Maß seiner religiösen Vollkommenheit angesehn worden ist. Dies ist mit dem Geiste der wahren Religion entschieden im Widerspruche. Vielmehr erweis't sich dieselbe auch in dieser Hinsicht produktiv über Dasjenige hinaus, was das Sittliche ohne die Unterstützung des Religiösen hätte erreichen können. Auch in dieser Hinsicht setzt die wahre Religion sich immer höhere Zielpunkte, und behandelt sie das als unmöglich Erscheinende als möglich. Sie macht den Menschen frei von dem Gesetze der Sünde, erhebt ihn zur inneren Kindschaft Gottes (vgl. Heft II dieses Jahrganges, S. 198 ff., auch S. 191).

II. Die geschichtliche Entwickelung des Religiösen im Verhältniß zum Spekulativen und zum Logischen.

Die Religion (wie wir im vorigen Abschnitte ausgeführt haben) enthält eine Ergänzung des Gegebenen durch ein Nicht-Gegebenes, des Sinnlichen durch ein Uebersinnliches, von affektiven und praktischen Anstößen her, und in Folge hievon zunächst auch in affektiven und praktischen Formen. Geht sie dann in die Vorstellungsform hinüber, so bildet sie sich in den weniger strengen Formen des Glaubens und des Ahnens aus, welche, wie in ihrer Grundlegung, so auch in ihrer Ausbildung, wenngleich innerhalb des Vorstellungsgebietes, doch nach der Seite des Affektiven und Praktischen hin liegen*). In dieser Art hat sich die Religion von jeher gebildet, seitdem es Menschen gegeben hat, deren geistige Ent-

*) Vgl. hierüber mein „System der Logik als Kunstlehre des Denkens", Band II, S. 303 ff.

wickelung so viele Schritte zu machen im Stande war, als sich dafür nöthig gezeigt haben; und in dieser Art wird sie sich bilden, so lange es Menschen geben wird.

Aber dieser Ursprung und der hiedurch bedingte Charakter der Religion sind keineswegs immer anerkannt worden. Die Anerkennung derselben ist als das reinste und schätzbarste Ergebniß der Kantischen Philosophie anzusehn, das einzige vielleicht, welches überhaupt für die Wissenschaft und die Kultur des menschlichen Geschlechtes Dauer haben wird. Aber dessenungeachtet ist diese Anerkennung auch jetzt noch keineswegs zu einer allgemeinen geworden; ja selbst bei Kant's Nachfolgern haben sich mehrfach Behauptungen von entgegengesetztem Charakter geltend und entschieden und durchgreifend geltend gemacht.

Woher nun dies? — Die Antwort lautet: neben dem Wege, auf dem wir zur Religion hingelangen, giebt es einen zweiten, welcher vom Gegebenen zum Nicht-Gegebenen, vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen hinüberzuführen verspricht: die Ergänzung des ersteren, nicht in affektiven und praktischen Formen, sondern in den Formen des Vorstellens. Auch was diese betrifft, erweis't sich alles durch die Auffassungen der Welt Gegebene mehr oder weniger als ein bloßes Bruchstück: dem Raume, der Zeit, den Causalverhältnissen und dem durch diese bedingten Zusammenhange nach, oder was wir sonst noch in dieser Hinsicht der Prüfung unterziehn mögen. Vermöge dessen also bilden sich Spannungen und Aufschwünge, welche die Tendenz haben, über die Auffassungen des Gegebenen hinaus in Vorstellungsformen eine umfassendere Einheit und Zusammenhang zu erwerben: ein Wissen, ein Erkennen des Ganzen und als Ganzes, dem letzten Ziele nach die Ableitung alles Gegebenen aus Einem höchsten Principe. Also der Ergänzung des Gegebenen durch ein Nicht-Gegebenes in der Form der Religion steht die Ergänzung durch die philoso-

phische Spekulation zur Seite. Da ist es denn natürlich, daß die Männer der Wissenschaft, und namentlich der höchsten Wissenschaft, der Philosophie, meistentheils dieser in der Form des Wissens, und was Dem homogen ist, ausgeführten Ergänzung den Vorzug gegeben haben; ja nicht selten in dem Maße, daß sie der in den Formen des Glaubens und des Ahnens ausgeführten geradezu alle Berechtigung abgesprochen haben. So ist es vor Kant, und so ist es von der größeren Anzahl der Philosophen auch nach ihm wieder geschehn.

Aber wir müssen noch einen allgemeineren historischen Ueberblick nehmen. Da versteht es sich von selbst, daß auch diese Ergänzung nicht von vorn herein in der Form des streng bestimmten Denkens und Erkennens ausgeführt werden konnte. Die naturwissenschaftliche Psychologie hat gezeigt, daß die logische Form überhaupt keine ursprüngliche und von den freieren Vorstellungsformen geschiedene ist. Dieselbe wird vermittelt durch Anziehungen und Verschmelzungen zwischen theilweis gleichen Vorstellungen; diese Anziehungen und Verschmelzungen aber erweisen sich anfänglich für Kombinationen in den Formen des Witzes und des Gleichnisses wirksam; und diese letzteren also haben wir (wie auch die Geschichte bei allen Völkern und in allen Wissenschaften bestätigt) als die wesentlichen Vorbildungen für die Kombinationen zu Begriffen und Urtheilen anzusehn*). Dies nun mußte hier ganz besonders zur Anwendung kommen, wo es Empfindungen und Vorstellungen eines über alles Gegebene Hinausliegenden gilt, und also von vorn herein, schon in den specielleren Auffassungen, ein unbestimmterer, weniger Stand haltender, mehr verfließender Charakter gegeben ist. Also anfangs, und eine geraume Zeit hindurch, finden wir für die Erfassungen des Uebersinn-

*) Man vergleiche die ausführlicheren Auseinandersetzungen, welche ich hierüber in meinem „System der Logik als Kunstlehre des Denkens", Band I, S. 143 ff. gegeben habe.

lichen keine bestimmten Fragen oder Probleme gestellt, kein absichtliches Hinarbeiten in den Formen des Begriffes, des Urtheils, des Schlusses 2c., sondern Phantasien, welche noch gleichsam spielend die Lücken ausfüllen, die vorliegenden Schranken erweitern. So in der Naturvergötterung der Mythologie, so mehr oder weniger selbst später in den Theogonien und Kosmogonien 2c.

Hiemit steht es dann weiter in Verbindung, daß sich die Empfindungen und Anschauungen nur sehr allmählich zum Ganzen erweitern, und zur höchsten Einheit erheben. Im Allgemeinen läßt sich hiefür eine zwiefache Stufenleiter nachweisen.

Einmal eine quantitative. Zuerst wird ein Familiengötze verehrt, oder ein solcher, dessen Herrschaft sich über einen Völkerstamm, über mehrere mit einander verbundene Stämme erstreckt. Alles Andere existirt noch nicht für den beschränkten Blick, das beschränkte Interesse. Kommen dann die einzelnen Völkerstämme mit anderen in Verbindung, so wird auch deren Glaube angenommen. Die Götzen oder Götter führen eben so Krieg mit einander wie die Völker, schließen Bündnisse 2c. So noch in der Römerzeit, wo die Schutzgötter der belagerten Städte aufgefodert wurden, dieselben aufzugeben, und zu den Römern überzugehn. Dabei konnte, was die einzelnen Stämme oder Völker betrifft, vielleicht schon eine Art von Monotheismus zur Ausbildung kommen, wie er namentlich im ältesten jüdischen (abrahamitischen) Jehovahdienst vorliegt; aber dessenungeachtet machte sich daneben, in der bezeichneten Weise, noch ein Polytheismus geltend.

Neben dieser quantitativen Abstufung aber zeigt sich eine zweite, mehr qualitative. Was als Uebersinnliches, als Urgrund vorgestellt und empfunden wurde, bezog man auf das Ganze der Welt; aber es fand noch eine Vielheit Statt in Betreff der verschiedenen Arten von Gegenständen. So im

griechischen Polytheismus. Die Welt der Luft, des Wassers, des Feuers ꝛc., und im Gebiete des Geistigen die Welt der Dichtkunst, der Liebe, der Weisheit ꝛc. hatte ihre besonderen Verwalter und Vertreter, jeder in seinem Gebiete gewissermaßen das Ganze regelnd oder allmächtig, aber so, daß er in Hinsicht dessen beschränkt war, was von anderen Gebieten oder von anderen Arten der Gegenstände her damit in Beziehung trat. Es bedurfte einer sehr langen Zeit, ehe sich die Auffassung zur strengen Einheit des Urgrundes in beiderlei Beziehungen erheben konnte, wie sie im Christenthume und in der Lehre Mohamed's vorliegt: zu Einem Gotte, der in jeder Hinsicht allmächtig, allgenugsam, allwissend gedacht wird.

Durch diese Erörterungen sind wir nun in den Stand gesetzt, zu der Frage überzugehn, wie sich die Erfassung des Uebersinnlichen in der Form des Vorstellens zu der affektiven und praktischen verhalte. Schon aus der so eben gegebenen Ausführung ergiebt sich, daß wir im Menschen, mögen wir nun das Individuum, oder mögen wir die gemeinsamen geistigen Produkte größerer Gemeinschaften ins Auge fassen, wie überhaupt, so auch in dieser Beziehung keine bestimmte Scheidung zwischen dem Theoretischen und dem Affektiven und Praktischen haben, vielmehr ein stetes Zusammenwirken, Verschmelzen, Hinübergreifen des Einen in das Andere. Die bezeichneten Abstufungen machen sich für die Empfindungen, Bedürfnisse, Bestrebungen und Widerstrebungen eben so, ja mit noch größerem Gewichte geltend, wie für das Vorstellen und Denken. Aber die Wissenschaft kann und muß auseinanderhalten, was einen verschiedenen Ursprung hat, und sich in verschiedenen Charakteren entwickelt. Da haben wir nun ganz andere Grundformen, und die also auch zu ganz anderen Produkten führen müssen. Dies zeigt sich auch schon in Betreff der namhaft gemachten Abstufungen. Wo für die Lehre entschieden die Einheit Gottes feststeht, kann dessenunge-

achtet von den *praktischen Bedürfnissen* her innerhalb derselben religiösen Gemeinschaft sich immer von neuem eine Art von Polytheismus, in der einen oder in der anderen der bezeichneten Formen, oder auch in beiden zugleich ausbilden. Man denke nur an die Gebete, wie sie, ganz in diesen Charakteren, auch jetzt noch so häufig an Heiligenbilder gerichtet werden. Also wenn wir nun, ungeachtet aller Verschmelzungen und alles Hinübergreifens, in tiefer eindringender wissenschaftlicher Erkenntniß die Ergänzung in der Vorstellungs- und namentlich in der logischen Form streng auseinanderhalten mit der affektiven und praktischen: wie verhalten sie sich zu einander?

Da leuchtet vor Allem in die Augen (was für die allgemeine Beurtheilung von der größten Wichtigkeit ist), daß durch die gesammte Ergänzung in der Form der Erkenntniß zwar *Vorstellungen* und *Begriffe* von Gott gewonnen worden, aber *keine Verehrung* Gottes, *keine Religion* in allen ihren Formen: der Anbetung, ter Scheu, des Gebetes, des Dankes, der Resignation, der Demuth, der heiligenden Erhebung ꝛc. Das bewegende Princip dafür ist die größere *Einheit der Anschauung*, dann der *Erklärung*; aber, um es populär auszudrucken, die Vernunft mit allen ihren Schlußfolgerungen würde niemals zu eigentlichen religiösen Empfindungen geführt haben. Hiemit steht es dann auch in Verbindung, daß das Theoretische oder Spekulative, rein für sich gefaßt, durchaus gleichgültig ist gegen *Gutes* und *Böses*. Für das *Denken* und *Erkennen* sinkt der Gegensatz zwischen ihnen zu einer bloßen Verschiedenheit des Vorstellungs*inhaltes* herab; obgleich also verschieden, liegen sie doch in gleicher Linie vor, und ihr Gegensatz wird in dem Maße neutralisirt, daß er sich nicht in seinen eigenthümlichen Charakteren, in denen des Strebens und Widerstrebens, geltend machen kann. Daher wir denn auch das Gute und das Böse bald beide auf einen und denselben Urgrund zurückgeführt, bald von verschiedenen Urwesen

abgeleitet sehn, welche neben einander, und entweder mit gleicher Macht ausgestattet, oder das eine irgendwie dem anderen untergeordnet gedacht werden.

Schon hierin nun liegt eine geschichtliche Mannigfaltigkeit vor. Aber wir müssen diese, welche ja für den gegenwärtigen Aufsatz unser eigentliches Thema bildet, noch in größerem Umfange ins Auge fassen. Da das Theoretische und das Affektive und Praktische, in der einen oder in der anderen Mischung, in allen Menschen gegeben sind, so werden sich auch die Bedürfnisse und Triebe zu den im Vorigen charakterisirten Ergänzungen, wenn auch nicht in allen Individuen (denn nicht alle schreiten in ihrer Entwickelung so weit vor), doch bei allen Völkern und zu allen Zeiten geltend machen. Aber sie machen sich in verschiedenen Graden und Mischungen geltend. Daher namentlich in höher gebildeten Zeitaltern ein gewisser Wechsel, jenachdem die eine oder die andere von diesen Entwickelungsformen ein Uebergewicht gewinnt: die affektiven und praktischen Bedürfnisse und Bestrebungen oder die auf Erkenntniß gerichteten, und (was die Produkte betrifft) die Religion, vielleicht bis zu einer beinah völligen Gleichgültigkeit gegen die spekulativen Aufgaben, oder die Spekulation, zuweilen in der höchsten Ueberspannung als Begriffsvergötterung und in theilweiser Ableugnung des Werthes und der Bedeutung der Religion. Hiezu aber kommen dann noch zwei andre Momente, welche dazu beitragen, diese geschichtliche Entwickelung mannigfaltiger zu machen. Zuerst (worauf wir schon früher hingewiesen haben), daß auch die Religion, oder die Produkte, welche sich von den affektiven und praktischen Anstößen her ergeben, in logische Kombinationen (Anziehungen und Verschmelzungen im Verhältniß der Gleichheit des Vorstellungsinhaltes) eingehn, und also logisch aufgefaßt, und mit den Produkten der Spekulation in Verbindung gesetzt werden können: wo dann also nach Maßgabe der Beschaffenheiten der einen und der anderen Faktoren,

auch in den Gesammtprodukten das Eine oder das Andere zum Uebergewichte gelangen kann, und in dieser oder in jener Stellung zu einander, z. B. für die Auffassung Gottes die Vorstellung der allgemein-durchgreifenden Kausalität oder die der Allgütigkeit und der in diesem Charakter ausgeübten Fürsorge vorherrschen. Dann aber, zweitens, zeigt sich ein sehr bedeutender Quell der geschichtlichen Mannigfaltigkeit in dem Spekulativen für sich genommen, welchen wir jedoch ebenfalls hier in Betracht ziehn müssen, weil er mannigfach auch auf die Ausbildung der Religion hinübergewirkt hat. Alle menschliche Erkenntniß nämlich ist durchaus unfähig, das Uebersinnliche in seiner vollen Wahrheit, seinem inneren Wesen nach (oder wie es an sich selber ist) zu erfassen. Nicht auf das Logische kommt es hiefür an: denn dieses, da es, in allen seinen Formen, durch gleichartige Verschmelzungen bedingt ist, wiederholt ja nur, im Charakter höherer Klarheit, Bestimmtheit, Fixirung, was das mehr besondere Vorstellen hineingegeben hat*). Sondern worauf es ankommt, das sind die realen Grundverhältnisse; und in Betreff dieser geht das Unendliche weit über Alles hinaus, was endliche Wesen, wie wir Menschen sind, mit ihrem Vorstellen und Denken zu erreichen vermögen. Also was wird geschehn? — Ehe man dessen mit Entschiedenheit inne geworden ist, wird man immer wieder von neuem, bald in dieser und bald in jener Richtung, das Unerreichbare zu erreichen suchen.

Daß dies unausführbar sei, ergiebt sich für den besonnenen Forscher schon aus der Erwägung der allgemeinsten Grundverhältnisse. Sind wir wohl im Stande, das „Unendliche“ als ein Positives für unser Erkennen auszubilden? — Unstreitig in keiner Weise. Wir mögen Auffassungen aneinander-

*) Vgl. mein „System der Logik als Kunstlehre des Denkens“, Bd. I, S. 42 ff., und zum Folgenden S. 151 ff. u. 257 ff.

reihen, so viel wir wollen (räumliche, zeitliche, Auffassungen von Ursachen und Wirkungen, Erkenntnisse, oder was man sonst noch nehmen will): wir kommen damit nicht wahrhaft zu Ende, oder zu einem Ganzen. Wir gelangen allerdings zu einem Abschluß, wir hören auf, weil unsere Kräfte nicht ausreichen; aber haben wir neue gesammelt, und besinnen wir uns, so zeigt sich, daß wir eben doch keinen Abschluß haben der Sache nach, also noch keine Lösung der gestellten Aufgabe, keine wahre Vollendung. Und wie im Allgemeinen, so im Einzelnen. Die am meisten verbreitete Auffassung des Uebersinnlichen, und wie sie beinah durchgängig bei der Religion zum Grunde gelegt wird, ist die anthropomorphistische oder diejenige, welche das Göttliche in den Formen vorstellt, welche uns die Auffassung unseres eigenen Geistes darbietet, und die wir dann von Unvollkommenheiten gereinigt und in der höchsten Steigerung der Vollkommenheiten auf Gott übertragen. Aber vermögen wir wohl hiemit Vorstellungen von göttlichen Eigenschaften zu bilden, welche der Idee Gottes wahrhaft entsprächen? — Man mache sich dies an einem einzelnen Beispiele anschaulich, etwa (um ein in allen anderen Beziehungen unbedenkliches auszuwählen) an der Allwissenheit. Alles menschliche Wissen, mit einem wie hohen Grade von Selbstthätigkeit es auch ausgebildet werden mag, setzt doch grundwesentlich eine gewisse Passivität voraus. Man nehme das vollkommenste, welches wir überhaupt besitzen, das Selbstbewußtsein. Hier ist die Auffassung eine durchaus unmittelbare, gewissermaßen dasselbe mit dem aufgefaßten Gegenstande*). Aber dessenungeachtet haben wir doch auch selbst hier dem Erkennenden gegenüber ein Erkanntes, als ein Zweites neben ihm, und so, daß das Erstere von dem Letzteren aus eine gewisse Affektion

*) Siehe hierüber und über das Folgende meine Schrift „Die neue Psychologie rc.“, S. 51 ff. u. 192 ff.

empfängt, auch selbst hier also eine Passivität im Verhältniß zu diesem, eine Beschränktheit. Noch entschiedener zeigt sich dies bei allem Erkennen von Dingen außer uns: wir erhalten Eindrücke, werden durch diese irgendwie ergänzt, bestimmt. Man hat sich dadurch helfen wollen, daß man angenommen hat, im Unterschiede vom menschlichen Wissen, welches der Existenz der Dinge und Erfolge nachfolgt, gehe bei Gott das Wissen dem Gewußten voran, sei es nicht Wirkung, sondern Ursache der Dinge und Erfolge. Aber alle menschliche Geisteskraft ist ja doch nicht im Stande, ein absolutes, ein ursprüngliches Vorherwissen zu denken. Alles, was wir vorherwissen, ist, in der einen oder der anderen Vermittelung und Verhältnißbeziehung, auf frühere Auffassungen zurückzuführen, die es nur, mit wie umfassender Kombination dies auch geschehn mag, zur Anwendung bringt, setzt also zuletzt ebenfalls eine Passivität voraus, wenn auch eine solche, die einer vergangenen Zeit angehörte. Ueberdies würde mit dem Angeführten auch noch eine andere Art von Mangel in Gott hineinversetzt werden: ein Zweck, auf dessen Verwirklichung erst hinzuwirken wäre, also eine Aufeinanderfolge, eine Veränderung, ein neues Wissen, wenn nun das bisher nicht Wirkliche verwirklicht wäre. Kurz, wir mögen es wenden, wie wir wollen, es zeigt sich hier, und es zeigt sich bei allen anderen, vom menschlichen Geiste hergenommenen Eigenschaften, die wir von Gott auszusagen versuchen möchten, daß wir keine einzige in Bezug auf ihn zu substantiiren, oder so zu denken vermögen, daß sie der Idee Gottes wahrhaft entspräche.

Deshalb nun hat man wiederholt die anthropomorphistische Ausbildung der Idee Gottes verworfen, und es mit anderen Formen versucht, namentlich, in dieser oder in jener Art, in den sogenannten pantheistischen Systemen. Wir können uns hier, wo wir es zunächst nur mit einer Nachweisung der Momente zu thun haben, welche die geschichtliche

Entwickelung des Religiösen bedingen, nicht auf eine ausführlichere Kritik der pantheistischen und der ihnen angränzenden Ansichten einlassen. Aber schon ganz im Allgemeinen leuchtet ein, daß selbst für das *Erkennen* nichts dadurch gewonnen wird. Der menschliche Geist, in allen Formen seiner Bethätigung, kann, den *elementarischen* Vorstellungsbestandtheilen nach, nicht das Mindeste schaffen. Auch seine höchste schöpferische Thätigkeit ist zuletzt nur Umbildung der Auffassungen, welche wir entweder durch äußere Wahrnehmungen oder durch Wahrnehmungen unseres Selbstbewußtseins gewonnen haben. Also die Grundelemente oder Grundtypen für Alles, was wir denken, müssen zuletzt aus einem dieser beiden Quellen entnommen sein. Wird nun mit der anthopomorphistischen Eigenschaft der letztere Quell ausgeschlossen für die Ausbildung der Idee Gottes, so müssen wir zum ersten, zu unseren Auffassungen von den *Kräften und Erfolgen der äußeren Natur* zurückgehn. Aber nicht nur, daß wir hiemit hinabsteigen in der Stufenleiter der Wesen, so vermögen wir ja die äußere Natur, weil wir *sie nicht selber sind oder werden können*, auch nicht in ihrem inneren Wesen, oder wie sie in sich selber ist, aufzufassen, sondern nur durch ihre Einwirkungen auf unsere Sinne, oder *ihr äußerlich*; und so sind wir denn für diese Ausführung der Idee Gottes auch nicht einmal die Wahrheit zu erwerben im Stande, die wir dort unmittelbar und ohne Weiteres besitzen*). Also wir verlieren jedenfalls selbst von

*) Siehe hierüber mein „System der Methaphysik &c.", S. 91 ff. — Dies ist es auch, was die pantheistischen Ansichten, welche Gott auf die Formen zurückzuführen versucht haben, welche den Kräften und Processen der äußern Natur eigen sind, immer wieder von neuem auf die entgegengesetzte Seite hinübergedrängt hat, z. B. die *Schelling*sche Grundansicht zu der von *Hegel*. Das „Uebergehn des Begriffes in sein Anders-sein", welches bei der letzteren zum Grunde gelegt wird, ist zwar entschieden eine Fiktion (ein solcher Proceß findet in der Wirklichkeit *niemals* im menschlichen Geiste Statt);

Seiten der Erkenntniß, in deren Interesse die anthropomorphistische Ausbildung der Idee Gottes mit der pantheistischen vertauscht worden ist; und wir verlieren (wie kaum hinzugefügt zu werden braucht) noch bei weitem mehr für die andere Seite. Die dunkle Naturkraft, welche irgendwie aus sich das Vollkommenere hervortreibt, ist, wie durchaus unanschaulich, nebelhaft, schattenhaft, dies noch weit mehr in ihren Wirkungen auf das Gemüth.

Beides zusammengenommen haben wir als den Grund anzusehn, weshalb sich, wie die gesammte Geschichte zeigt, die Befriedigung durch die pantheistischen Ansichten immer nach kurzer Zeit als ein bloßer Schein kund gegeben hat, und man, ungeachtet der Unangemessenheit, welche sich nun einmal in keiner Weise abändern läßt, immer wieder zur anthropomorphistischen Ausbildung der Idee Gottes und zur Religion zurückgekehrt ist. Als Zielpunkt der geschichtlichen Entwickelung in dieser Hinsicht haben wir die klar-bestimmte, entschiedene und in dieser Entschiedenheit dann auch allgemein anzuerkennende Einsicht zu betrachten, daß das Uebersinnliche überhaupt nicht in der Form der Erkenntniß, sondern eben nur in den Formen des Glaubens und des Ahnens für den menschlichen Geist zu erreichen ist; eine Erkenntniß nur von der Religion (ihrer Natur und Begründung im menschlichen Geiste), nicht von ihren Gegenständen*).

---

aber es ist doch, nach Analogien mit Dem, was wir in uns wahrnehmen, noch eher eine gewisse innere Anschaulichkeit dafür zu gewinnen, als für den chemischen Proceß, oder welchen Proceß der äußeren Naturentwickelung man sonst noch nehmen mag.

*) Vgl. mein „System der Metaphysik und Religionsphilosophie", S. 538 ff. u. 548 ff.

III. Die geschichtliche Entwickelung des Religiösen im Verhältniß zu den positiven Grundlagen.

Die Geschichte zeigt entschieden, daß sich die Religion im Großen auf der Grundlage von positiven Traditionen ausbildet. Alle religiösen Gemeinschaften, welche man im Anschluß an allgemeine philosophische Grundlagen einzurichten versucht hat, sind sehr bald wieder untergegangen. Woher nun dies?

Man präge sich das hierin vorliegende Problem noch bestimmter aus durch die Vergleichung mit der Wissenschaft. In dieser zeigt sich ebenfalls eine historische Entwickelung: ein Fortschreiten in Betreff des Umfanges, der Klarheit, der Tiefe der Erkenntniß. Aber haben wir auch ein Hinübergeben des Erworbenen von den früheren zu den späteren Denkern, so haben wir doch keine eigentliche „Tradition". Die Wissenschaft, wie weit sie wohlbegründet ausgebildet ist, wird gewissermaßen durch jeden Forscher wieder von neuem aus den Gegenständen heraus gebildet. Jeder hat die Pflicht und die Fähigkeit (nur hiedurch wird er ja zum wahren Jünger oder zum Vertrauten der Wissenschaft), sich von der Richtigkeit des Ueberlieferten zu überzeugen; und eben so steht Jedem die Beurtheilung zu, ob dasselbe nicht unrichtig ist, und liegt ihm, wie weit er hiezu die Fähigkeit besitzt, ebenfalls die Pflicht ob, das Unrichtige als solches zu bezeichnen und zu widerlegen. Alles dies ergiebt sich aus den Begründungsverhältnissen der Wissenschaft heraus so natürlich, daß darüber nicht das mindeste Bedenken Statt findet. Bei der Religion dagegen, wie sie sich mehr im Großen ausbildet, zeigt sich in Allem das Gegentheil. Die Tradition tritt entschieden in den Vordergrund; die Ueberzeugung der Meisten

wird im Anschlusse an diese gebildet; unter denen, zu welchen die Tradition gelangt ist, entsteht nur Wenigen auch nur der Gedanke einer selbstständigen Prüfung; und wo dieselbe eingetreten ist, und man das Ueberlieferte als unrichtig erkannt zu haben glaubt, stellen sich doch dem allgemein öffentlichen Aussprechen davon viele und ernste Bedenken entgegen.

Also woher nun diese durchgreifende Verschiedenheit? — Die Antwort lautet: sie ist bedingt durch die Unsicherheit der Begründung bei den Ueberzeugungen vom Uebersinnlichen, welche daraus entspringt, daß sie über alles Gegebene und vom Gegebenen aus mit Bestimmtheit zu Erschließende hinausgehn. Nur bei einer sehr geringen Anzahl von Menschen können sie deshalb aus diesen selber heraus in dem Maße fest begründet werden, daß wirklich ihrem Bedürfnisse genügt wird, daß sie ihnen wahrhaft und dauernd die Beruhigung und den Halt gewähren, welchen wir in der Religion suchen und finden.

Hieraus nun ergiebt sich scheinbar Widersprechendes. Auf der einen Seite für manche selbstständig produktiven Geister eine ungleich größere Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit der Auffassungen, der Empfindungen, der Beruhigungen und der hierauf begründeten Ueberzeugungen, als auf irgend einem anderen Gebiete: so daß diese vielleicht bei keinem Zweiten ganz in derselben Fassung ausgebildet werden können, daß also auch kein Trieb zu deren Mittheilung entsteht, sondern sie nur für sich allein, auf ihrem Kämmerchen mit Gott verkehren können. Auf der anderen Seite aber findet sich bei der ungeheuren Mehrzahl entschiedener, als irgendwo sonst, das Bedürfniß sich anzulehnen, und in größeren Massen anzulehnen, wodurch ja für jeden Einzelnen die Haltung ins Unendliche verstärkt wird. Diese letzteren also sehn wir verbunden im Anschluß an den Stifter der Religion, bei welchem sich die Ueberzeugungen vom Uebersinnlichen in derjenigen Höhe,

Wärme, Festigkeit ausgebildet haben, daß er den Bedürfnissen von Tausenden, ja von Millionen genügen, ihren Empfindungen und Ueberzeugungen die Sicherheit verleihen kann, welcher sie aus sich selber entschieden nicht dafür theilhaftig werden können. Was er in Bezug darauf selbstthätig erzeugt, überträgt sich zunächst auf seine Apostel, dann auf die Priester oder Prediger; und so bildet sich eine engere Gemeinschaft unter diesen selber, und zwischen ihnen und Denjenigen, welche der bezeichneten Unterstützung bedürftig sind: bildet sich eine Kirche. Ohne diese, wie die gesammte Geschichte lehrt, ist der angegebene Zweck im Ganzen und Großen nicht zu erreichen.

Aber wie höchst schätzbar, ja unentbehrlich auch dies Alles sein mag, so ist es doch, in seiner ganzen Ausdehnung, nur als Mittel für die Religion anzusehn. Und hierin liegt uns ein anderes, sehr ausgedehntes Moment vor, welches die historische Entwickelung des Religiösen bedingt. Wie ebenfalls die ganze Geschichte lehrt, hat man beinah fortwährend, in der einen oder der anderen Art, die Mittel an die Stelle des Zweckes geschoben, und in Folge dessen den Zweck nicht, oder doch nur unvollkommen erreicht, ja ihm wohl gar geradezu entgegengewirkt.

Die äußerlichste und gröbste Form dieser Unterschiebung findet sich da, wo man das Interesse des Standes, der Korporation zum Zwecke gemacht hat. Hier wird ein gänzlich Fremdartiges in den Vordergrund gerückt, und so der eigentliche Zweck, die Begründung und Belebung des religiösen Sinnes, nicht selten ganz aus den Augen verloren. Hier also kann über die Verkehrtheit bei Allen, die nur einigermaßen unbefangen sind, kein Zweifel Statt finden, und wir brauchen hierüber nichts weiter hinzuzufügen.

Weit mehr versteckt, und deshalb auch ungleich weniger in ihrem eigenthümlichen Charakter anerkannt und ungleich gefährlicher, ist die Unterschiebung in zwei anderen Formen: die

Unterschiebung der Dogmen, namentlich der Bekenntnisse, und die Unterschiebung des Gottesdienstes. Diesen müssen wir deshalb ausführlichere und tiefer eindringende Betrachtungen zuwenden.

Was also zuerst die Dogmen und die Bekenntnisse betrifft, so haben wir schon bemerkt, daß die logische Form nicht bloß zu den Produkten der Spekulation, sondern auch zur Religion hinzutreten kann, obgleich diese ursprünglich aus Grundlagen hervorgebildet wird, welche von dem Logischen weiter abstehn. Dann also werden die religiösen Empfindungen und Ueberzeugungen in Begriffen, Sätzen, Ableitungen, zuletzt in wissenschaftlichen Systemen aufgefaßt. Nun ist zwar die Ausbildung in diesen Formen an und für sich von dem Zeitlichen, dem Historischen unabhängig. Wenn sie auch allerdings stets in der Zeit, und also in historischem Zusammenhange erfolgt, so wird doch dieser (wie wir im Vorigen auseinandergesetzt haben) sogleich wieder abgestreift. Aber bei dem hier Vorliegenden verhält es sich anders. Durch die bezeichnete Unsicherheit in der Begründung der religiösen Empfindungen, Vorstellungen, Ueberzeugungen gewinnt es ein ungleich bedeutenderes und nicht zu beseitigendes Gewicht, ob sie zu dieser oder zu jener Zeit, in dieser oder jener geschichtlichen Bedingtheit erzeugt sind, und in die logische Ausbildung hineingegeben werden. Noch anders bei den Bekenntnissen, deren Zusammenfassungen ja nicht ursprünglich und rein aus logischen Motiven hervorgegangen sind, sondern zugleich und überwiegend auf bestimmte äußere Anstöße; die mehr oder weniger Gelegenheits- und Verlegenheitsschriften sind, in Folge zwingender Auffoderungen von gegenüberstehenden Partheien her, oder von Differenzen innerhalb der religiösen Gemeinschaft selber, welche nicht anders geschlichtet werden konnten ꝛc., und welche unter diesen Begründungsverhältnissen, wie namentlich unsere protestantischen Bekenntnißschriften, größtentheils sehr ehrende,

ja bewunderungswürdige Zeugnisse ablegen von der Geistesstärke und dem geistigen Geschick ihrer Urheber, auf der anderen Seite aber auch das Gepräge der Zeitverhältnisse an sich tragen, welchen sie ihren Ursprung verdanken, und deren Beschränkungen durch die später eingetretenen Entwickelungen überwunden worden sind.

Also welche Stellungen und Verhältnisse zur Religion ergeben sich vermöge dessen für die Dogmen und Bekenntnisse? — Zuerst sind beide weiter vorliegende Produkte des menschlichen Geistes. Sie folgen den religiösen Empfindungen, Vorstellungen und Ueberzeugungen nach, sind als End- oder Schlußprodukte an und für sich untauglich zu Anfangspunkten zu werden, welche zur lebendigen Begründung und Entwickelung der Religion hinführen könnten. Dies nun ist allerdings ein gewissermaßen aller logischen Ausbildung, ja aller Kulturentwickelung anhangendes Verhältniß, und wodurch die Erfolge derselben stets mehr oder weniger unsicher gemacht werden. Zunächst wird uns nur das Wort gegeben, und allenfalls der dadurch bezeichnete Begriff; zu diesen müssen dann die Anschauungen und Empfindungen anderweitig hinzuerworben werden, und es fragt sich, ob und in welcher Vollkommenheit dies geschehn wird. Aber die Gefahr des Nichterwerbes oder des unvollkommenen Erwerbes ist, in den verschiedensten Graden, kleiner oder größer nach Maßgabe davon, wie das Zuerwerbende dem Ueberlieferten näher oder ferner liegt, und der Erwerb leichter oder schwerer zu bewerkstelligen ist. Wie gering ist sie deshalb bei den Naturwissenschaften! — Ganz anders hier. Die religiösen Empfindungen, Vorstellungen, Ueberzeugungen liegen, von ihren tiefsten Grundlagen her, die ja von affektivem Charakter sind, dem Logischen weiter ab, und ihr Erwerb hat, wie wir uns überzeugt, sehr bedeutende Schwierigkeiten. Da also wird es ungleich häufiger bei der sprachlichen und logischen Ueberlieferung sein Bewenden

haben. In vielen Fällen bietet auch die Natur der Sprache, in welcher diese Ueberlieferung ursprünglich geschehn ist, na-mentlich wo sie eine fremde und eine nicht mehr fortle-bende ist, nicht unbedeutende Schwierigkeiten dar; und zu al-lem Diesem kommen dann noch (wie wir gesehn haben) für die Bekenntnisse die Besonderheiten der äußeren Anstöße und der Zeitverhältnisse: so daß es also mehr oder weniger ausgedehnter und schwieriger Vermittelungen bedarf, um auch nur für die End- oder Schlußprodukte selber die erfoderliche Vollkommenheit der Auffassung zu erwerben.

Durch dieses Letzte nun erhält die Aeußerung Schleier-macher's, welche wir an die Spitze des gegenwärtigen Auf-satzes gestellt haben, ihre Erläuterung und Rechtfertigung. Es kann Individuen geben, und hat von jeher sehr viele gegeben, welche an den historischen oder auch an den logischen Auf-fassungen der religiösen Empfindungen, Vorstellungen, Ueber-zeugungen, sei es nun in mehr äußerlicher Vermittelung oder auch unmittelbar innerlich, ein sehr lebendiges Interesse neh-men, aber in denen diese Empfindungen, Vorstellungen, Ueber-zeugungen selbst kein irgend tiefer begründetes und frisches Le-ben gewonnen haben, vielmehr nur kümmerlich und schattenartig zur Ausbildung gekommen sind. Will man dies gleichsam durch ein Vergrößerungsglas anschauen, so nehme man, was Schlos-ser von sich selbst anführt. „Bei Planck (so erzählt er) hörte ich außer der Kirchengeschichte Dogmatik, die er damals noch ganz nach dem alten Systeme las, das mich durch seine Con-sequenz sehr anzog. Ich studirte das System deshalb sehr ei-frig, machte mir Tabellen darüber, konsultirte Quenstädt und Andere, obgleich ich es bloß als eine algebraische Aufgabe be-trachtete, die man nach einer gegebenen Formel löst't, ohne weiter auf den Grund dieser Formel Rücksicht zu nehmen. Ich gab den Grund des Systems nicht zu; das Gebäude stand für mich also in der Luft; weil ich aber meinen

ganzen Lebensplan in die Luft gebaut hatte, so gefiel mir das dogmatische Thun ebenfalls. Dieses Studium nutzte mir nachher ungemein, als ich mich an die Scholastiker machte"*).

Außerdem aber stellt sich, im Anschluß an die gegebenen Auseinandersetzungen, noch ein Allgemeineres heraus. Die Dogmen und die Bekenntnisse, und was sonst noch in den bezeichneten Verhältnissen mit ihnen in gleicher Linie liegt (wie die Katechismen ꝛc.), werden heilsam und förderlich wirken, als Fixirungen, wo die lebendigen Grundlagen, die natürlichen Anfänge anderweitig frisch daneben ausgebildet sind; sie werden nicht förderlich wirken, oder wohl selbst nachtheilig, wo diese durch die Grundnatur der Religion bedingten Anfänge nicht zur Ausbildung gekommen sind.

Da das hier namhaft gemachte Verhältniß gewissermaßen den Cardinal- und Brennpunkt bildet für die geschichtliche Entwickelung des Religiösen, und dabei noch immer durch mancherlei falsche Ansichten verdunkelt ist, so müssen wir dasselbe noch genauer ins Auge fassen, namentlich was die verschiedenen Charaktere betrifft, in welchen die religiösen Empfindungen und die auf die Religion sich beziehenden Sätze für deren positive Begründung geeignet sind.

In den religiösen Empfindungen wird das Uebersinnliche in der Form einer Inspiration erfaßt, das heißt durch eine produktive Geistesthätigkeit, welche sich aus den unmittelbaren affektiven Auffassungen des menschlichen Lebens heraus entwickelt, und diese in die Empfindungen, Vorstellungen, Ueberzeugungen vom Uebersinnlichen reflektirt. Wie nun hierin die Religion mit der Poesie, und überhaupt mit der Kunst einstimmig ist (vgl. Band I dieser Zeitschrift, S. 210 ff.), so auch in ihren historischen Verhältnissen. Wir haben keinen allmählich fortschreitenden Erwerb, wie bei der Wissen-

*) Zeitgenossen, Neue Reihe, Band V, S. 78.

schaft, wo das wohlbegründete Spätere, eben deshalb weil es einer späteren Zeit angehört, auch nothwendig vollkommener ist, als das Frühere. Sondern wie ein Epos, welches vor mehr als dreitausend Jahren gedichtet ist, oder ein im sechszehnten Jahrhunderte gemaltes Gemälde noch immer und für alle Zukunft als unübertrefflich dastehn kann, so auch mit den Produkten der religiösen Empfindungen. Was vor Jahrtausenden ausgebildet ist, kann eine Höhe des Aufschwunges zum Uebersinnlichen hin und eine Reinheit in der Abstreifung alles Irdisch-Beschränkten in sich schließen, welche von niemand später erreicht worden sind oder erreicht werden können. Dies ist es, was Christi Aussprüchen, wie sie unmittelbar im Anschluß an religiöse Empfindungen hervorgetreten sind, ihre eigenthümliche Hoheit verleiht.

Verhält es sich nun eben so, wenn die religiösen Empfindungen in die Form des Dogma's, oder des Bekenntnisses, oder sonst in logisch bestimmte Formen eingegangen sind? — Unstreitig keineswegs. Die religiöse Empfindung enthält eine unmittelbare Auffassung, in welcher, wie bei der Conception eines Kunstwerkes, die Hunderte und Tausende von Akten, welche sich produktiv durchdrungen haben, mehr verschwimmend enthalten sind; und dies wird, wenn die religiöse Empfindung in Worten der allgemein-gewöhnlichen Sprache ausgesprochen wird, wenig geändert. Wird dagegen das Religiöse in logischer Bestimmtheit gedacht und ausgesprochen, so bilden sich auch bestimmte Begränzungen, Gegensätze und Ausschließungen, in Hinsicht deren vielfach fehlgegriffen werden kann. Hiemit steht es im Zusammenhange, daß mit dem logischen Ausdrucke auch der historische Charakter der Wissenschaft eintritt: eine wesentliche Fortbildung in Betreff der Klarheit, der Schärfe der Begränzung, des Umfassenden der Vergleichung, der Vollkommenheit und Vollständigkeit, mit welcher die Erkenntniß ihren Gegenstand wiedergiebt. Außerdem

können auch (was namentlich beinah unvermeidlich bei den Bekenntnissen eintreten wird) besondere Umstände, wo der Gegenstand eine gewisse Verwickelung enthält, Dies oder Jenes mehr in den Vordergrund schieben, und dagegen Anderes zurückdrängen, obgleich an und für sich genommen für das Aufzufassende Beides gleich wesentlich ist. Also in allen diesen Beziehungen stellt sich eine sehr überwiegende Wahrscheinlichkeit heraus, daß, im Unterschiede von dem in Betreff der religiösen Empfindungen Gesagten, das Frühere unvollkommener sein werde als das Spätere, und in diesen Beziehungen nicht nur eine Fortbildung, sondern auch Korrektionen nothwendig werden.

Man bringe sich dies, da es vielleicht für Diesen oder Jenen noch nicht vollkommen anschaulich sein möchte, durch ein Paar Beispiele näher. Das erste derselben kann uns ein bereits in einem früheren Aufsatze (S. 120 ff. im gegenwärtigen Bande) Erwähntes darbieten: die von Luther gegen Erasmus behauptete entschiedene Unfreiheit des menschlichen Willens (das servum arbitrium). Gewiß ist die Ausbildung und Bethätigung des Willens bei allen Menschen durch Gott oder durch dessen Vorsehung angeordnet, und die religiöse Empfindung, indem sie dies ausspricht, und allgemein entschieden ausspricht, hat vollkommen Recht. Aber hierin haben wir eben nur ein Bruchstück der hierauf sich beziehenden religiösen Empfindungen. Daneben finden sich andere Empfindungen, und welche ebenfalls mannigfach religiöse Beziehungen enthalten, in denen eben so entschieden dem Menschen die Aufgabe gestellt wird, sich in seinen moralischen Motiven und Handlungen zu regeln, das Unvollkommene wegzuschaffen und sich zu immer höherer Vollkommenheit auszubilden; und in Bezug auf diese war Luther mit seinem servum arbitrium eben so entschieden im Unrecht befangen, und mußte für die spätere Ausbildung der Dogmatik eine Korrektion eintreten. Wie konnte

nun dies scheinbar Entgegengesetzte zugleich Statt finden? — Wir antworten: besondere Umstände hatten eben die einen Bestandtheile der religiösen Empfindung in den Vordergrund geschoben, und die anderen zurückgedrängt und verdeckt. Noch überzeugender vielleicht kann dies durch ein zweites Beispiel ins Licht treten, und welches noch mehr den Mittelpunkt der Lutherischen Dogmatik trifft. Luther hatte, dem Ablaßkrame gegenüber, gewiß entschieden Recht mit seinem Gegensatze gegen das „Gerechtwerden durch die Werke", oder damit, daß nur der Glaube, oder die Gesinnung *), den Menschen vor Gott gerecht machen kann. Aber die Gesinnung, wo sie die wahre ist, wird sich auch in Werken bethätigen, welche dieselbe in ihrer wahren Beschaffenheit abspiegeln; und auf der anderen Seite giebt es, in nur zu vielen Fällen und Formen, bloß äußerliche Aneignungen des Glaubens, die lediglich den Schein und die Maske der Gesinnung enthalten, und deshalb nicht vor Gott gerecht machen (Ev. Matthäi, Kap. VII, v. 16 ff., bes. 21 ff.). Auch hier also haben wir in den zum Theil sehr scharf abschneidenden Ausdrücken, in denen Luther, und noch mehr in denen seine Nachfolger das Grundprincip des Protestantismus ausgesprochen haben, eine Abgränzung, welche das Wahre zum Theil in das Falsche hinüberspielte, und indem sie in Zeitumständen wurzelte, welche die einen Bestandtheile der religiösen Empfindungen übermäßig in den Vordergrund geschoben hatten, für die Dogmen und die Bekenntnisse Korrektionen nöthig machten, und vielleicht noch lange nöthig machen werden.

Um die Natur dieser Fortbildung, und die dafür vorliegende Aufgabe, klar und bestimmt aufzufassen, müssen wir die darin eingehenden Bildungsfaktoren noch genauer auseinander-

*) Man vergleiche, was ich in Betreff dieser Fassung des Dogma's, welche freilich von der gewöhnlichen abweicht, im zweiten Hefte dieses Jahrganges, S. 198 ff. auseinandergesetzt habe.

halten. Der Fortschritt und die Korrektionen, um welche es sich hier handelt, treffen nicht unmittelbar und direkt die Auffassungen des Uebersinnlichen selbst. Dieses, wie schon bemerkt worden ist, vermögen wir Menschen, als endliche Wesen, auf keine Weise in voller Wahrheit zu erfassen; und dies, weil es durch das Grundwesen oder die Grunddimensionen unserer Natur bedingt ist, kann durch keinen geistigen Erwerb späterer Zeiten verändert werden. Aber die produktiven Entwickelungen, durch welche wir von den Auffassungen des Gegebenen oder der Welt zur Erfassung des Nicht-Gegebenen oder des Uebersinnlichen in den Formen des Glaubens und Ahnens hinübergeführt werden, erfolgen doch im Anschluß an das Gegebene, und werden also insofern durch die Unvollkommenheiten und Vollkommenheiten bestimmt, mit welchen wir die Auffassungen des Gegebenen ausbilden. Diese letzteren sind es, auf welche sich der Fortschritt und die Korrektionen unmittelbar und direkt beziehn; durch sie hindurch aber reflektiren sie sich dann auch auf unsere Begriffe und Ueberzeugungen vom Uebersinnlichen.

Man veranschauliche sich dies an den früher angeführten Beispielen. Die Rathschlüsse der göttlichen Vorsehung, durch welche die Bildungsverhältnisse und vermöge dessen die innere (auch moralische und religiöse) Bildung der Individuen und der Völker und Zeiten vorherbestimmt sind, wie sie namentlich in den Dogmen behandelt werden, welche sich auf den Weltzweck und die Prädestination beziehn; und eben so die Rathschlüsse Gottes in Betreff des zukünftigen Daseins der Menschen, und insbesondere in Betreff der Art und Weise, wie dieses letztere durch ihr moralisches Verhalten im gegenwärtigen Leben bedingt wird, wovon in den Theilen der Dogmatik gehandelt wird, die sich auf die „Rechtfertigung" beziehn: alles dies wird stets für unser Erkennen unerreichbar bleiben, indem es ent-

schieden über die Natur unserer Erkenntnißkräfte hinausliegt. Könnte es uns irgendwie dargestellt werden, so würden wir es doch nicht zu fassen vermögen: weil für den Erwerb der Fähigkeit hiezu eine ungleich höhere Grundnatur erfodert würde, als die des menschlichen Geistes ist. Wir vermögen vielmehr die Gegenstände dieser Dogmen nur in den Formen des Glaubens und des Ahnens zu fassen. Aber wie kommen wir nun zu diesen letzteren Auffassungen? — Wir erhalten dazu den Anstoß, werden dazu hinübergedrängt von den Auffassungen des Gegebenen her; und so können wir denn auch die Glaubensüberzeugungen nur im Anschluß an diese Auffassungen, und nach Maßgabe der Vollkommenheit, in welcher sie uns gelungen sind, ausbilden. Die Verhältnisse, in welchen bei den menschlichen Wollungen und Handlungen Freiheit und Nothwendigkeit zusammenwirken, liegen uns durch und durch als ein Gegebenes, als Gegenstände unserer Erfahrung vor; und den früheren Ansichten gegenüber hat die weiter vorgeschrittene Wissenschaft nachgewiesen, daß die unvereinbaren Gegensätze, die man früher zwischen beiden annahm, auf bloßen Einbildungen beruhn, daß es, wenn man die vorliegenden Erfahrungen in allen Punkten genau und scharf auffaßt, keiner, zuletzt immer auf ein Unerklärliches zurückkommenden, Einschränkung der Naturnothwendigkeit oder der Freiheit bedarf, sondern beide in der vollen, durch die Natur der Sache bedingten Ausdehnung neben einander bestehn (vgl. Band II dieser Zeitschrift, S. 397 ff.). Und eben so sind dann auch die Natur und die Bildungsverhältnisse der inneren moralischen Gerechtigkeit, indem sie durch und durch unserer Erfahrung vorliegen, im Anschluß an diese von der Wissenschaft klar und scharf bestimmt worden. Da ist es denn augenscheinlich, daß Dem gemäß, wie die Erkenntniß des Gegebenen fortgeschritten ist und Korrektionen erfahren hat, auch die Dogmen, welche zur Ergänzung des immer Bruchstück bleibenden Gegebenen ausge-

bildet werden, Fortbildungen und Umwandlungen erfahren müssen. In Betreff der religiösen Empfindungen und der unmittelbaren Aussagen derselben ist dies nicht nöthig: denn was sie bedingt, konnte auch schon in einer früheren Zeit so vollständig aufgefaßt werden, daß die Produkte in diesen unmittelbaren Formen für spätere, ja für alle spätere Zeiten unübertrefflich sein können (S. 465 ff.). Aber wo es logische, oder wo es gar logische Auffassungen auf Veranlassung besonderer äußerer Anstöße unter zwingenden Zeitverhältnissen gilt, da ist die Nothwendigkeit dieser Fortbildungen und Korrektionen nicht zu vermeiden: wird sie sich, sobald solche Fortschritte in der Erfahrungserkenntniß des Gegebenen eingetreten sind, immer wieder von neuem siegreich geltend machen, wie sie sich, nach den Zeugnissen der Geschichte, bisher geltend gemacht hat.

Aehnlich, aber doch auch wieder in manchen Beziehungen anders, verhält es sich mit den geschichtlichen Entwickelungen des Religiösen, welche sich auf den Gottesdienst beziehn. Wir müssen für ein klar-bestimmtes Verständniß dieser eine neue Reihe von Betrachtungen anknüpfen.

IV. Geschichtliche Entwickelung des Religiösen im Verhältniß zu seiner ästhetischen Darstellung.

Der Gottesdienst bildet sich bekanntlich in zwiefacher Form aus: in der Form der Predigt, oder allgemeiner gefaßt, der Rede, welche jedenfalls mehr nach der logischen Seite hin liegt, und in ästhetischen Formen, wie sie in den religiösen Gesängen, in den mit dem Gottesdienst verbundenen Musikaufführungen und mimischen Darstellungen, wie sie in Statuen, in Gemälden, in der architektonischen Ausführung der gottes-

dienstlichen Gebäude vorliegen. Zwischen beiden giebt es unzählige Uebergänge, da auf der einen Seite die Rede in jedem Grade ästhetische Charaktere annehmen kann, und auf der anderen das Aesthetische eine symbolische Bedeutung annehmen, oder wohl gar (wo die gesungenen Lieder entschieden dogmatischen Inhaltes sind) ganz nach der logischen Seite überschweifen.

Da zeigt sich nun zuerst eine geschichtliche Mannigfaltigkeit darin, daß die eine oder die andere Form vorherrschend sein kann. Dies tritt am durchgreifendsten hervor in der Verschiedenheit zwischen dem protestantischen und dem katholischen Gottesdienste. Bei dem letzteren hat entschieden die ästhetische Form das Uebergewicht, bei dem ersteren die logische. Bekanntlich ist dies zuweilen so weit gegangen, daß man unter den Protestanten darauf gedrungen hat, alles irgendwie Aesthetische zu verbannen: vom Lokale, wozu man einen ganz schmucklosen Saal und Aehnliches genommen hat, bis zum Gesange, und zur Orgel, die man wohl gar ganz hat abgeschafft wissen wollen; und daß man auf der anderen Seite bei den Katholiken einen Gottesdienst ohne alle Predigt oder sonstige Mittheilung in Form einer Rede eingeführt hat. In den meisten Fällen ist die Form eine gemischte; und namentlich hat man sich in der letzten Zeit von beiden Seiten her vielfach einander angenähert.

Ueber das Verhältniß des Religiösen zum Logischen haben wir im vorigen Abschnitte ausführlich geredet; in Betreff des Aesthetischen bedarf es keiner so ausführlichen Darstellung, theils weil die Verhältnisse einfacher sind, und theils weil wir die Natur desselben wiederholt in dieser Zeitschrift und noch im gegenwärtigen Hefte zum Gegenstande unserer Betrachtung gemacht haben.

Das Aesthetische (wie wir gesehn haben) hat seine Grundwurzeln im affektiven Vorstellen. Dieses nun kommt allerdings zunächst im Anschluß an sinnliche Auffassungen zur Aus-

bildung; aber dieselben werden zu ästhetischen erst, indem wir das Sinnliche durch die Unterlegung eines Inneren (oder eines An-sich im affektiven Charakter) vertiefen. Hieran kann sich dann weiter, auf der Grundlage einer mehrfachen Ausbildung solcher Akte, eine produktive Entwickelung anschließen, und den Produkten dieser eine äußere Darstellung gegeben werden im Interesse der vollkommneren Fixirung (vgl. S. 396 ff.). Alles dies findet leicht seine Anwendung auf das Religiöse. Dieses Letztere hat ja ebenfalls seine Grundwurzeln in affektiven Akten; eine produktive Entwickelung ist ihm wesentlich, inwiefern es sich über alles Gegebene hinaus zu einem Nicht-Gegebenen aufschwingt (S. 437 ff.), und dieser Aufschwung ist so unsicher, daß ebenfalls das Bedürfniß einer Fixirung durch äußere Darstellung entsteht (S. 460 f.). Die Form des Aesthetischen also ist den Grundcharakteren, welche das Religiöse bedingen, so nahe verwandt, daß dieses Letztere, wo es nur einigermaßen energisch zur Ausbildung kommt, in seiner Fortentwickelung beinah nothwendig, in der einen oder der anderen der bezeichneten Richtungen, auch diese Form annehmen muß.

Wie verhalten sich nun diese ästhetischen Fortbildungen und die daran sich anschließenden Mittheilungen und Uebertragungen zu den logischen? — Unstreitig liegen sie ihren Charakteren nach den Empfindungen näher, enthalten sie einen unmittelbareren und homogeneren Reflex derselben, indem sie ja in demselben (affektiven) Charakter ausgebildet sind, während sie dagegen bei'm Logischen in eine fremdartige, ja gewissermaßen entgegengesetzte Form hinübergeführt werden. Vermöge dessen also sind sie auch, wo die Empfindung lebendig und frisch zur Entwickelung gekommen ist, noch unmittelbarer geeignet, eine Fixirung dafür, und namentlich eine wiederholt fixirende Reproduktion derselben, zu wirken. Indem sich dies nun mit dem früher

(S. 460 f.) charakterisirten Interesse der Gemeinschaft verbindet, wird dadurch zugleich eine innigere Verbindung und Verschmelzung bedingt, als durch die Fortbildung in der logischen Form (des Dogma's), welche im Gegentheil leicht, in Folge der angegebenen Momente, vielmehr auseinanderbildet, trennt, zu Differenzen und Streitigkeiten führt. Dies ist auch als einer der hauptsächlichsten Gründe anzusehn, weshalb sich der Katholicismus vollkommener, als der Protestantismus, zur Kirche ausgebildet, und in dieser Form erhalten hat.

Auf der anderen Seite aber ist, eben wegen dieser größeren Nähe und Homogeneität zwischen dem Aesthetischen und Religiösen, auch die Gefahr größer, daß man das Aeußere an die Stelle des Inneren setzt, von dem noch unmittelbarer Gegebenen oder Sinnlichen, welches durch die ästhetischen Eindrücke entgegengebracht wird, so eingenommen wird, daß man darüber gar nicht, oder doch nur sehr kümmerlich, zum Uebersinnlichen hinüberkommt. Diese Gefahr, wie wir (S. 463 f.) gesehn haben, fehlt auch bei dem Logischen nicht; aber indem dieses seiner Natur und der Richtung seiner Fortbildung nach dem Religiösen ferner liegt, so werden doch meistentheils das religiöse Bedürfniß und die religiöse Spannung entschiedener in ihrer Eigenthümlichkeit daneben zum Bewußtsein und zur Bethätigung kommen. Bei der ästhetischen Darstellung dagegen verdeckt sich diese Verschiedenheit leichter, und wird in Folge dessen die Spannung, welche vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen hinübergeführt haben würde, leichter beschwichtigt. Hievon bietet die Geschichte, wir können ohne Uebertreibung sagen, täglich und stündlich so viele Beispiele dar, daß wir uns jeder weiteren Ausführung entschlagen können.

IV.

Zur politischen und zur moralischen Kunstlehre.

Die Umwandlungen, welche für das Kriminalrecht, namentlich von Seiten der moralischen Grundvoraussetzungen, im Verlaufe der letzten hundert Jahre eingetreten sind, und die Aufgaben für die Zukunft.

Bereits in einem früheren Aufsatze (dem zweiten des gegenwärtigen Heftes) ist darauf hingewiesen worden, wie wir uns gegenwärtig in den meisten Gebieten, sowohl der Wissenschaft als der Praxis, in einer Art von Gährungszustand befinden, von dem sich allerdings hoffen, ja bei tieferem Eindringen mit Entschiedenheit erwarten läßt, daß er zu einer vollkommeneren Zukunft führen werde, aber welcher doch für die unmittelbare Empfindung unbehaglich genug ist. In einer Art von innerlich-encyklopädischem Charakter ist die gesammte frühere Zeit wieder lebendig geworden; Alles was irgend einmal für wahr, für schön, für recht gehalten worden ist, hat von neuem seine Vertreter gefunden; vermöge dessen also schweben und schwanken wir zwischen den verschiedenartigsten Ansichten, Empfindungen, Bestrebungen, und für die gewöhnliche Auffassung bleibt es ungewiß, was sich in die Höhe arbeiten und firiren wird.

Kaum in irgend einem anderen Gebiete möchte dies mehr in die Augen fallend vorliegen, und doch auf der anderen Seite auch mehr Hoffnung vorhanden sein zu einer in nicht so gar ferner Zukunft zu erwartenden erfreulichen Durchbildung, als im Gebiete des Kriminalrechtes. Wie viele und wie höchst bedeutende Verbesserungen treten uns hier in Vergleich mit früheren Zeiten entgegen! Wir haben keine Hexenprocesse, keine Ketzerverbrennungen mehr, keine dumpfen Kerker, in welchen man Tausende von Unschuldigen schmachten ließ, bloß weil sie sich nicht in allen Punkten zu den autorisirten Dogmen bekannten. Noch vor der, in der Mitte des vorigen Jahrhundertes erschienenen ersten Ausgabe des Theresianischen Kriminalgesetzbuches findet sich das Bild der Kaiserin von Medaillons umgeben, welche Galgen, Rad, Folterbänke und andere Marterwerkzeuge zur Anschauung bringen. Dergleichen wäre jetzt entschieden unmöglich; und in Einstimmung hiemit ist auch aus den Gesetzen und der Praxis, in Folge der gesunderen moralischen und juridischen Auffassungen, welche aus Beccaria's und Anderer Bestrebungen hervorgegangen sind, Alles, was Dem auch nur von weitem her ähnlich ist, gänzlich verschwunden*). Aber ist man nun wohl, auf der anderen Seite, zu einer klar-bestimmten und festen Ansicht von der Natur und Bestimmung der Strafe und der hierauf zu gründenden praktischen Institutionen gelangt? — Unstreitig nichts weniger. Die mannigfaltigsten Theorien, und weiter zurück, die

*) Noch im Jahre 1818 war durch die englischen Gesetze die Todesstrafe für nicht weniger als 230 Verbrechen festgestellt. Hiegegen wurde mit Recht von Burton (demselben, welcher die durch Wilberforce begonnene Sklavenemancipation mit gleich hochherziger Selbstverläugnung aufnahm und fortführte) geltend gemacht, diese Gleichsetzung minder erheblicher Verbrechen mit den schwereren erkläre in der That die ersteren für straflos, indem sie, dem allgemeinen Fortschritte der Kultur gegenüber, die Geschworenen verleite, ja gewissermaßen zwinge, die Verbrecher gegen ihre Ueberzeugung freizusprechen.

verschiedensten Principien für deren Begründung, stehn noch immer, ohne Aussicht auf eine allgemein-gültige Entscheidung, einander gegenüber. Die Abschreckung, bald mehr äußerlich an den Eindruck der wirklich vollzogenen Strafe angeknüpft, bald in mehr innerlicher Beziehung auf den psychischen Zwang oder auch auf die Warnung gerichtet, die Erstattung und Entschädigung, die Besserung des Verbrechers selbst oder ihm Aehnlicher, Alles findet noch immer seine Vertreter; ja auch die alte Vergeltungstheorie hat sich neuerlich wieder mehr oder weniger dringlich geltend gemacht; und dazu sind eine Menge von eklektischen Versuchen gekommen, welche bald in dieser und bald in jener Mischung alle oder mehrere von diesen Principien zugleich zur Anwendung gebracht wissen wollen. Und eben so, und noch mannigfaltiger, in der Praxis. Man denke nur (was die Unentschiedenheit in dieser gleichsam durch ein Vergrößerungsglas anschauen läßt) an die Thatsache, daß in den letzten Jahren in mehreren Staaten die Todesstrafe gänzlich abgeschafft und dann — wieder eingeführt worden ist! Also in der Theorie wie im Leben kommt uns überall noch Unklarheit, Unsicherheit, Schwanken entgegen!

Zu den bezeichneten Umwandlungen, welche in ihrem Ursprunge und selbst, der Hauptsache nach, in ihrer Ausführung schon dem vorigen Jahrhunderte angehören, sind dann neuerlich andere Bestrebungen gekommen, welche wir jedenfalls als erfreulich anzusehn haben: die wohlwollende Sorge für Diejenigen, welche zu Gefängnißstrafen verurtheilt sind, wie in Betreff ihrer äußeren, so auch in Betreff ihrer inneren (moralischen, religiösen ꝛc.) Zustände; die Besserungs- und Erziehungs-Anstalten für jugendliche Verbrecher; die Vereine zu Gunsten entlassener Verbrecher, damit sie nicht von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen, dazu hingedrängt, ja gewissermaßen gezwungen werden, sich fortwährend als ihre Feinde zu bethätigen.

Aber auch in Beziehung auf diese, im Allgemeinen unstreitig mit freudiger Anerkennung und Billigung aufzunehmenden Bestrebungen fehlt es nicht an Unsicherheit und Schwanken: wie denn namentlich in England, und nicht mit Unrecht, Beschwerden laut geworden sind, daß bei der von solchen Vereinen ausgehenden Fürsorge der Verbrecher besser daran sei, als der unbescholtene Arbeiter, welcher sich, allen Wechselfällen von ausbleibenden, verkümmerten, schlecht belohnten Arbeiten, von Krankheiten &c. bloßgestellt, sein Brot im Schweiße seines Angesichts erwerben müsse. Also in welchem Maße sind diese wohlwollenden Bemühungen geltend zu machen, und in welchem Daneben mit den Strafen, so daß sie einander Raum geben und wohlthätige Richtungen ertheilen?

Fragen wir, um zu einer gründlichen Beantwortung dieser Fragen in den Stand gesetzt zu werden, zuerst, worin denn eigentlich die bezeichnete Unsicherheit der Ansichten ihren Grund habe, so ist die Antwort hierauf im Allgemeinen nicht schwer zu geben. Man hat noch nicht die „Natur der Sache" in allen Richtungen vollständig und klar genug aufgefaßt. Allerdings hat man hierin Fortschritte, und bedeutende Fortschritte gemacht, aber welche doch, bei der großen Mannigfaltigkeit und Verwickelung des Vorliegenden, noch bei weitem nicht genügen. Auch hier also ist (so können wir dies im Anschluß an jenen früheren Aufsatz noch bestimmter ausdrucken), damit eine durchgängig gesunde Beurtheilung und Praxis gewonnen werde, der naturwissenschaftliche Standpunkt streng festzuhalten; ist die immer genauere Auffassung, das immer tiefere Eindringen in Dasjenige, was dieser als Aufgabe stellt, das Einzige, welches eine gründliche Abhülfe gewähren kann. Hiezu nun soll der vorliegende Aufsatz einige Beiträge liefern, namentlich indem er die verschiedenen Momente, welche die Strafe bedingen, sorgfältiger auseinanderhält, und ihre Verhältnisse zu einander, so wie die

Probleme, welche in Betreff dieser entstehn, in genauem Anschluß an die Naturwissenschaft des menschlichen Geistes untersucht.

I. Die innere Bedingtheit der geschichtlich vorliegenden Erweiterung der Auffassung.

Wir haben im Vorigen die äußersten Umrisse der höchst bedeutenden und einflußreichen Umänderungen angegeben, welche, während der letzten hundert Jahre etwa, in Betreff der Beurtheilung und Behandlung der Verbrechen eingetreten sind. In welcher Weise aber sind nun diese bedingt gewesen? — In der Geschichte des menschlichen Geschlechtes im Ganzen und Großen ist nichts als zufällig anzusehn. Was zur vollkommeneren Auffassung der vorliegenden geistigen Thatsachen führt, die Abstufungen dafür, selbst die Um- und Irrwege, welche man durchmachen muß, um zu den höheren Stufen zu gelangen, alles dies ist jedenfalls aus der Natur des Vorliegenden heraus prädeterminirt. Es liegt uns also die Aufgabe vor, diese in allen Beziehungen vollständig und genau zu erfassen; auch in dem Interesse, daß wir die Natur der noch zu überwindenden Schwierigkeiten tiefer eingehend erkennen, und vermöge dessen diese Schwierigkeiten vollkommener zu überwinden in den Stand gesetzt werden.

In früherer Zeit herrschte entschieden diejenige Gegenwirkung vor, welche durch das unmittelbar äußerlich Vorliegende bedingt war. Der Verbrecher hatte sich durch sein Verbrechen als einen Feind der menschlichen Gesellschaft erwiesen, dieselbe mehr oder weniger empfindlich in ihrem Wohlsein gestört, in ihren Interessen verletzt; dadurch wurde die Vergeltung, die Rache aufgerufen von Seiten Aller, welche sie auszuüben im Stande waren. Die leidenschaftliche Rache kennt kein Maß; namentlich also bei schweren Verbrechen schien keine

Strafe zu hart. Wo man Ruhe und Kaltblütigkeit genug gewonnen hatte, um sich innerhalb gewisser Schranken zu halten, und sich bestimmte Regeln zu stellen, da machte sich der Maßstab der Gleichheit und Gleichartigkeit geltend, wie er in dem bekannten „Auge um Auge, Zahn um Zahn" ausgedruckt ist. In demselben Charakter sehn wir denn auch, wenn man mehr die Nachtheile ins Auge faßte, welche für die unmittelbar durch das Verbrechen Getroffenen herbeigeführt worden waren, die Entschädigungen oder Vergütungen bestimmt, wie sie namentlich durch das älteste deutsche Recht hindurchgehn. Also in der früheren Zeit kam man mit der Beurtheilung und Gegenwirkung gar nicht, oder doch nur wenig, hinaus über die Gegenwart. So brachte es eben die Natur der Sache mit sich. Die noch ungeübte und unbeholfene Anschauung faßt nur das unmittelbar Vorliegende auf.

Aber durch die Natur der Sache, und vor Allem durch die Natur des menschlichen Geistes war es eben so wesentlich bedingt, daß man hiebei nicht stehn bleiben konnte. Die Anschauung, und die hierauf begründete Beurtheilung und Behandlung mußten einen weiteren Umfang gewinnen. In welcher Richtung nun konnte diese Erweiterung zunächst erfolgen? — Die Antwort lautet: in der Richtung nach der Zukunft hin; aus dem einfachen Grunde, weil uns ja diese, unmittelbar indem wir fortleben und fortbeobachten, durch das wirkliche Eintreten der Zukunft entgegengebracht, und also dem Aufmerksamen gewissermaßen aufgedrängt wird. Schon bei Seneca findet sich die Bemerkung, kein Einsichtiger strafe, weil gesündigt worden sei, sondern damit nicht wieder gesündigt werde: denn das Vergangene könne ja nicht ungeschehn gemacht werden, und so müsse man sich denn darauf richten, das Künftige zu verhüten. Noch bestimmter wird eben dies schon im ersten Anfange der bezeichneten Reform von Beccaria, zugleich in der Sprache warmer Empfindung, ausge-

sprochen. „Aus der einfachen Betrachtung der bisher entwickelten Wahrheiten (bemerkt er zusammenfassend) ist es augenscheinlich, daß der Zweck der Strafen nicht ist, ein empfindendes Wesen zu quälen und schmerzhaft niederzudrücken, noch ein schon begangenes Verbrechen rückgängig zu machen. Sollte wohl in einer politischen Körperschaft, welche, weit entfernt aus Leidenschaft zu handeln, die ruhige Ausgleichung zwischen den leidenschaftlichen Erregungen der Einzelnen zu vermitteln hat, sollte da wohl eine solche unnütze Grausamkeit ihre Stelle finden, das Werkzeug der Wuth und des Fanatismus oder schwächlicher Tyrannen? Vermag denn das Angstgeschrei eines Unglücklichen aus der Zeit, welche doch niemals zurückschreitet, schon vollendete Handlungen zurückzurufen? Der Zweck der Strafe also ist kein anderer, als den Schuldigen abzuhalten, daß er seinen Mitbürgern ähnlichen Nachtheil zufüge, und eben so Andere von gleichen Handlungen zurückzuhalten"*). — Am schärfsten ist dann später dieser Gegensatz ausgeprägt worden in dem Auseinandertreten des Kriminalrechtes und der Kriminalpolitik. Das erstere soll durch die Wiedervergeltung bestimmt werden, wie sie sowohl dem einzelnen Verletzten als der gesammten bürgerlichen Gesellschaft gegenüber, unmittelbar aus der Natur des vorliegenden Verbrechens heraus bedingt sei, und somit „das Wesen der Strafe in Beziehung auf den Verbrecher ausdrucke", die Kriminalpolitik aus den Verhältnissen zu den Zwecken des Staates und zu den Regierungszwecken hervorgehn.

Zu dieser Erweiterung der Auffassung aber mußte dann im Verlaufe der Zeit noch eine zweite hinzukommen, welche in entgegengesetzter Richtung, in der Richtung nach rückwärts hin, sich geltend machte. Allerdings liegt diese Richtung gewissermaßen auch schon bei der Vergeltung, ja bei der in der

*) Dei delitti e delle pene, § XV.

Form der Rache ausgeübten vor; aber diese fassen doch nur das unmittelbar Vorangegangene und äußerlich auf. Die Erweiterung nun, von welcher jetzt die Rede ist, ging weiter zurück in der Reihe der Ursachen, und in innerlicher Erfassung derselben: zu den moralischen Motiven des Verbrechens und zu deren Entstehungsweise. Diese Erweiterung konnte unstreitig erst später eintreten, weil Dasjenige, worum es sich handelt, nicht unmittelbar entgegengebracht oder aufgedrängt wird. Dasselbe liegt in einer ferneren Vergangenheit, bethätigt sich in allmählicher und mehr verdeckter Fortwirkung; man konnte also seine Aufmerksamkeit erst dann darauf richten, als man eine freiere, noch mehr von dem unmittelbaren Eindruck des Verbrechens abgelös'te Auffassung gewonnen hatte; und (wie wir sogleich hinzufügen können, weil es mit der bezeichneten entgegengesetzten Richtung im unmittelbaren Zusammenhange steht) die daran angeknüpfte Beurtheilung wurde nicht sowohl in einem politischen als in einem philanthropischen Charakter ausgeführt.

Nicht nur in dem bisher Angegebenen aber, sondern auch beinah in allen anderen Beziehungen treten diese beiden Erweiterungen mit einer großen Verschiedenheit ihrer Charaktere auseinander, und in einer Weise, welche auch in pragmatischer Hinsicht von nicht geringer Wichtigkeit ist; daher wir noch länger dabei verweilen müssen.

Bei beiden (hierin kommen sie im Allgemeinen überein, wie wir denn dasselbe auch unter allen ähnlichen Verhältnissen, z. B. im Gebiete der Pädagogik, finden) ist die Praxis der Theorie vorangegangen. Man hat Ausnahmen eintreten lassen bei der Bestrafung von Verbrechen und Vergehen, nachgelassen in den dafür verordneten barbarischen Strafen, Ausflüchte ersonnen, um der Nothwendigkeit ihrer Anwendung zu entgehn, lange ehe die Gesetzgebung jenen erweiterten Ansichten entsprechende Reformen erfahren hatte. Aber diejenigen Reformen,

welche durch die Erweiterung in der Richtung zu den Folgen hin bedingt werden, sind jetzt schon seit geraumer Zeit durchgedrungen. Es macht sich, ihnen gegenüber, dem Hauptsächlichen nach, kein Zweifel mehr geltend, daß sie berechtigt sind; und auch für ihre praktische Ausführung ist der Weg geebnet, sind die Anstöße, welche man wohl anfangs an diesem oder jenem Punkte zu finden glaubte, beinah durchgängig hinweggeräumt. Indem wir die Interessen der Sicherung, der Abschreckung, der Warnung, des Ersatzes 2c. zur Anwendung bringen, haben wir der Art nach keine andere Kollisionen, als welche sonst auch im Staate zwischen verschiedenen Zwecken Statt finden können. Also es gilt nur eine Ausgleichung den Graden nach, welche das eine Mal zu Gunsten der einen und das andere Mal zu Gunsten der anderen entscheiden kann; und wo sie in diesem Nebeneinander zugleich einander einschränken und modificiren, werden die Arten und die Maße dafür nicht nach irgend einem willkührlichen eklektischen Principe, sondern aus der Natur der Sache heraus bestimmt. Die einzige Schwierigkeit in dieser Hinsicht macht allenfalls noch das Interesse der Vergeltung. Es fragt sich, ob dieses so völlig zur Seite zu schieben sei, wie es von den Vorkämpfern dieser erweiterten Ansichten gefodert worden war. Dasselbe hat sich wieder von neuem, ja nicht selten mit dem Anspruche auf vorzugsweise Berücksichtigung geltend gemacht, und hiedurch wenigstens den Beweis geführt, daß es tiefere Wurzeln in der menschlichen Natur hat, als von Jenen angenommen worden ist. Es fragt sich also, welcher Raum ihm zugestanden werden soll für die Gesammtbestimmung. Aber auch diese Frage macht doch, wie die Theorie und die Praxis gegenwärtig stehn, nur ein Daneben im Verhältniß zu den sonst bestimmenden Momenten geltend, und ist also insofern auch nur als ein Nebenpunkt für die Lösung der vorliegenden Aufgabe anzusehn.

Ganz anders dagegen in Hinsicht der zweiten Erweiterung: in Hinsicht derjenigen, welche in der Richtung zu den weiter zurückliegenden Ursachen erfolgt ist. Nicht nur, daß sie später eingetreten ist, und also auch noch weniger Zeit gehabt hat, sich praktisch geltend zu machen; sondern derselbe Charakter, welcher sie hat später eintreten lassen, bedingt auch sehr bedeutende innnere Schwierigkeiten für ihre Würdigung und ihre praktische Anwendung. Die Ursachen existiren innerlich fort, bestimmen das Wesen dessen, was dadurch gewirkt worden ist; also auch die Kollisionen sind von mehr innerlichem Charakter, treffen gewissermaßen das Ganze: wie man denn auch nicht selten geradezu die Behauptung aufgestellt hat, daß, wenn die verbrecherischen Gesinnungen und Motive in strengem Kausalzusammenhange begründet seien, der Staat gar nicht berechtigt sei, die Verbrecher zu bestrafen.

Hiemit steht es dann auch im Zusammenhange, daß bis jetzt der Staat weder praktisch noch in seiner Gesetzgebung sonderlich auf die philanthropischen Bestrebungen Rücksicht genommen hat. Wo sie vermöge einer Art von unvermuthetem Andrängen einen Sieg davon getragen haben, wie bei der schon erwähnten Aufhebung der Todesstrafe, da hat derselbe nicht lange gedauert: die davon ausgegangenen Maßregeln sind wieder rückgängig geworden. Auch bei den sonstigen, weniger bedenklichen philanthropischen Bestrebungen aber (der Sorge für die Verbrecher während und nach ihrer Gefangenschaft ꝛc.) hat sich der Staat meistentheils nicht selbst bethätigt, sondern nur geschehn lassen, was von Privatpersonen und Privatgesellschaften unternommen worden ist. Es würde mit Recht als Grausamkeit angesehn worden sein, wenn er es geradezu hätte hindern wollen; aber er hat es auch nicht begünstigt und bestätigt. Und eine sehr ähnliche Unentschiedenheit finden wir selbst bei der wissenschaftlichen Theorie. Auch diese war bis an die gegenwärtige Zeit heran nur wenig hinausgekommen

über den angegebenen Gegensatz. Den Bemühungen gegenüber, welche eine strenge Kausalbedingtheit und also gewissermaßen einen Zwang für die moralische Ausbildung auch der Verbrecher nachweisen wollten, hat man immer wieder von neuem die Behauptung der moralischen Freiheit, namentlich auch, inwiefern sie die wesentliche Grundbedingung für die Zurechnung und die Zulässigkeit der Strafe sei, geltend gemacht; und dann, beinah durchgehends, in der einen oder der anderen Art mit der Annahme einer Unlösbarkeit des hierin vorliegenden Räthsels abgeschlossen.

Diese Schwierigkeit nun, welche sich in Hinsicht der Theorie bisher noch immer in der einen oder der anderen Weise als eine unüberwindliche herausgestellt hatte, ist durch die naturwissenschaftliche Psychologie gründlich gehoben worden. Im Ganzen hat sie in dieser Hinsicht der Sache nach nichts Neues gegeben: denn die Voraussetzung, daß auch der moralische Charakter eines Menschen, und selbst ganzer Familien, Stände, Zeiten ꝛc. auf bestimmte, streng nothwendig wirkende Bildungsmomente zurückzuführen sei (vgl. S. 423 f.), und Dem gegenüber die Voraussetzung der moralischen Freiheit bei allen Menschen, die nicht seelenkrank sind, haben sich, so lange es Menschen gegeben hat, deren Denken so weit reichte, in Tausenden von Urtheilen täglich und stündlich geltend gemacht. Daß also Beides neben einander müsse bestehn können, ohne daß eines dem anderen Eintrag thue, stand für das Leben schon lange mit Entschiedenheit fest. Was die naturwissenschaftliche Psychologie hinzugegeben hat, ist nur die wissenschaftliche Klarheit und Bestimmtheit. Sie hat gezeigt, daß alle, wie man behauptet hatte, unlösbaren Widersprüche nur Scheinwidersprüche sind, daraus hervorgegangen, daß man die verschiedenen Zeiten und Beziehungen ungehörig zusammengeworfen hat, und demnach weg-

wegfallen, sobald wir diese durchgängig scharf auseinander halten*).

II. Pragmatische Folgerungen.

Wir fragen nun: was ergiebt sich aus diesen Aufklärungen für die Praxis? — Wir können hierauf zunächst mit einer nahe liegenden Parallele antworten. Die menschliche Gesellschaft, inwieweit sie sich die Ergebnisse dieser tiefer wissenschaftlich eingedrungenen Erkenntniß zu eigen gemacht hätte, würde sich in der Stellung eines Vaters finden, welcher entdeckte, daß seinem Kinde dieser oder jener Fehler angebildet worden wäre in Folge davon, daß er selber nicht die rechte Aufmerksamkeit, Sorgfalt, Einsicht angewandt hätte. Wird er nun um des Letzteren willen das moralisch abgewichene Kind nicht strafen? — Dies wäre entschieden verkehrt. Daß die Strafe eintritt, ist nicht nur im Interesse des Kindes nothwendig, inwiefern das ihm angebildete sittlich Abweichende nicht anders wegzuschaffen ist, sondern sie ist auch entschieden verdient vermöge des fehlerhaften Inneren, von welchem das Vergehn ein Zeichen, ein Symptom ist, und in dem Charakter, welchen dieses Innere an sich trägt (der Hingegebenheit an die Begierde, der Thorheit, der Selbstbeschränktheit, oder von welcher Art es sonst sein mag). Also der Vater wird das Kind strafen, wie und weil es dies verdient, wie es nun einmal innerlich ist; auf der anderen Seite aber wird er sich zusammennehmen: die Einsicht, welche ihm bisher gemangelt, sich erwerben, die Aufmerksamkeit, die Sorgfalt, auf die es ankommt, anwenden und stätig anwenden.

*) Das hier nur in den allgemeinsten Umrissen Angegebene findet sich ausführlich auseinandergesetzt und begründet im vierten Hefte des zweiten Bandes dieser Zeitschrift; vgl. auch oben S. 470.

Wie nun in diesem Falle mit dem Vater, so auch mit dem Staate. Daß es Verbrecher in ihm giebt, und in dem Maße, und in der Art, wie dies Statt findet, ist, ungeachtet jede ihrer Handlungen, der diesen inwohnenden moralischen Beschaffenheit nach, als ihr Werk oder frei aus ihnen hervorgegangen, und also auch die ihnen aufzuerlegende Strafe, selbst die Todesstrafe, streng verdient ist, doch auf der anderen Seite jedenfalls Wirkung der Bildungsmomente, unter welchen sie ausgebildet sind, und insofern Symptom einer Ungesundheit, oder doch wenigstens Noch-nicht-Gesundheit der menschlichen Gesellschaft, welcher die Verbrecher angehören. Insofern also liegt die Schuld auch in dieser. Und so ergiebt sich denn für diese die Verpflichtung, nicht nur zu einer menschlichen Behandlung der Verbrecher bei der Strafe, sondern auch des Hinarbeitens auf die Verbesserung der in diesem Staate wirksamen Bildungsverhältnisse, sowohl im Einzelnen, als im Ganzen. Dies ergiebt sich als Foderung, nicht bloß aus dem Gesichtspunkte der Staatsklugheit, damit die menschliche Gesellschaft der Störungen für ihr Wohlsein loswerde, welche ihr immer wieder von neuem von Verbrechen her drohen; sondern auch als eine heilige Schuld gegen Diejenigen, welche derselben Grundnatur wie wir sind, und denen, vermöge jener unvollkommenen Bildungsverhältnisse, nicht bloß äußerlich, sondern auch in Hinsicht ihrer inneren, und der werthvollsten inneren Bildung, ein so beklagenswerthes Loos geworden ist. Wie verderbt sie auch sein mögen: wir haben, im Hinblick auf jene verhängnißvolle ursächliche Bedingtheit, welche nach jenen tieferen wissenschaftlichen Aufklärungen unzweifelhaft vorliegt, auch in ihnen noch unsere Brüder anzuerkennen, und, wie weit irgend unsere Kräfte reichen, liebreich für sie Sorge zu tragen!

Der Staat also, oder vielmehr, noch allgemeiner, die Gesammtheit der übrigen Menschen, hat mit stätiger Aufmerksam-

keit und Anstrengung darauf hinzuarbeiten, daß das Entstehn der sittlich abweichenden Neigungen von Seiten ihrer Ausbreitung, ihrer Stärke 2c. in immer engere Schranken eingeschlossen werde. Aber in welcher Weise ist nun hierauf hinzuarbeiten?

Auch hier können wir uns zunächst an das geschichtlich Vorliegende anschließen. Der Vergeltungstheorie, in ihrer ursprünglichen Strenge, und selbst in ihren späteren, gemäßigteren Ausbildungen, lag zum Grunde die Vorstellung eines Willens, welcher irgendwie ursprünglich, oder aus einer indifferenten (weder guten noch bösen) Beschaffenheit heraus, sich selber entweder zum Guten oder zum Bösen bestimmen sollte. Also er sollte sich selber bestimmen — noch ehe er in Betreff derjenigen Beschaffenheiten zur Existenz gekommen war, von welchen diese Selbstbestimmung und alles weiter daran Anzuknüpfende abhängig ist! — Dies wurde durch die späteren Theorien wenig geändert, und jedenfalls nicht verbessert. Zwar haben wir im Kantischen Systeme eine durchgreifende Scheidung. Alles zeitlich Vorliegende soll zugleich auch dem strengen Kausalzusammenhange unterliegen, der menschliche Wille, inwieweit er in der Zeit sich entwickelt, niemals frei sein; die Freiheit nur in einem unzeitlichen oder intelligiblen Akte der Selbstbestimmung Bestand haben. Aber hier haben wir ja nur zu jenem ersten Widerspruche einen zweiten, noch weiter greifenden hinzu. Das Unzeitliche soll die Gesammtheit des Zeitlichen bestimmen — doch wohl in der Zeit! — Das von jeder ursächlichen Beziehung entleert Gedachte die Gesammtheit der Ursachen und Wirkungen bedingen — doch wohl als Ursache!

Wie aber, Dem gegenüber, mit der naturwissenschaftlichen Psychologie? — Wir haben gesehn, daß auch in der zeitlichen Entwickelung der menschliche Wille die Handlungen stets moralisch frei bestimmt. Außerdem aber hat die tiefer ein-

gedrungene Forschung auch in anderen Beziehungen zu Ergebnissen geführt, welche der ganzen Streitfrage eine ganz andere Stellung und Charakter gegeben haben, und insbesondere für die praktische Anwendung von der höchsten Wichtigkeit sind. Die Naturwissenschaft des menschlichen Geistes hat den Beweis geführt, daß es gar keinen ursprünglichen Willen giebt. Die Form des Wollens ist eben so wenig angeboren, wie die übrigen Formen der ausgebildeten Seele; Alles, was wir von dieser Form vorfinden, zurückzuführen auf Entwickelungen von ungleich mehr elementarischen Formen, also auch aus diesen in Hinsicht seiner Beschaffenheiten zu erklären, und in diesen zu bilden.

Welche sind nun diese mehr elementarischen Bildungsformen? — Jedes Wollen besteht zunächst aus zwei Bestandtheilen: aus einem Begehren, und aus einer Vorstellungsreihe, in welcher wir (mit Ueberzeugung) das Begehrte als von dem Begehren aus verwirklicht vorstellen (vgl. Band I dieser Zeitschrift, S. 230 f.). Kann ich den Beweis führen „wollen" für die Vereinbarkeit der vollen moralischen Freiheit mit einer durchgreifenden Kausalnothwendigkeit? — Wir antworten: die bisherige Wissenschaft konnte dies nur „wünschen (begehren)", aber nicht „wollen", weil man nicht mit dem (noch so angelegentlichen) Wunsche zugleich auch die Erwartungsreihe ausbilden konnte, daß die Beweisführung gelingen werde. Die gegenwärtige Wissenschaft dagegen ist im Stande, mit voller, wohlbegründeter Ueberzeugung, diese Erwartungsreihe auszubilden; und so kann sie denn den gewünschten Beweis auch führen „wollen". So mit allem Uebrigen, was man auch in Betracht ziehn möge: Aeußerliches oder Innerliches, Einfaches oder Verwickeltes ꝛc. Das Wollen kann sich so lange nicht ausbilden, als die angegebenen beiden Bestandtheile noch nicht gebildet worden sind; aber sind

dieselben gebildet, und werden sie mit einander in Verbindung gesetzt, so haben wir eben hiemit zugleich auch ein Wollen*).

Wir können und müssen jedoch noch weiter zurückgehn. Auch die Bildungsformen des Begehrens und der bezeichneten Erwartungsreihen sind noch keine ursprüngliche, sondern wieder auf mehr elementarische zurückzuführen: die Begehrungen aus Lustempfindungen, die Erwartungsreihen aus der Zusammennahme einer kürzeren oder längeren Reihe von Erfahrungen, von Auffassungen der Weltverhältnisse, abzuleiten. Wir werden also (wie wir nun sagen können, indem wir beiderlei Ableitungen kombiniren) das richtige Wollen bilden, wenn wir die Lustempfindungen, und im Anschluß an diese die Begehrungen, dem wahren Werthe der Dinge gemäß, und wenn wir die Auffassungen der Weltverhältnisse, und vermöge dessen dann auch Erwartungsreihen, welche sich auf das Begehrte beziehn, vollständig und der Wirklichkeit entsprechend zur Ausbildung bringen.

Mit dem untadelhaften Wollen aber wird dann auch der untadelhafte Wille gebildet. Alle weiter vorliegenden Bildungsformen können ursprünglich nicht in Vermögen oder Kräften, sondern nur im bewußten oder erregten Seelensein zur Ausbildung kommen: denn nur im bewußten oder erregten Seelensein können ja die Zusammenbildungen oder Auseinanderbildungen vor sich gehn, deren es dafür bedarf. Erst nachdem diese eingetreten sind, kann sich dann das Verhältniß umkehren zu demjenigen, welches sich uns in der ausgebildeten Seele allerdings am häufigsten darstellt (weshalb es denn eben auch von der frühern Psychologie unrichtig als ganz allgemein ausgesprochen worden ist), daß die bewußten

*) Eben so, wie ich kaum zu bemerken brauche, auf der negativen Seite, wo wir nur statt des Begehrens ein Widerstreben haben, und (um dies zugleich für das im Folgenden Bemerkte fortzuführen) als tiefere Grundlage: Unlust-, Schmerz-, Ueberdrußempfindungen.

oder erregten Entwickelungen durch die entsprechenden Kräfte oder Vermögen gebildet werden. Vor der ersten Begriffbildung giebt es im menschlichen Geiste auch noch kein Vermögen, welches die Form des Begriffes oder des Verstehens an sich trüge, keine Verstandeskraft*); erst nachdem im erregten Seelensein durch die gegenseitigen Anziehungen, welche ähnliche Vorstellungen auf einander ausüben, die erste Zusammenbildung dieser Art Statt gefunden hat, und das Produkt davon innerlich oder als Kraft forteristirt, kann nun aus dieser Kraft heraus eine entsprechende bewußte Entwickelung (des Denkens oder Verstehens) hervorgehn. Ganz dasselbe macht sich nun auch für das gegenwärtig zur praktischen Anwendung Vorliegende geltend. Nicht nur, daß es keinen ursprünglichen oder angebornen Willen giebt: auch in dem ausgebildeten Menschen giebt es überhaupt keinen anderen Willen, als in der Gesammtheit Desjenigen, was von früheren Wollungen im inneren Seelensein oder in der Form von Kräften forteristirt; und der Wille jedes Menschen also bildet sich genau den Stärkeverhältnissen und sonstigen Beschaffenheiten gemäß, in welchen diese Wollungen oder in welchen die ihnen zum Grunde liegenden Begehrungen und Lustempfindungen, Erwartungsreihen und Auffassungen der Weltverhältnisse zur Ausbildung gekommen sind.

Hiemit sind wir nun an unser Hauptziel gelangt: indem wir in dem so eben Bezeichneten die höchste Aufgabe ausgesprochen haben, welche, den Verbrechen gegenüber, für die Verwalter des Staates und, noch allgemeiner, für jedes Mitglied der menschlichen Gesellschaft gestellt ist, wie weit dasselbe, sei es auch nur im kleinsten Umfange, auf die Ausbildung der Begehrungen und Erwartungsreihen einen Einfluß auszuüben im

*) Man vergleiche hiezu und zum Folgenden mein „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft“ (zweite Auflage), S. 7 ff., 125 ff. u. 212 f.

Stande ist. Alles Andere, was man sonst noch im kriminalistischen Interesse zur Anwendung und zum Vorschlag gebracht hat, kann seine Ansprüche nur dadurch rechtfertigen, daß es, durch diese oder durch jene Zwischenglieder hindurch, als ein Mittel dazu sich erweis't. Wie weit diese Nachweisung nicht zu geben ist, haben wir es als eine bloße Palliativkur anzusehn, welcher gegenüber die Befürchtung nicht ausbleiben kann, daß es vielleicht, wie gelegentlich alle Palliativkuren, mehr nachtheilig als förderlich wirke.

Aber wir müssen unseren historischen Ueberblick noch einige Schritte weiter fortführen. Vorzüglich sind es, außer den entschiedener nach der pädagogischen Seite hin liegenden Besserungsanstalten für jugendliche Verbrecher, zwei Richtungen, in denen sich in der neueren Zeit sehr lobenswerthe Bestrebungen bethätigt haben, welche auf die Verhütung von Verbrechen und verbrecherischen Gesinnungen Bezug haben.

Zuerst in Betreff der ursprünglichen Ausbildung der Wollungen und des Willens. Es ist nicht genug, daß die Triebe vor sittlichen Ausartungen (zu starken Werthschätzungen des Niederen, Hingegebenheit an Begierden, Verstimmungen zum Bösen rc.) bewahrt werden; wir können auch lobenswerthe Triebe erzeugen: welche sich dann zugleich auch für jenes Erstere hülfreich erweisen werden, indem sie die niederen in ihrer Fortwirkung einschränken, und vermöge dessen ihr Anwachsen zum Uebermaße hindern. So wenn wir durch unsere Veranstaltungen Solchen, denen sie bisher fremd waren, die wohlthuenden Empfindungen erzeugen, welche durch Reinlichkeit, durch Ordnung, durch regelmäßig gesicherten Lebenserwerb, durch Erwerb von Kenntnissen rc. bedingt werden, und sie hiedurch dazu bringen, daß sie nun selber nach Dem verlangen und streben, was ihnen anfangs, ohne daß sie ein Verlangen danach gehabt hätten, entgegengebracht werden mußte. Und eben so können wir für sie Erwartungsreihen ver-

mitteln in Betreff dessen, was sonst ganz außerhalb des Kreises ihrer Erwartung gelegen hat: durch industrielle Unternehmungen und andere Einrichtungen, die sie in den Stand setzen, die vorher bezeichneten und ähnliche Förderungen zu erwerben, namentlich auch durch solche, welche Aneignung von Kenntnissen und Fertigkeiten zur Folge haben. Es ist bekannt, wie in der neueren Zeit einzelne Männer vermöge dessen ganze Distrikte umgewandelt haben: wo bisher Noth und Elend, und hiemit in Verbindung (wie so oft) Unwissenheit, Ungeschick, sittliche Verkümmerung und Verderbnisse aller Art allgemein waren, Wohlstand und Genügen, eine schätzbare geistige Ausbildung und ein reges Weiterstreben in allen diesen Richtungen geschaffen! — Noch einmal: der gute Wille (und der eben dann auch, wie weit sein Gegengewicht reicht, den schlechten ausschließt) ist lediglich durch ein mehrfach ausgebildetes gutes Wollen zu begründen; und dieses bildet sich nur in dem Maße, aber bildet sich dann auch gewiß, wie jene beiden Bestandtheile in der Richtung zum Guten zur Entwickelung gebracht werden!

Eine zweite Klasse höchst schätzenswerther Bestrebungen der neueren Zeit, und denen ebenfalls eine noch größere Ausdehnung zu wünschen ist, sind diejenigen, welche sich auf die entlassenen Verbrecher gerichtet haben. Es giebt allerdings einzelne Fälle, wo sich, auf der Grundlage der Erinnerungen an die Kraftäußerungen bei gefährlichen Unternehmungen und an ihr Gelingen, eine Art von Leidenschaft für das Begehn von Verbrechen ausbildet*). Aber diese Fälle sind doch ver-

*) Ein merkwürdiges Beispiel dieser Art liegt namentlich in einer Selbstbiographie vor, welche unter dem Titel „**Memoirs of James Hardy Vaux, a swindler and thief, now transported to New South Wales for the second time and for life**" im Jahre 1829 zu London erschienen ist. Der Verfasser dieser Selbstbiographie war mehrmals in einer Lage, wo er sich nicht nur ein gutes Auskommen verdienen, sondern selbst Eleganz, Luxus und angenehme Gesellschaft

hältnißmäßig seltene in unserer moralischen Atmosphäre, wo ja selbst für die niedrigsten Regionen der Gesellschaft kaum jemals der Wiederschein der von uns gewonnenen höheren moralischen Bildung ganz ohne Wirkung bleibt. Die bei weitem meisten Menschen, auch die sich schon wirklich eines Verbrechens schuldig gemacht haben, würden, alles Andere gleich gesetzt, lieber auf ehrliche Weise für den Erwerb ihrer Lebensbedürfnisse und sonstigen Förderungen sich bethätigen, wenn sie — nur könnten. Aber sind sie einmal als Verbrecher bekannt, so verschließen sich ihnen alle Wege hiezu: niemand will sie zur Arbeit annehmen, ihnen etwas anvertrauen &c.; und so bleibt ihnen denn kaum etwas Anderes offen, als sich von neuem der menschlichen Gesellschaft als Feinde gegenüberzustellen. Es ist also höchst preiswürdig, daß sich Menschenfreunde gefunden, und hier und dort zu Gesellschaften vereinigt haben, die sich solcher Unglücklichen wohlwollend annehmen, und durch Eröffnungen von Gelegenheiten zu ehrlichem Erwerbe in ihnen Erwartungen und

verschaffen konnte; aber immer wurde er, besonders vermöge des oben Angegebenen, zu seinem verbrecherischen Leben zurückgezogen. — Mehr im Großen finden wir Ausartungen in dieser Richtung bei den indischen Räuberhorden, welche unter dem Namen „Thugs" bekannt sind. Diese bedürfen der Ausbildung eines leidenschaftlichen Hanges auf der bezeichneten Grundlage nicht; die Gefühllosigkeit, mit welcher sie ihr gräßliches Gewerbe treiben, geht so weit, daß ein unter unseren Kulturverhältnissen Gebildeter sich kaum hineinzufinden vermag. Um dies durch ein Paar Nebenzüge anschaulich zu machen: bei'm Stranguliren ihrer Opfer wirken (damit man des Erfolges vollkommen sicher sei) gewöhnlich zwei oder drei zusammen; aber wenn ein Thug die Geschicklichkeit erwirbt, für sich allein einen Mann vom Pferde herunterzuziehn und zu erwürgen, so überträgt er hiedurch auf seine Familie eine Auszeichnung, welche dieselbe in den Augen der Uebrigen für mehrere Generationen adelt. Von den Oertern, wo ihnen dergleichen gelungen ist, sprechen sie mit der Zuneigung und dem Enthusiasmus, wie andere Menschen etwa von den Scenerien ihrer entzückendsten Jugendfreuden (vgl. Illustrations of the history and practices of the Thugs, London 1851, p. 7 u. 9).

Triebe erzeugen, welche in dieser für sie selber und für die menschliche Gesellschaft heilsamen Richtung liegen. Aber wie sollten wohl, der so ausgedehnten Aufgabe gegenüber, welche in dieser Hinsicht vorliegt, die noch so angestrengten Bemühungen von Privatpersonen auch nur von weitem her ausreichen! Hier also haben wir jedenfalls einen Punkt, in Betreff dessen eine Mitwirkung und eine umfangreiche Mitwirkung der Regierungen dringend zu wünschen sein möchte!

V.

Zur Vertheidigung und Widerlegung.

Der streng naturwissenschaftliche Charakter der neuen Psychologie.

Im diesjährigen August-Hefte der „Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Litteratur" findet sich ein vom Professor Th. Waitz in Marburg verfaßter Aufsatz: „Die realistische und naturwissenschaftliche Psychologie", als Fortsetzung und Schluß der früher von demselben Verfasser mitgetheilten Artikel über „den Stand der Parteien auf dem Gebiete der Psychologie". In diesem Aufsatze wird unter Anderem auch die in der vorliegenden Zeitschrift zur praktischen Anwendung gebrachte Begründung der Psychologie besprochen, und der streng naturwissenschaftliche Charakter, den sie für sich in Anspruch nimmt, in Zweifel gestellt. Was der Verfasser hiefür beibringt, trägt durchgängig das Gepräge besonnener Ueberlegung

an sich, und legt ein Zeugniß ab, daß es ihm dabei rein um die Sache zu thun gewesen ist. So mußte es denn auch den Herausgeber dieser Zeitschrift zu nochmaliger strenger Selbstprüfung aufrufen. Ueberdies läßt sich voraussetzen, daß, was einem so redlichen und scharfsinnigen Forscher Anstoß erregt hat, auch noch Anderen, und vielleicht in größerer Ausdehnung, den Eingang in die neue Wissenschaft versperren oder doch erschweren werde; und so wird denn eine genauere Beleuchtung der geltend gemachten Einwendungen jedenfalls keine unnütze Unternehmung sein. Die Naturwissenschaft von der menschlichen Seele ist ja entschieden die wichtigste unter allen Naturwissenschaften; und es ist also von der höchsten Bedeutung, daß jedes Bedenken gegen die Sicherheit ihrer Begründung hinweggeräumt werde.

Der Kritiker ordnet, was er gegen die hier vertretene naturwissenschaftliche Ausbildung der Psychologie einwendet, im Allgemeinen unter drei Hauptpunkte.

Der erste ist, daß bei der Begründung der Wissenschaft nicht bestimmt genug auseinandergehalten werde, „was als Hypothese der Erklärung des psychischen Lebens zum Grunde gelegt, was als ursprüngliche elementarische Thatsache, was dagegen als komplicirte Erscheinung betrachtet werden müsse, die ihrer Ableitung aus dem Zusammenwirken der elementaren Erscheinungen entgegensehe". Bevor diese drei Punkte genau bestimmt und mit aller Schärfe gegen einander abgegränzt seien, sei auch auf keinem Gebiete eine befriedigende naturwissenschaftliche Erklärung möglich: denn was diese suche, sei ja überall das Verständniß der thatsächlich vorliegenden komplicirten Erscheinungen aus einfachen, nach allgemeinen Gesetzen mit Hülfe einer hypothetischen Annahme über die Natur des ihnen zum Grunde liegenden Substrates. Zum Beweise nun, daß hier die gefoderte scharfe Scheidung fehle, beruft sich der Verfasser vorzüglich auf den zweiten der in meinem „Lehr-

buche der Psychologie als Naturwissenschaft" namhaft gemachten Grundprocesse. Da sich die ganze Psychologie als eine ausschließlich auf Thatsachen gebaute gebe, so müßte das doch vor Allem von den Grundprocessen gelten; gleichwohl aber zeige sich dies wenigstens in Rücksicht dieses zweiten Grundprocesses, der beständigen Regeneration der Urvermögen, sogleich als unmöglich, indem ich ausdrücklich sage, daß er nicht als etwas thatsächlich Gegebenes wahrgenommen werden könne, ja sogar (§. 338) offen eingestehe, daß wir nicht einmal etwas diesem Grundprocesse Analoges im Bewußtsein antreffen.

Wir knüpfen unsere Beleuchtung zunächst an dieses Letzte an. Daß dies offen eingestanden wird, müßte doch, sollte ich denken, gerade vom Verfasser dieser Kritik mir zur Gerechtigkeit gerechnet werden. Ich halte ja eben hiedurch das in diesem Grundprocesse namhaft Gemachte auf das Bestimmteste auseinander mit den unmittelbar thatsächlich aufgefaßten Erfolgen. Für alle Naturwissenschaften ist es als das Haupterforderniß anzusehn, daß sie die vorliegenden Thatsachen durchgängig treu wiedergeben; und so legt es denn ein günstiges Zeugniß ab von dem streng naturwissenschaftlichen Charakter der neuen Psychologie, daß sie in solchen Fällen, wie der vorliegende, nicht den Schein eines Wissens annimmt, wo, den vorliegenden Verhältnissen gemäß, kein Wissen für uns möglich ist.

Aber die immer neue Anbildung von Urvermögen wird doch als „Grundproceß" aufgeführt. — Ich frage: findet sich denn in irgend einer Naturwissenschaft auch nur ein einziges Beispiel von einem Grundprocesse, welcher eine „ursprüngliche elementarische Thatsache" ausdruckte? Wir haben („Lehrbuch rc." § 19) „in allen Naturerfolgen, wie sie uns unmittelbar vorliegen, ein Zusammenwirken mehrerer Kräfte, oder ein mehrfaches Geschehn; und zwar meistentheils so, daß eines das andere mehr oder weniger überdeckt, oder sich

sonst damit verwickelt". Wie dies schon in der äußeren Natur vorliegt, so noch weit mehr in der schon in den einzelnen Wesen ungleich reicheren geistigen Natur. Also eine „ursprüngliche elementare Thatsache" giebt es überhaupt nicht in unserer Seele, wenn wir den Ausdruck „ursprünglich" in Bezug auf unsere Auffassung oder Erkenntnißbildung verstehn; wir haben vielmehr ursprünglich für dieselbe überall ein Zusammengesetztes, welches wir erst mehr oder weniger zerlegen müssen. Die Zerlegung aber ist nicht möglich ohne Unterlegungen in der Form von Hypothesen; und so finden sich denn in allen Naturwissenschaften bei Demjenigen, was als Grundproceß aufgeführt wird, wesentlich schon mehr oder weniger hypothetische Beimischungen*). Man denke an die Astronomie, an die Physik, an die Chemie, an die Physiologie, und man wird das Gesagte überall bestätigt finden.

Wir haben es hier nur mit der Psychologie zu thun. Wir nehmen zuerst ein so einfaches Beispiel, wie es sich irgend auffinden läßt: den Erfolg, auf welchen sich im „Lehrbuche" der vierte Grundproceß bezieht, die Anziehung im Verhältniß der Gleichartigkeit, die sich fortwährend zwischen den Gebilden unserer Seele geltend macht. Am reinsten möchte dieselbe in der witzigen und in der Gleichnißkombination vorliegen. Aber schon da zeigt sich eine Zusammengesetztheit. Die verschiedenartigen Elemente der einander anziehenden Vorstellungen müssen mitgezogen werden; überdies sind sie meistentheils in verschiedenen Steigerungsgraden gebildet, oder sonst bewegliche Elemente vorhanden, so daß also Ausgleichungen der letzteren eintreten; oder es wirken auch freie Urvermögen mit ꝛc. Nun vergleiche man weiter die Bildung der Begriffe im Abstraktionsprocesse.

*) Daß Newton's berühmtes „Hypotheses non fingo" hiemit nicht in Widerspruch steht, habe ich schon Heft III, S. 287 auseinandergesetzt.

Dieser liegt ebenfalls die Anziehung im Verhältniß der Gleichartigkeit zum Grunde; aber es tritt zugleich eine Verschmelzung ein, in Folge deren sich die zehnfach, zwanzigfach ꝛc. zusammengebildeten gleichartigen Vorstellungsbestandtheile für unser Bewußtsein als ein einfaches Vorstellen geben, und Dem gegenüber eine Verdunkelung der verschiedenartigen, entweder im Bewußtsein, oder auch zum Unbewußtsein; durch welche dann der Grundproceß in dem Maße überdeckt wird, daß man ihn bis zu der gegenwärtig eingetretenen Reform der Psychologie durchgehends verkannt hat: die Abstraktion oder Analysis als das Primäre und eigentlich Bestimmende angesehn, während doch dieses, ganz im Gegentheil, in der Synthesis oder Zusammenbildung des bisher Getrennten, in der Verschmelzung der gleichartigen Bestandtheile zu Einem Akte und Einer Kraft besteht*). Gleichwohl haben wir auch hierin noch eine einfachere und unbedenklichere Aufgabe, indem für eine genauere Prüfung der Grunderfolg mit großer Anschaulichkeit durch seine Hüllen durchleuchtet, und überdies in den früher angeführten und in anderen Fällen ziemlich rein vorliegt.

Die vier von unserer naturwissenschaftlichen Psychologie namhaft gemachten Grundprocesse verhalten sich in dieser Hinsicht sehr verschieden, und in Folge dessen hat ihre Vergleichung mit einander viel Interessantes und Fruchtbares.

Am ungünstigsten zeigt sich das Begründungsverhältniß bei dem von unserem Kritiker hervorgehobenen, bei dem zweiten Grundprocesse. Als Thatsache liegt dafür zunächst die Erschöpfung der Kräfte vor, welche wir insbesondere am Abend eines in anhaltender geistiger Bethätigung vollbrachten Tages, und untergeordnet nach jeder anstrengenden geistigen Arbeit empfinden. Während wir bei'm Anfange derselben, und noch mehr

*) Vgl. mein „System der Logik als Kunstlehre des Denkens", Bd. I, S. 38 ff.

am Morgen nach einem erquickenden Schlafe, uns das Schwerste vorsetzen konnten, dabei mehr oder weniger das unmittelbare Bewußtsein hatten, daß es uns gelingen werde, und dieses durch den Erfolg bestätigt wurde, so vermögen wir dagegen in jenen anderen Fällen kaum noch das Leichteste auszuführen, und auch hievon haben wir ein unmittelbares Bewußtsein. Später zeigen sich dann das Kraftbewußtsein und die Fähigkeit zur Ausführung schwieriger Aufgaben wieder hergestellt. Im gewöhnlichen Leben sagt man, und die gesammte bisherige Psychologie war nicht weiter gegangen: „wir müssen uns ausruhn, wir müssen erst wieder Kräfte sammeln". Aber wie sammelt man Kräfte? Etwa wie Muscheln am Meeresstrande, von außen her? Und wie kann bloßes Ruhen oder Nichtsthun Kräfte geben? — Auch im Gebiete der geistigen Naturentwickelung *kann aus nichts nichts werden.* Die früher gebrauchten Kräfte oder Urvermögen unserer Seele sind eben hiedurch *für immer verbraucht*, oder bestimmter, sie existiren (wie wir uns durch spätere Thatsachen unzweifelhaft überzeugen können) *innerlich substantiell fort in den Zusammenbildungen, den Aneignungen, welche sie entweder selbst ausgeübt, oder die sie durch Anderes erfahren haben.* Also diese früher gebrauchten Urvermögen können nicht für die späteren Bethätigungen zur Verwendung kommen; für diese bedürfen wir jedenfalls *neue* Kräfte. Aber woher nun diese neuen Kräfte? — Diese Frage vermögen wir nicht durch Berufung auf Thatsachen zu beantworten: der *innerste Lebensproceß*, um welchen es sich hier handelt, ist unserer Beobachtung gänzlich entzogen. Eine wie große Ausdehnung also auch die bezeichneten Erfahrungen haben mögen, indem sie sich ja durch das ganze menschliche Leben hindurch immer wieder von neuem aufdrängen: sie können uns über das vorliegende Problem keine Auskunft geben, sondern wir müssen nun das Gebiet der logischen Unterlegungen oder der *Hypothesen*

betreten. Dies erkennt dann auch unsere naturwissenschaftliche Psychologie („Lehrbuch rc.", §. 24) entschieden an; ja sie erklärt außerdem, daß sie die Aufführung unter den Grundprocessen lediglich als eine vorläufige Angabe betrachte, indem eine genauere Erwägung erst dann möglich sei, wenn uns das gesammte für unsere Beobachtung vorliegende Seelenleben genauer bekannt geworden sei, und also am Schlusse der Untersuchung.

Aber wie verfährt sie nun da? — Wir antworten: wie es der besonnenen Naturforschung zukommt. Es sind überhaupt zwei Hypothesen denkbar; wenigstens wüßte ich diesen keine dritte an die Seite zu stellen, aus welchen sich das thatsächlich Vorliegende ebenfalls erklären ließe. Die neuen Kräfte müssen entweder auch jetzt schon, indem wir uns erschöpft fühlen, in uns vorhanden sein, nur latitirend, gebunden, oder sie müssen zu dem jetzt in uns Vorhandenen erst hinzukommen. Mehr im Ganzen des menschlichen Lebens gefaßt: entweder sind unserer Seele die Millionen von Urvermögen, deren sie während eines längeren Lebens für ihre Bethätigungen bedarf, schon ursprünglich mitgegeben (angeboren); oder das ihr Angeborene enthält nur ein beschränktes Maß von Urvermögen, aber es werden ihr, so lange das Leben dauert, immer wieder von neuem gleichartige hinzugebildet, hierin besteht ihr innerster Lebensproceß. Unsere naturwissenschaftliche Psychologie vergleicht nun (§ 337 f.) diese beiden Hypothesen in Betreff aller besonderen Umstände, welche die vorliegenden Thatsachen entgegenbringen; und da diese Vergleichung entschieden zu Gunsten der zweiten Hypothese ausschlägt, unter deren Voraussetzung sich Alles unmittelbar einstimmig und leicht zu erklären zeigt, während wir dagegen bei der ersten zu Hülfshypothesen unsere Zuflucht nehmen müssen, und zum Theil zu sehr künstlichen und die eine wunderliche Prädetermination zwischen dem Inneren und den äußeren Lebensumständen voraussetzen würden:

so kann sie keinen Anstand nehmen, die zweite Hypothese für im höchsten Grade wahrscheinlich zu erklären. Aber wie geeignet auch dieselbe zur Erklärung der vorliegenden Erfolge sein mag: hiedurch kann die Hypothese nicht zur unmittelbaren Thatsache erhoben werden; und die Induktion also, welche zu diesem zweiten Grundprocesse führt, hat in ihrer ganzen Ausdehnung lediglich eine hypothetische Unterlage.

Man vergleiche nun hiemit den dritten Grundproceß: daß alle Entwickelungen unseres Seins in jedem Augenblicke die in ihnen beweglich gegebenen Elemente gegen einander ausgleichen. Hier zeigt sich von vorn herein ein durchaus anderer Charakter der Begründung. Wir haben eine sehr große Anzahl von Thatsachen, welche für unsere Beobachtung vorliegen: in den Steigerungen nämlich, welche die bewußten Entwickelungen unserer Seele so vielfach die eine gegen die andere ausüben. Jemand erhält eine Nachricht, die ihn in Entzücken versetzt, oder er geräth in Zorn, oder eine stark in ihm begründete Leidenschaft ist wach geworden ꝛc. Was wird weiter geschehn? — Sind auch die Luststeigerungen, die Erhitzungen, die Spannungen, in die er versetzt ist, zunächst nur in einzelnen Gruppen von Vorstellungen, Empfindungen, Begehrungen zur Ausbildung gekommen: hiebei bleibt es nicht, sondern sie übertragen sich auf das neben ihnen Gegebene, indem sie die in ihnen nur lose angeeigneten Elemente gegen dasselbe ausgleichen. Man setze (um sich dies zu noch bestimmterer Anschauung zu bringen), wir seien in dem zuerst angeführten Falle in einem schwierigen Denken begriffen gewesen. Wir müssen vielleicht aufhören, weil die vom Entzücken her hinübergegebenen Reize den Begriffen eine so unruhige Bewegung mittheilen, daß wir nicht mehr der gesammelten Vergleichung und Fixirung fähig sind, deren wir für dieses Denken bedürfen. Neben diesen als unmittelbare Thatsachen vorliegenden

Erfolgen aber zeigen sich freilich andere, die wir nicht in dieser Art auffassen können. Hiezu gehören namentlich die in jedem Augenblicke unseres wachen Lebens vorkommenden Ausbildungen des unbewußt in uns Fortexistirenden zum Bewußtsein oder zur Erregtheit. Unsere naturwissenschaftliche Psychologie hat nachgewiesen, daß auch sie durch diese Ausgleichungen oder Uebertragungen von beweglichen Elementen vermittelt werden („Lehrbuch ꝛc.", § 87 ff.). Aber alle Beobachtung ist an das Bewußtsein gebunden; und so lange also das Bewußtsein erst wird, vermögen wir nicht zu beobachten. Wir müssen daher auch hier wieder zu einer Hypothese unsere Zuflucht nehmen. Somit ist, im Unterschiede vom zweiten Bildungsprocesse, bei diesem dritten der Begründungscharakter ein gemischter. Wir haben allerdings auch Hypothetisches; aber dieses wird doch mit unmittelbaren Thatsachen von großer Ausdehnung in derselben Induktion zusammengefaßt. Und nicht nur in dieser Beziehung ist das Begründungsverhältniß ein ungleich günstigeres, sondern auch darin, daß die Steigerungen im Bewußtsein und die Steigerungen des Unbewußten zum Bewußtsein, die sich ja überdies nicht selten von denselben Akten her in der unmittelbarsten Nähe in einander fließend ausbilden, in allen Punkten die genaueste Analogie mit einander zeigen, qualitativ und quantitativ, bis zu den speciellsten Modifikationen, welche sich für beiderlei Erfolge aus den Beschaffenheiten der steigernden Akte und der sonst bedingenden Momente ergeben.

Von dem vierten Grundprocesse, der gegenseitigen Anziehung, welche zwischen gleichen Gebilden, und zwischen ähnlichen, wie weit sie einander gleich sind, Statt findet, ist schon früher (S. 498 f.) die Rede gewesen. Hier nun ergeben sich noch günstigere Begründungsverhältnisse. Zwar, wie wir gesehn haben, können auch mit ihm andere Erfolge zugleich Statt finden, welche ihn für die weniger genaue Auffassung verdecken;

und indem wir diese von dem Beobachteten in Abzug bringen müssen, geht es, streng gefaßt, auch hier nicht ohne hypothetische Unterlegungen ab. Für die genauere Auffassung aber tritt der im Grundprocesse ausgesprochene Erfolg so bestimmt in seiner Eigenthümlichkeit heraus, daß wir die Induktion, welche ihm zu Grunde liegt, als eine (in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes) rein auf Thatsachen beruhende bezeichnen können.

In jeder Beziehung am günstigsten endlich zeigt sich derjenige Grundproceß gestellt, welchen das „Lehrbuch" als den ersten aufgeführt hat. Derselbe lautet: „von der menschlichen Seele werden, in Folge von Eindrücken oder Reizen, die ihr von außen kommen, sinnliche Empfindungen und Wahrnehmungen gebildet". Da unterliegt es nun für den naturwissenschaftlichen Forscher keinem Zweifel, daß wir hier, in der angegebenen weiteren Bedeutung dieses Wortes *), von vorn herein eine durchgängige unmittelbar thatsächliche Begründung haben. Unser Kritiker ist freilich dieser Ansicht nicht. „Noch weit schlimmer aber (bemerkt er) ist es, wenn Das, was sicherlich entweder Hypothese oder Schlußfolgerung ist, für Erfahrungssache gegeben wird, wie die Erfüllung und Durchdringung der Vermögen mit Reizen, von welcher behauptet wird, daß sie uns in jedem Augenblicke unseres Lebens von neuem durch unser unmittelbares Bewußtsein verbürgt werde". Aber

*) Unsere naturwissenschaftliche Psychologie hat zwar gezeigt, daß wir auch bei den Empfindungen und Wahrnehmungen unserer ausgebildeten Seele keineswegs so einfache Erfolge haben, wie man gewöhnlich annimmt („Lehrbuch 2c.", § 53 ff.). Aber die inneren Kräfte, welche dazu mitwirken, nehmen doch in der Art an den von außen kommenden Affektionen Theil, daß dessenungeachtet das der unmittelbaren Beobachtung Vorliegende den Erfolg, welcher als Grundproceß ausgesprochen ist, in voller Reinheit in sich abspiegelt.

ich weiß in der That nicht, wie man dies in Abrede stellen kann, wenn man sich unbefangen auf den naturwissenschaftlichen Standpunkt stellt. Was unseren Kritiker hindert, die ausgesprochene Thatsache anzuerkennen, ist wohl nur das angestammte philosophische Vorurtheil, daß die Substanz der Seele, die Leibnitzische „Monade", das Herbartische „einfache Wesen", nichts von außen her aufnehmen und sich innerlich machen könne. Aber im allgemein-menschlichen Bewußtsein, und von welchem sich doch auch kein Philosoph jemals losmachen kann (wir fragen unseren Gegner, ob er es vermag!), findet sich fortwährend die Ueberzeugung, daß wir Eindrücke oder Reize von äußeren Wesen her empfangen und uns zu eigen machen. Die naturwissenschaftliche Forschung muß dies auf das Entschiedenste bestätigen. Auch hier macht sich wieder der schon mehrfach angeführte Satz geltend, daß in der gesammten Naturentwickelung aus nichts nichts werden kann. Wir hatten gewisse Empfindungen, Anschauungen nicht; nun haben wir sie, und halten wir sie fest; also wir müssen etwas in unsere Seele aufgenommen haben, was vorher nicht in ihr war. Ehe man sich nicht entschließt, diesen für das allgemein-menschliche Bewußtsein so unzweifelhaft vorliegenden, in jedem Augenblicke sich wiederholenden und unsere Fortbildung bedingenden Erfolg in der Entschiedenheit, wie er vorliegt, und ohne alle metaphysische Beschränkungen oder Ausflüchte zuzugeben, kann von einer wahrhaft naturwissenschaftlichen Behandlung der Psychologie nicht die Rede sein. Der Naturforscher muß sich bei jedem Erfolge genau Rechenschaft geben von den Elementen, welche zu Dem, was bisher vorlag, hinzugekommen (oder auch davon hinweggenommen) sind; und wie sich dies zwischen den verschiedenen Akten und Kräften eines und desselben Naturwesens geltend macht,

so auch zwischen verschiedenen Naturwesen, welche eines auf das andere hinüberwirken*).

Diese letzten Bemerkungen führen uns unmittelbar hinüber zu den beiden anderen Hauptpunkten, in Betreff deren der bezeichnete Aufsatz an unserer naturwissenschaftlichen Psychologie Anstoß genommen hat. Als den zweiten nennt derselbe „den Gebrauch einer großen Anzahl bildlicher Ausdrücke, deren Anwendung zur Erklärung des psychischen Lebens nicht gerechtfertigt und deren Bedeutung nicht einmal genau angegeben sei"; wie wenn „von einer Ausgleichung der beweglichen Elemente, von einer Anziehung des Gleichartigen, von einem Fließen der beweglichen Elemente bei der Ausgleichung von den verschiedenen Bestandtheilen zu den gleichen ꝛc. die Rede sei". — Ref. muß gestehn, daß ihn dieser Einwand in Erstaunen versetzt hat. Zuerst steht er nicht ein, weshalb gerade die hier namhaft gemachten Ausdrücke (und andere werden eben nicht angeführt) in der Anwendung auf unser Seelenleben mehr bildlich sein sollten, als in der Anwendung auf äußere Naturerfolge. „Ausgleichen", „Anziehn", „Hinfließen von Elementen" sind Ausdrücke von so allgemeiner Bedeutung, daß sie auch für die psychischen Akte ohne Weiteres und im eigentlichen Sinne anwendbar sind. Außerdem aber (was die Hauptsache ist) besteht gerade darin der größte Vorzug unserer naturwissenschaftlichen Psychologie vor aller bisherigen, daß sie sich eben nirgend an bildlichen Ausdrücken genügen

*) In der Seele kann natürlich nur von psychischen Elementen die Rede sein: denn unser gesammtes Selbstbewußtsein enthält ja nicht das Mindeste von Materiellem. Aber da alles Materielle in — metaphysischer — Wahrheit oder an-sich immateriell existirt (vgl. mein „System der Metaphysik", S. 91 ff.), so ist kein Hinderniß gegeben, daß (gewöhnlich sogenannte) materielle Eindrücke in uns zu psychischen Elementen werden. Sie sind materielle, inwiefern sie durch die äußeren Sinne, psychische, inwiefern und sobald sie durch das Selbstbewußtsein wahrgenommen werden.

läßt, sondern überall diese, auch wo die Sprache zunächst keine anderen darbietet, ergänzt und vertieft durch die Hinzunahme der Sache selber, um die es sich handelt. Dies liegt schon in den Auseinandersetzungen, welche wir auf Veranlassung des ersten Hauptpunktes gegeben haben, so vielfach vor, daß es kaum noch weiterer Anführungen bedarf. Die bisherige Psychologie sprach von einem „Schlummern" und „Erwecktwerden" der Vorstellungen, und über diese bildlichen Ausdrücke kann sie nicht hinaus. Was thut unsere naturwissenschaftliche Psychologie? — Sie giebt (S. 503) den Bildungsproceß an, durch welchen dieses Erwecktwerden vermittelt wird, giebt die Elemente an, welche dabei von dem einen psychischen Gebilde auf das andere übertragen werden, und bestimmt beides, im Anschluß an das thatsächlich Vorliegende, in allen Besonderheiten, welche sich dafür der Art und den Graden nach herausstellen. Also sie hat eben zu dem Bilde, welches bisher Eines und Alles war auch für die Wissenschaft, die Sache, die eigentlichen Thatsachen hinzugegeben. So mit allem Uebrigen. Unsere naturwissenschaftliche Psychologie spricht allerdings auch von Gruppen- und Reihenverbindungen, Verschmelzungen 2c. Aber während die bisherige, und selbst noch die Herbartische, bei diesen Bildern stehn bleibt, geben wir auch hier das eigentliche Geschehn und Sein, die Processe, die Elemente an, welche durch ihr Hinzutreten und ihre Fixirung zwischen den Akten und Kräften die bisher nicht verbundenen in Verbindung bringen und in derselben erhalten. Also in Betreff dieses zweiten Punktes kann für Denjenigen, welcher lebendig in das von unserer Psychologie namhaft gemachte Thatsächliche eingeht, über die Unzulässigkeit der angegebenen Beschuldigung kein Zweifel sein.

Noch ist uns ein dritter Hauptpunkt übrig, auf welchen eine Anklage gegen unsere naturwissenschaftliche Psychologie gegründet wird, daß nämlich „als Erklärungsprincip eines Kreises

von so nahe zusammengehörigen Erscheinungen eine der Zahl und Art nach so unbestimmte Menge von Kräften hingestellt" würden, „die zu gewissen Grundsystemen mit einander vereinigt sein sollen, ohne jede nähere Angabe der inneren Organisation und sogar der Anzahl dieser Grundsysteme selbst"; während dagegen der Kritiker behauptet, „daß eine strengere naturwissenschaftliche Betrachtung gerade auf die entgegengesetzte Annahme, auf die Annahme der Einheit und Einfachheit der Seele führe". Da muß ich nun wieder offen gestehn, daß ich die Behauptung der „Einfachheit" der menschlichen Seele nicht anders abzuleiten weiß, als (wie ich diesen Ausdruck früher schon für Aehnliches gebraucht habe) aus einem angestammten philosophischen oder bestimmter, metaphysischen Vorurtheile, welches sich mit einer naturwissenschaftlichen Auffassung des Seelenlebens durchaus nicht verträgt, und dessen man sich daher, je eher je lieber, gänzlich zu entschlagen hat. Doch ich muß mich hierüber genauer erklären.

Die „Einheit" der Seele behauptet unsere naturwissenschaftliche Psychologie ebenfalls auf das Entschiedenste; und sie hat auch hier genauere Sachanschauungen dafür gegeben durch die Nachweisung der fortwährenden Ausgleichungen von beweglichen Elementen so wie der fortwährenden Anziehungen, durch welche beide das Einssein aller unserer Akte und Kräfte in ein helleres Licht gesetzt wird. Aber nun die „Einfachheit"! — Unsere naturwissenschaftliche Psychologie (wohl zu merken) erklärt sich mit der größten Bestimmtheit und Schärfe gegen alle materielle Vielfachheit: aus dem schon angeführten Grunde, weil unser Selbstbewußtsein, durch welches wir ausschließlich und unmittelbar von unserer Seele wissen, uns auch nicht das Mindeste von Räumlichem oder sonst Materiellem entgegenbringt, und also die Anwendung aller Prädikate, in welchen diese gedacht werden, für unser Seelensein durchaus

unberechtigt ist. Aber unser Selbstbewußtsein stellt uns ununterbrochen unzählige Empfindungen, Vorstellungen, Begehrungen, Bethätigungen dar, welche aus der Seele heraus erfolgen, und wozu also die Kräfte in ihr gegeben sein müssen. Alle diese nun zeigen sich durchaus individuell bestimmt, qualitativ und quantitativ, und zwar im Anschluß an frühere Erfolge, namentlich auch an äußere Einwirkungen, die wir empfangen haben. Also in dieser Bestimmtheit, und der hiedurch bedingten Geschiedenheit, existiren sie innerlich fort. Noch einmal, nicht räumlich, nicht materiell geschieden: denn dergleichen ist für die Seele in keiner Weise anwendbar; aber wir bedürfen es auch nicht, indem wir ja fortwährend von einem psychischen Nebeneinander Anschauungen erhalten, eben so viele, wenn wir uns aufmerksam beobachten, wie nur irgend vom materiellen. Aber in dieser geistigen Geschiedenheit giebt sich uns unsere Seele als ein unendlich Vielfaches kund, den Kräften nach oder substantiell eben so wohl wie den Zuständen und Bethätigungen nach.

Daß diese der Zahl nach von unserer naturwissenschaftlichen Psychologie als eine „unbestimmte Menge" hingestellt werden, darin ist wieder nur die Natur der Sache treu wiedergegeben, wie es der wahren Naturwissenschaft zukommt. In jedem Augenblicke unseres wachen Lebens bilden wir elementarische Empfindungen, welche innerlich forteristiren, so viel wir wissen, ins Unendliche (man sehe die im dritten Hefte dieses Jahrganges, S. 272 ff. beigebrachten Erfahrungen). Durch diese innere Fortexistenz wird alle Ausbildung der menschlichen Anlagen bedingt. In diesen letzteren sind die früheren Bildungsakte, sind zuletzt jene in jedem Augenblicke von neuem gebildeten elementarischen Empfindungen, und für deren jede ein besonderes Urvermögen in Rechnung zu stellen ist (S. 500), als substantielle Grundkräfte enthalten. Also wer will deren Anzahl bestimmen?

Aber der Art nach nimmt unsere naturwissenschaftliche Psychologie nicht eine unbestimmbare Menge von Kräften an; vielmehr hat sie auf der einen Seite aus der genauen Beobachtung der Beschaffenheiten, in welchen sie sich bethätigen, und auf der anderen Seite aus der eben so genauen Beobachtung ihrer Entstehungsverhältnisse, und der dafür zusammenwirkenden Faktoren und Processe, sehr werthvolle Bestimmungen über die verschiedenen Arten gewonnen: werthvoll für ihre Erklärung und Unterscheidung, und im Anschluß hieran auch für die praktische Anwendung.

Dem gegenüber glauben nun freilich die Meisten noch immer an der metaphysischen Foderung der Einfachheit der menschlichen Seele festhalten zu müssen. So nun auch unser Kritiker, welcher in der Vorrede zu dem 1849 von ihm herausgegebenen „Lehrbuche der Psychologie als Naturwissenschaft" die in demselben ausgeführte Ansicht selbst als eine „vermittelnde" charakterisirt „die sich in ihren Grundzügen an Herbart anlehne". In der für seine Grundansicht entscheidenden Stelle (S. 81 f.) äußert er sich dahin, daß die „Residuen" der Perceptionen nicht gedacht werden dürften als ein „fertiger Vorstellungsinhalt, der von ihnen her in der Seele zurückbliebe, und von da an einen mehr oder weniger dauernden Besitz derselben bildete", und „eben so wenig als fortdauernde Thätigkeiten oder Zustände der Seele", auch „nicht als selbstständig in ihr fortwirkende Kräfte". Also wie denn sonst? — Seine Antwort lautet: als „Dispositionen der Seele, welche begünstigend und erleichternd wirken auf die wiederholte Beschäftigung mit demselben Vorstellungsinhalte, auf den sie sich beziehn", als „in der Seele erzeugte Strebungen, den Zustand (die Thätigkeit) in sich zu erhalten oder wiederzugewinnen (zu reproduciren), in welchen sie sich befand". Aber sind denn Strebungen nicht Kräfte? — Sie sind Kräfte in ihrer Bethätigung; und indem sie auf die Reproduktion eines be-

stimmten Besonderen hinarbeiten, so wirken sie doch so weit unstreitig auch „selbstständig" fort. Da haben wir also ein einfaches Wesen, in dem sich allmählich Hunderttausende von qualitativ und quantitativ verschiedenen Strebungen oder Dispositionen ansammeln, und welches dessenungeachtet nicht aufhören soll, einfach zu sein; und auf der anderen Seite, indem ihm, als einem Einzelnen und Einfachen, so viele verschiedenartige Dispositionen aufgepackt werden, die einander verdekken und verdunkeln, so erhalten wir eine durch und durch nebelhafte Grundanschauung, so daß man, wenn man nicht von neuem inkonsequent werden will, von vorn herein auf jede bestimmte und genaue Erklärung Verzicht leisten muß. Aehnlich wie schon Herbart bei seinen Selbsterhaltungen, dreht und windet sich der Verfasser, um die so augenscheinlich vorliegenden Erfahrungen von den vielen, bei aller Einheit doch auch gesondert forteristirenden und wirkenden Kräften zu beseitigen; aber sie sind einmal nicht zu beseitigen; und was er mit der einen Hand genommen hat, muß er mit der anderen wiedergeben.

Wir haben in einem früheren Aufsatze des gegenwärtigen Heftes (S. 429 ff.) darauf hingewiesen, wie die Vertauschung der bisherigen, mehr oder weniger auf vorgefaßte allgemeine Begriffe gegründeten Auffassungs- und Konstruktionsweise mit einer streng naturwissenschaftlich tiefer eindringenden als eine in jeder Hinsicht erfreuliche und gesunde Bethätigung unserer Zeit anzusehn ist, und von der sich mit Bestimmtheit erwarten läßt, daß sie so manches daneben entwikkelte Krankhafte überwinden und ausscheiden werde. Aber wenn irgendwo, so gilt es hier volle Entschiedenheit. Eine Naturwissenschaft, welche sich auf nicht aus der Natur selber geschöpfte Grundlagen stützt, ja auf solche, die mit den für unsere Beobachtung vorliegenden Naturentwickelungen im entschiedensten Gegensatze stehn, ist eben keine wahre Naturwissenschaft. So nun auch hier. Alle unsere psychischen Kräfte und Bethätigungen haben nun einmal, wie die Natur unserer Seele ist, keine andere Existenz, als in dieser vielfachen Zusammenbildung; und wer also diese verkennt, oder aus jenem metaphysischen Vorurtheile heraus nicht anerkennen will, leistet

schon allein hiedurch auf jede gründliche psychologische Einsicht Verzicht! —

Noch ist uns Ein Punkt der gegen uns erhobenen Anklage übrig: daß nämlich unsere naturwissenschaftliche Psychologie selbst eine unbestimmte Anzahl von Grundsystemen hinstelle. Wir fragen wieder, ob dies nicht ein treues Abbild der psychologischen Erfahrung ist. Der Psychologie gehört für ihre Verarbeitung Alles an, was wir durch unser Selbstbewußtsein auffassen. Aber unter ungewöhnlichen Umständen können auch alle leiblichen Systeme Bewußtsein entwickeln (vgl. „Lehrbuch ꝛc.“, S. 42 ff.); und dann werden auch sie zu Grundsystemen für das psychisch-Thatsächliche. Diejenigen Grundsysteme nun, welche schon unter den gewöhnlichen Umständen Bewußtsein entwickeln, hat unsere naturwissenschaftliche Psychologie allerdings bestimmt namhaft gemacht und charakterisirt („Lehrbuch ꝛc.“, S. 61 ff.; „Pragmatische Psychologie“, I, S. 127—56). Ueber diese hinaus aber haben wir, vermöge des Angegebenen, eine psychologisch unbegränzte und unbestimmbare Sphäre. Die Psychologie hat in Betreff dieser Systeme eine ganz andere Stellung als die Physiologie. Für die Auffassung dieser Letzteren sind die leiblichen Systeme stets vorhanden, und in sehr bestimmt auseinandertretenden Formen und Stellungen. Für die psychologische Auffassung aber bringen sie uns weder das Eine noch das Andere entgegen. Sie kommen und verschwinden wieder; sie nehmen, mögen sie nun fördernd oder hemmend wirken, die verschiedensten Stellungen ein im Verhältniß zu den psychischen Entwickelungen; und sie unterscheiden sich für unser Selbstbewußtsein (man denke namentlich an leibliche Verstimmungen) wenig oder gar nicht in ihren Qualitäten von einander. Unsere naturwissenschaftliche Psychologie also, indem sie sich mit ihrer bestimmten Angabe und Charakteristik auf die schon unter den gewöhnlichen Umständen Bewußtsein entwickelnden Systeme beschränkte, hat wieder nur Das, was für die psychologische Erfahrung vorliegt, treu wiedergegeben.

VI.

Preisertheilung.

Im vorigen Jahre ist von uns, in Folge der Freigebigkeit eines ehemaligen Zuhörers des Professors Beneke, eine Preisaufgabe bekannt gemacht worden, welche, im Anschluß an die von dem Letzteren über die Natur des Aesthetischen gegebenen Aufklärungen, eine praktische Ausbeutung derselben sowohl für die Erziehung im engeren Sinne dieses Wortes als für den Unterricht foderte. Nach dem einstimmigen Urtheile der damals namhaft gemachten Preisrichter ist der erste Preis von funfzig Thalern in Gold der Bearbeitung zuerkannt worden, welche mit dem Motto aus Schiller bezeichnet ist: „Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt"; der zweite Preis von dreißig Thalern in Gold derjenigen, welcher die Worte Göthe's vorgesetzt sind: „Die Gestalt des Menschen giebt den Text zu Allem, was sich über ihn empfinden und sagen läßt". Die Eröffnung der versiegelten Zettel ergab als den Verfasser der ersten Abhandlung: „Friedrich Dittes, Bürgerschullehrer zu Plauen im sächsischen Voigtlande"; als den Verfasser der zweiten: „H. G. Förster, Lehrer in Nossen im Königreich Sachsen".

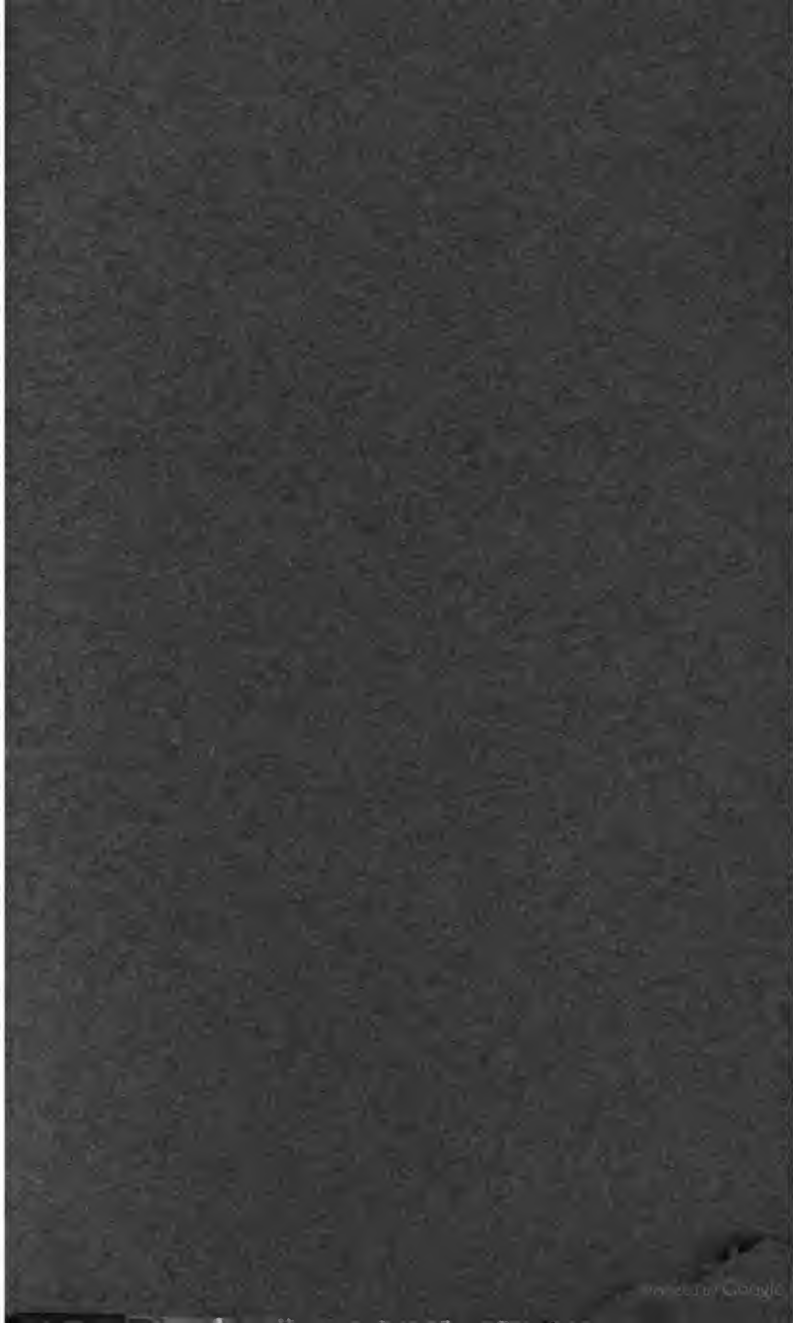
Berlin, den 1sten Oktober 1853.

E. S. Mittler & Sohn.

Wir fügen der vorstehenden Bekanntmachung noch die Bemerkung hinzu, daß überhaupt vier Bewerbungsschriften eingeliefert worden sind. Von diesen mußten zwei von vorn her-

ein für die Konkurrenz ausfallen: die eine (deren Motto anfängt: „Das unermeßliche Weltgebäude Gottes ꝛc.“) schon deshalb, weil sie die Aufklärungen über die Natur des Aesthetischen, auf welche sich die Preisaufgabe bezieht, gänzlich zur Seite liegen läßt; die zweite (mit dem Motto: „Die ästhetische Auffassung schließt sich wohl zunächst an die Erscheinung an ꝛc.“), weil sie nur ein Bruchstück giebt: nur den theoretischen Theil mit Zurücklassung des praktischen. Um so erfreulicher war es den Preisrichtern, daß die beiden früher bezeichneten Bewerbungsschriften mit dem lobenswerthen Fleiße und dem Grade des Gelingens gearbeitet sind, daß sie ihnen die Preise zuzuerkennen im Stande waren. Die Rangordnung, in welcher dies geschehn, ist hauptsächlich dadurch bestimmt worden, daß in der praktischen Anwendung, auf welche doch die Aufgabe vorzugsweise gerichtet war, die zuerst genannte von Seiten des Inhaltes wie von Seiten der Form entschiedene Vorzüge vor der anderen darbot. Allerdings hätten die Preisrichter in beiden Schriften eine noch reichere praktische Ausbeutung und hier und dort auch eine größere Schärfe in den Bestimmungen und Auseinandersetzungen gewünscht. Aber bei dem Eifer und den selbstverleugnenden Anstrengungen, welche beide Verfasser, ungeachtet der vielfachen Beschränkungen und Störungen der ihnen zugemessenen Muße, über die sie klagen, auf ihre Arbeiten verwandt haben, können wir mit Sicherheit das Vertrauen zu ihnen hegen, daß sie das gegenwärtig Eingelieferte durch weitere Studien und praktisch gespannte Beobachtungen zu immer größerer Vollkommenheit fortzubilden sich angelegen sein lassen werden.

Gedruckt bei E. S. Mittler und Sohn in Berlin,
Spandauer Straße No. 52.




U. C. BERKELEY LIBRARIES
C048380470

